

Das Waldviertel

43. Jahrgang

1994

Heft 3



INHALT

Günter Schneider: Die Urbare des Stiftes Zwettl als wirtschaftsgeschichtliche Quelle .	233
Jakob Werner: Der Stukkateur Santino Bussi und die Innenausstattung der ehemaligen Stiftskirche Dürnstein	256
Walter Winkler: Neue Quellen zum Leben und Schaffen von Leopold Wißgrill (1701-1770)	267
Franz Krausl: Florian Deller (1729-1773). Ein in Drosendorf geborener Komponist der Mozartzeit	277
Erbert Junker: Zur Geschichte der Pulvererzeugung in Hoheneich (von ca. 1710 bis 1918)	284
Burghard Gaspar: Zur Geschichte des „Privilegierten uniformierten Bürgerkorps Eggenburg“. Historische Streiflichter anlässlich der 200-Jahr-Feier	293
Ulrike Sümegi: Wer Mohn sät, erntet Legenden	312
Waldviertler und Wachauer Kulturberichte	316
Buchbesprechungen	332
Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes	347
Jahreshauptversammlung des WHB in Weitra	347
Drittes „Graselfest“ in Drosendorf und Buchpräsentation in Gmünd	351

TITELBILD:

Blick in das Presbyterium der Stiftskirche Dürnstein mit Stuckdekor und Plastiken von Santino Bussi
1723 - 1724

(Foto: Jakob Werner, Wien)

WALDVIERTEL INTERN

Obwohl jetzt das dritte Heft des Jahrganges 1994 erschienen ist und wir in diesen Tagen die dritte Druckereirechnung bezahlen müssen, ergibt eine Durchsicht unserer Mitglieder- bzw. Abonentenkartei, daß eine erhebliche Zahl unserer Bezieher den Jahresbeitrag für das heurige Jahr noch nicht bezahlt hat. Wir bitten Sie, falls Ihr Beitrag noch ausständig ist, um rasche Einzahlung Ihres Beitrages (öS 275,—) auf das Konto Nr. 0000-005520 bei der Sparkasse Horn-Ravelsbach-Kirchberg.

Vielen Dank!

Mit besten Grüßen

Mag. Rudolf Malli
Finanzreferent

Dr. Erich Rabl
Präsident

Günter Schneider

Die Urbare des Stiftes Zwettl als wirtschaftsgeschichtliche Quelle

I. Einleitung

Urbar bedeutet althochdeutsch Nutzen, Ertrag; ein Urbarbuch ist also ein Verzeichnis der urbaren (nutzbringenden) dienst- und zinspflichtigen Gründe.¹⁾ Nach einer anderen Definition sind die Urbare systematische und übersichtliche „Aufzeichnungen über den Besitz und die damit verbundenen Rechte und Einkünfte von Grundherrschaften und bilden damit eine der wichtigsten Quellen für die Wirtschafts-, Besitz- und Siedlungsgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit“.²⁾

Urbare wurden schon im Frühmittelalter von den geistlichen Grundherrschaften und vom karolingischen Staat angelegt.³⁾ Mit dem Aufkommen der Rentengrundherrschaft seit dem 12./13. Jahrhundert verfaßten auch weltliche Grundherrschaften Verzeichnisse ihrer „Untertanenhäuser, Gründe und Zehente unter Angabe der jeweiligen Besitzer und der davon zu entrichtenden Dienste, Leistungen, Steuern, Roboten und sonstiger Giebigkeiten“.⁴⁾

¹⁾ Georg Grüll, Das Urbar. Monographie einer wirtschaftsgeschichtlichen Quelle. In: Oberösterreichische Heimatblätter 6 (Linz 1952) S. 219.

Dazu auch Brockhaus Enzyklopädie 19 (¹⁷1974) S. 309: Urbar (von ahd. erberan = hervorbringen, Ertrag bringen), im Mittelalter die Einkünfte von Grund und Boden, häufig auch das Grundstück selbst. Urbarium (auch „Salbuch“), das in Listen- oder Buchform angelegte Bücher- und Einkünfteverzeichnis für die Wirtschaftsführung und Verwaltung einer Grundherrschaft.

Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache (Berlin ¹⁷1957) S. 809.

Literaturhinweise bei Gernot Heiß, Reformation und Gegenreformation (1519-1618): Probleme und ihre Quellen. In: Die Quellen der Geschichte Österreichs, ed. Erich Zöllner (= Schriften des Institutes für Österreichkunde 40, Wien 1982) S. 129-132.

Walter Heinemeyer, Richtlinien für die Edition landesgeschichtlicher Quellen (Marburg/Köln 1978) S. 17-23.

²⁾ Otto Herding, Das Urbar als orts- und zeitgeschichtliche Quelle besonders im Herzogtum Württemberg. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 10 (1951) S. 72.

³⁾ Thomas Winkelbauer, Grundherrschaft und bäuerliche Gemeinde im Waldviertel. In: Heimatforschung heute, ed. Ulrike Kerschbaum und Erich Rabl (= Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes 29, Krems/Horn 1988) S. 70.

⁴⁾ Grüll, Das Urbar (wie Anm. 1) S. 219.

Die ältesten Aufzeichnungen sind noch recht ungenau und unvollständig und enthalten für ihre Besitzungen bzw. Verwaltungseinheiten nur summarische Angaben.⁵⁾ Alfons Dopsch führt in der Einleitung des ersten Bandes der „Österreichischen Urbare“, dem grundlegenden Werk der österreichischen Urbarforschung, an, daß die älteren Urbare noch keine Detailangaben bieten⁶⁾, „weder über die Größe des Besitzes, noch über die einzelnen Inhaber“. Sie waren offenbar nicht für den praktischen Verwaltungsdienst in den einzelnen Ämtern bestimmt, sondern zusammenfassende Register, die der Herrschaft eine Übersicht über den Gesamtbesitz ermöglichen sollten.

Gegen Ende des Spätmittelalters werden die Urbare detaillierter und nennen schon häufig die Namen der einzelnen Untertanen sowie die mit ihrem Besitz verbundenen Abgaben und Dienste. Seit dem 15. Jahrhundert wurden sie durch Grundbücher ersetzt, in die alle Veränderungen in der Person des Inhabers eingetragen wurden.⁷⁾ Georg Grill nennt in seiner Monographie folgende Formen von Urbarbüchern:⁸⁾

1. Verkaufsurkunden als Vorstufe, wenn sie mit dem verkauften Herrschaftsbesitz die anfallenden Dienste, Roboten und Steuern nennen;
2. Gesamt-, Haupt- oder Schauurbare;
3. Familienurbare mit den Dienstverzeichnissen des Familienbesitzes;
4. Kauf- und Pfandurbare aus der frühen Neuzeit;
5. Teilungs- und Teilurbare.

Bei diesen genannten Arten von Urbaren wurde nur der Sollstand der Dienste angegeben, die Ablösung einer schuldigen Leistung, wie sie dem Grundherrn zum Zeitpunkt des Übereinkommens als notwendig erschien.⁹⁾ Es mußten daher auch Bücher geführt worden sein, Diensturbare, die auch das Haben verzeichneten. Es bestanden sicher oft genug Differenzen zwischen den im Urbar verzeichneten und den der Herrschaft tatsächlich abgelieferten Diensten, wenn die Untertanen durch Mißernten, Krankheiten oder andere Nöte ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnten.¹⁰⁾

Vielfach waren diese Diensturbare den Haupturbaren gleich, in einer anderen Form führte man die einzelnen Arten von Diensten in getrennten Büchern (Roboturbaren, Kucheldienstbüchern, Zehenturbaren usw.).¹¹⁾

Dienten also Urbare des Spätmittelalters nach dem Umfang ihrer Eintragungen vorwiegend als reine Güterverzeichnisse ohne Inserierung von Urkunden oder weistumsähnlichen Dorfgerichtsentscheidungen, charakterisieren die Bücher des 15. und 16. Jahrhunderts den

⁵⁾ Helmuth Feigl, Die niederösterreichische Grundherrschaft vom ausgehenden Mittelalter bis zu den theresianisch-josephinischen Reformen (= Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich 16, Horn 1964) S. 262. Über die ältesten Urbare, die das Waldviertel betreffen, Karl Lechner, Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte des Waldviertels. Mit besonderer Berücksichtigung des Mittelalters und der frühen Neuzeit. In: Das Waldviertel 7/2, ed. Eduard Stepan (Wien 1947) S. 151 f.

⁶⁾ Alfons Dopsch, Die landesfürstlichen Urbare Nieder- und Oberösterreichs aus dem 13. und 14. Jahrhundert (= Österreichische Urbare, I. Abteilung, I. Band, ed. Akademie der Wissenschaften, Wien/Leipzig 1904) S. XCIV f.

⁷⁾ Feigl, Grundherrschaft (wie Anm. 5) S. 262.

⁸⁾ Grill, Das Urbar (wie Anm. 1) S. 220.

⁹⁾ Arnold Luschin von Ebengreuth, Allgemeine Münzkunde und Geldgeschichte des Mittelalters und der Neuere Zeit (= Handbuch der Mittelalterlichen und Neuere Geschichte 5, München/Berlin 1904) S. 188.

¹⁰⁾ Marianne Studener, Die Herrschaft Falkenstein im 16. Jahrhundert. Eine Auswertung der Urbare (ungedr. phil. Diss. Univ. Wien 1965) S. 78 f.

¹¹⁾ Im Stiftsarchiv Zwettl (StiA) ab der 2. Hälfte des 16. Jhs.

veränderten Stil des öffentlichen Lebens.¹²⁾ Sie werden ausführlicher, erzählen, beschreiben und stellen die Untertanen, jetzt namentlich angeführt, ganz konkret in die Ordnung des Gemeinwesens.¹³⁾ Otto Herding hielt diese Urbare in ihrer ausgereiften Form für ein Erzeugnis und Spiegelbild der beginnenden Neuzeit und bezeichnete sie als „vielleicht einzigen Quellentypus, an dem man (...) den Beginn der Neuzeit in gewissem Umfang gleichsam ablesen kann“.¹⁴⁾

Die Zunahme der Eintragungen in den Urbaren und die wachsende Vielfalt der Aufzeichnungsarten bot der Geschichtsforschung die Möglichkeit interessanter Interpretationen der Aussagekraft urbarialer Quellen.

II. Urbarinterpretationen

Hugo Ott weist in seinem Aufsatz „Probleme und Stand der Urbarinterpretation“¹⁵⁾ darauf hin, daß die Erforschung der mittelalterlichen Quellen der Wirtschaftsgeschichte und im besonderen der Agrargeschichte etwa vor hundert Jahren begonnen hat.

1876 beschäftigte sich der „Altmeister der österreichischen wirtschaftsgeschichtlichen Forschung“, Karl Theodor von Inama-Sternegg, mit den Urbaren und den Urbarialaufzeichnungen.¹⁶⁾ Er sah neben den Weistümern und Rechnungsbüchern den Wert der Urbare für die ökologische Charakteristik der Grundbesitzverhältnisse und wollte die Verteilung von Grund und Boden, die Intensität der Bodenbewirtschaftung und die Feststellung der gesamten Einkünfte statistisch erfaßt wissen und in einem untereinander möglichst vergleichbaren Tabellenwerk verarbeiten.¹⁷⁾

Diese Interpretation wurde von Karl Lamprecht 1885/86 mit seinem dreibändigen Werk „Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter“ weitergeführt, er kam aber zu ganz anderen Ansichten.¹⁸⁾ Das Mittelalter sei seiner Meinung nach zur statistischen Durchdringung wirtschaftlicher und sozialer Phänomene ungeeignet gewesen, es stehe eindeutig fest, „daß ein Urbar im Vollsinn des Begriffs auf vorausgegangener Weisung der in der Grundherrschaft zusammengeschlossenen Hörigen und Hintersassen beruht, also auf genossenschaftlicher Weisung“.¹⁹⁾ Dieses „gewiesene“ Urbar sei im späteren Mittelalter von dem grundherrlich konstatierten Urbar verdrängt und zu einem „Budget der Solleinnahmen nach den

¹²⁾ Herding, Das Urbar (wie Anm. 2) S. 84.

¹³⁾ Ebd. S. 92 f.

¹⁴⁾ Ebd. S. 73.

Übereinstimmend mit der allgemeinen Entwicklung der Urbare in Deutschland kann auch Dopsch (wie Anm. 6) darauf verweisen, daß die Bücher der jüngeren Zeit mit der Nennung der einzelnen Zinsleute und deren Leistungen ausführlicher gehalten sind.

¹⁵⁾ Hugo Ott, Probleme und Stand der Urbarinterpretation. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 18 (1970) S. 159-184.

¹⁶⁾ Karl Theodor von Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters (Leipzig 1899).

Eine Würdigung seines Wirkens in der Festschrift „Geschichte und Ergebnisse der zentralen amtlichen Statistik in Österreich 1829-1979“, ed. Österreichisches Statistisches Zentralamt (Wien 1979).

¹⁷⁾ Ott, Urbarinterpretation (wie Anm. 15) S. 165 mit Anmerkungen.

Ott betont die hervorragenden Leistungen dieses Wirtschaftshistorikers, streicht aber auch seine „naive Haltung“ gegenüber den Quellen hervor. Seine Fragestellungen kennzeichnen Inama-Sternegg als Statistiker, der er von Beruf war.

¹⁸⁾ Ebd. S. 166-170.

¹⁹⁾ Ebd. S. 170.



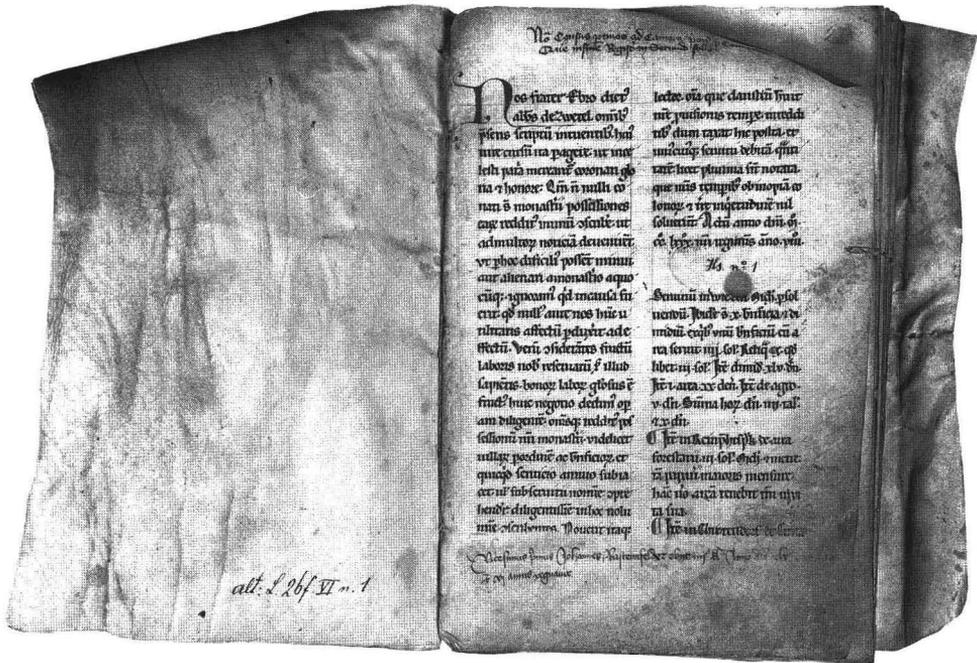
Fälligkeitsterminen der einzelnen Einnahmen“ geworden.²⁰⁾

Nach dieser kurzen Auflistung gegensätzlicher, aber für die Forschung wichtiger Interpretationen werden nun im konkreten die Urbare des Klosters Zwettl und ihr Quellenwert dargestellt.

III. Die Urbare des Stiftes Zwettl

Das Kloster Zwettl im Waldviertel besitzt in seinem Archiv Urbare, welche die in der Einleitung dargestellte Entwicklung der urbarialen Aufzeichnungen im späten Mittelalter treffend widerspiegeln.

Das älteste Urbar des Klosters Zwettl, 1280 von Abt Ebro verfaßt (StiA [= Stiftsarchiv Zwettl] Hs. 2.4). — „Beachtlich“ die in den siebziger Jahren aufgeklebten Archivzettel!



Urbare 1280, fol. 1: „Nos frater Ebro“

²⁰⁾ Ebd. S. 170. — Zu Lamprechts Urbarinterpretation auch Erna Patzelt, Entstehung und Charakter der Weistümer in Österreich (Budapest 1924) S. 17.

1. „Nos frater Ebro“²¹⁾

Das älteste Urbar des Klosters, 1280 von Abt Ebro verfaßt, ist ein Bändchen von 20 (nachträglich nummerierten) Pergamentblättern in der Größe von 25×16,5 cm, dem sechs Urkundenabschriften aus dem 14. Jahrhundert beigegeben sind. Es führt die Zahl und die Größe der Besitzungen in den dem Kloster zugehörigen Ortschaften, die Einkünfte an den verschiedenen Abgabebanden und die Summe der Dienste an.

Von der besitzgeschichtlichen Entwicklung Zwettls soll nur erwähnt werden, daß das Kloster im Jahr 1137 vom Kuenringer Hadmar I. für Zisterziensermönche, die aus Heiligenkreuz in den „Nordwald“ kamen, gegründet wurde. In dem reichlich dotierten Stiftungsgebiet, von König Konrad III. 1139 und von Papst Innozenz II. 1140 bestätigt, befanden sich sieben Dörfer.²²⁾

Die Zisterzienser durften zwar Grund und Boden, auch Gewässer und Vieh annehmen, es war ihnen aber streng verboten, Dörfer, Zehent und zinsende Untertanen zu besitzen.²³⁾ Neubrüche in der Umgebung Zwettls und Schenkungen der Kuenringer und zahlreicher anderer Ministerialen vergrößerten den Besitz des Klosters zusehends. Rechtsgeschäfte (Kauf, Tausch etc.) nahmen ab der Mitte des 13. Jahrhunderts stetig zu — die geänderte Wirtschaftsauffassung des Spätmittelalters machte auch vor den Zisterziensern nicht halt.²⁴⁾ Das zeigen auch die nächsten Zwettler Urbare.

2. „Liber fundatorum“, die sog. Bärenhaut²⁵⁾

Um 1311 ließ Abt Otto ein im wesentlichen auf dem Urbar Ebros beruhendes Einkommensverzeichnis anlegen und dem „Liber fundatorum“, dem wohl berühmtesten Kodex des Klosters, einfügen. Die Aufzeichnungen in diesem „Stifterbuch“ finden sich, mit einem vorangestellten alphabetischen Ortsverzeichnis nach Ortschaften geordnet, auf den Seiten

²¹⁾ StIA 2.4, Urbar des Abtes Ebro von 1280. — P. Alois Wagner S. O. Cist., Das älteste Urbar des Stiftes Zwettl. Zum 800jährigen Bestehen des Stiftes (Bregenz 1938).

Die Kuenringer. Das Werden des Landes Niederösterreich, Katalog der niederösterreichischen Landesausstellung 1981 (Wien 1981) S. 179 f. (Kat.-Nr. 176 und 177).

Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesan-Blatt 14 (St. Pölten 1954) S. 170-178.

²²⁾ Karl Kubes — Joachim Rössl — Herbert Fasching, Stift Zwettl und seine Kunstschatze (St. Pölten/Wien 1979).

Aus der umfangreichen Literatur z. B. Herwig Wolfram, Zisterziensergründung und Ministerialität am Beispiel Zwettls. In: Kuenringerforschungen, JbLKNÖ NF 46/47 (1980/81) mit weiteren Literaturhinweisen sowie Joachim Rössl, Die Frühgeschichte des Zisterzienserklosters Zwettl. Eine Darstellung mit Regesten. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte NF 113, ed. Hans Patze (Göttingen 1977).

²³⁾ Herwig Wolfram, Die Ministerialenstiftung Zwettl und ihre rechtliche Begründung. In: Die Kuenringer (wie Anm. 21) S. 164.

²⁴⁾ P. Alois Wagner S. O. Cist., Der Grundbesitz des Stiftes Zwettl — Herkunft und Entwicklung. Eine historisch-topographische Übersicht (= Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich 3, Wien 1938) S. 4-6. Um diesem Verbot des Generalkapitels nachzukommen, wurden für die päpstliche Bestätigung die Dörfer als Grangien (= Wirtschaftshöfe) ausgegeben. Einige Dörfer, z. B. die slawische Siedlung „Ratschen“, wurden in Wirtschaftshöfe umgelegt, bei anderen, vollausgebauten Dörfern wie Rudmanns und Gerotten war dies nicht mehr möglich!

²⁵⁾ StIA 1.4, Liber fundatorum Zwetlensis monasterii. — Über diese bekannte Handschrift z. B. Joachim Rössl, Der Liber fundatorum des Klosters Zwettl, sog. Bärenhaut. In: Die Kuenringer (wie Anm. 21) S. 173-181. Joachim Rössl, Kommentar zur vollständigen Faksimile-Ausgabe im Originalformat der Handschrift 2/1 des Stiftsarchivs Zwettl (Graz 1981).

P. Johann von Frast S. O. Cist. veröffentlichte 1851 einen (unkritischen) Druck in den Fontes Rerum Austriacarum II/3, Das „Stiftungen-Buch“ des Cistercienser-Klosters Zwettl (unveränderter Nachdruck 1964).



Urbar 1321, fol. 1: „Redditus monasterii Domus Zwetlensis“

136 bis 165 des Prachtbandes, der seinen Namen „Bärenhaut“ vom Einband (Haut eines Ebers, eines „Saubären“) ableitet.

3. „Libellus fundorum“²⁶⁾

Das Urbar im Stifterbuch war sicherlich nicht für den alltäglichen Gebrauch gedacht und dazu auch nicht geeignet, daher verfaßte ein unbekannter Schreiber um 1321 ein handlicheres Exemplar. Es ist ein Pergamentlibell in der Größe von nur 14×10 cm mit 55 Blättern. Die Ortschaften sind in einer anderen Reihenfolge als in den ersten Urbaren angeführt.

4. „Incipit novum“²⁷⁾

25 Jahre später, 1346, legte Frater Fridericus Plehlinus ein neues Urbar an. Diese Pergamenthandschrift, in einen Holzdeckel mit Lederüberzug und Messingschließe gebunden, hat die gleiche Größe wie der „Libellus fundorum“ und besteht aus 64 Blättern. Die Ortschaften sind in alphabetischer Reihenfolge geordnet, die Dienste sind schon detaillierter, aber im wesentlichen noch summarisch angegeben. Einigemal beruft sich der Verfasser auf ein *librum antiquum* oder auf *libros antiquos*.

5. „Liber fundi“²⁸⁾

Am 21. März 1499 überreichte Abt Wolfgang Örtl dem Konvent ein Gesamturbar, nach

²⁶⁾ StIA 2.5 beginnt mit „Redditus monasterii Domus Zwetlensis...“; 1321.

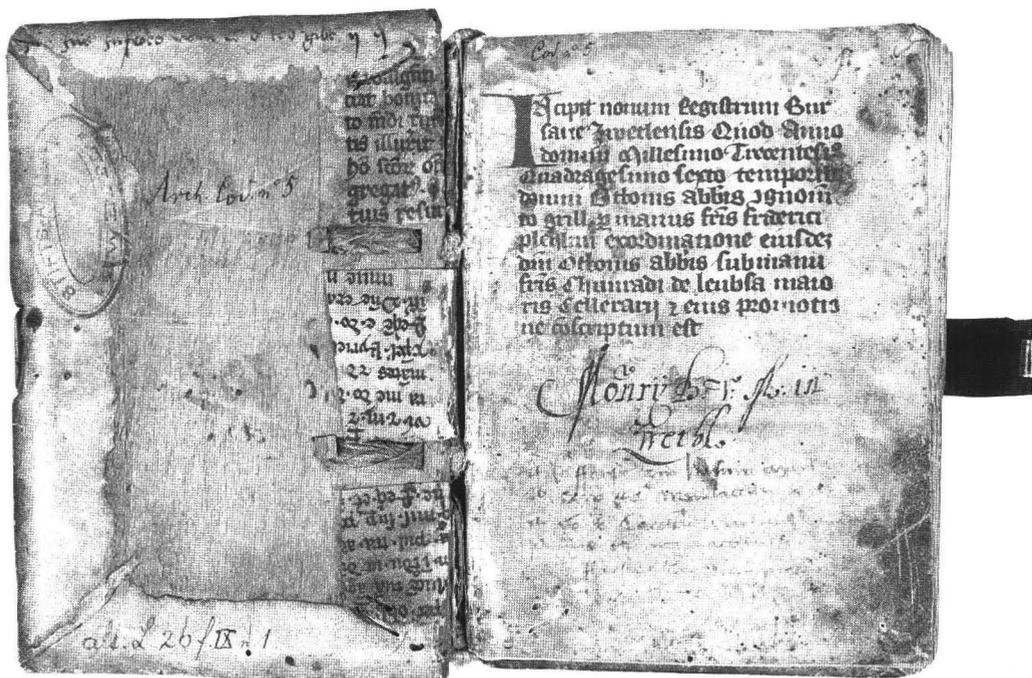
²⁷⁾ StIA 2.7, „Incipit novum Registrum Bursarie Zwetlensis...“; 1346.

²⁸⁾ StIA 6.1 und 6.2, großformatiges Gesamturbar in 2 Bänden aus dem Jahr 1499.

Ansicht der Stiftsarchivare P. Benedikt Hammer und P. Alois Wagner das letzte der mittelalterlichen Urbare des Klosters.²⁹⁾ Es sind zwei mächtige Bände von 46×30 cm Größe, in lederüberzogene, messingbeschlagene Holzdeckel mit zwei Schließen gebunden. Der erste Band mit 507 Papierblättern bringt die Besitzungen im Viertel „Ob dem Manhartsberg“, nach einer Vorrede an den Konvent folgt erstmals ein Banntaiding für die Untertanen des Klosters³⁰⁾ — eine für die Alltagsgeschichte interessante und wesentliche Quelle! Ein Register nennt in 171 Ortschaften Besitzungen des Klosters, die Dienstleistungen sind mit dem Namen des Besitzers und der Angabe der Besitzgröße verbunden. Der zweite Band für das Viertel „Unter dem Manhartsberg“ umfaßt 536 Blätter.



Urbar 1346 (StiA Hs. 2.7)



Urbar 1346, fol. 1: „Incipit novum legistrum Bursarie Zwetlensis“ mit Nennung des Schreibers (6./7. Zeile)

²⁹⁾ Wagner, Grundbesitz (wie Anm. 24) S. 9 mit Quellenhinweisen. — Wagner, Das älteste Urbar (wie Anm. 21) S. 5.

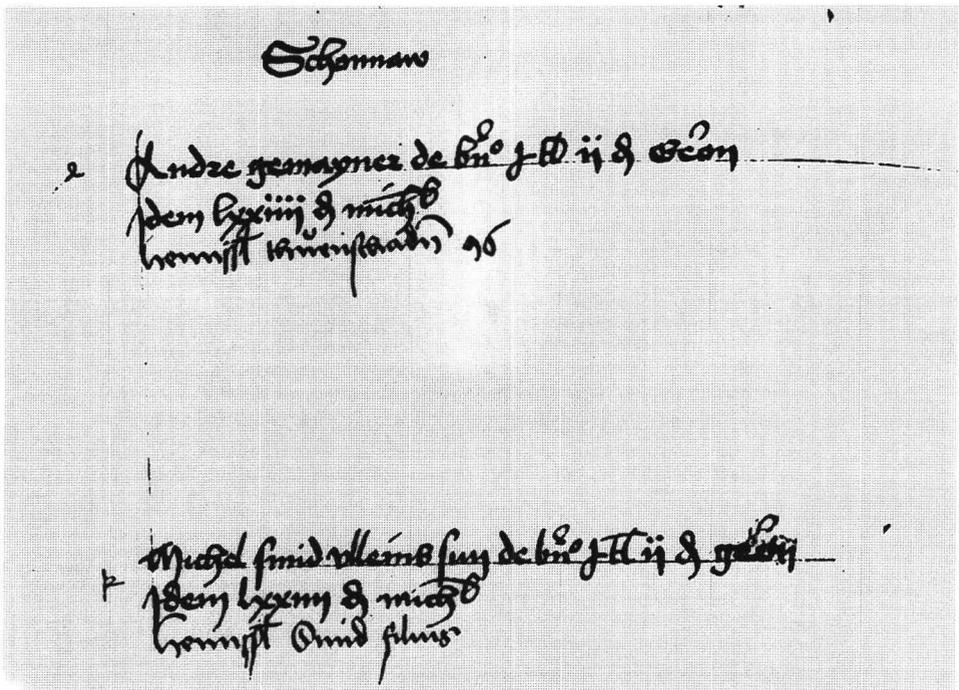
³⁰⁾ Druck: Niederösterreichische Weisthümer, ed. Gustav Winter (= Oesterreichische Weisthümer 8, II. Theil, Die Viertel ob und unter dem Manhartsberge, Wien/Leipzig 1896) S. 820-840.

Dieses prachtvolle Gesamturbar nennt nur den Namen des Zins- und Dienstpflichtigen zum Zeitpunkt der Abfassung, es war somit sicher nicht für den Kanzleigebrauch gedacht.

6. Das Grundbuch 1457- 1498³¹⁾

Diese Handschrift ist von besonderer Bedeutung und auch Ausgangspunkt dieses Aufsatzes. Sie kam aus noch unbekanntem Gründen einmal zum Aktenbestand des Kreisgerichtes Krems und wird im NÖ Landesarchiv aufbewahrt. Diese Tatsache dürfte in der Haustradition vergessen worden sein. Die Stiftsarchivare berichteten nicht darüber, und noch bei der Neuinventarisierung des gesamten Stiftsarchivs 1975 durch Gerhard Winner wurde unvollständig katalogisiert. Erst der damalige Stiftsarchivar P. Dr. Andreas Tomaschek klärte den Aktenbestand und ließ für das Klosterarchiv einen Mikrofilm anfertigen.

Diese Handschrift, 29,5×22 cm groß, hat 396 Blätter und nennt ab dem Jahr 1457 erstmals die Namen der zinspflichtigen Untertanen, innerhalb der Ortschaften nach Besitzgrößen geordnet, nach Lehen und Hofstätten. Von anderer Hand wurden Namen dazugeschrie-

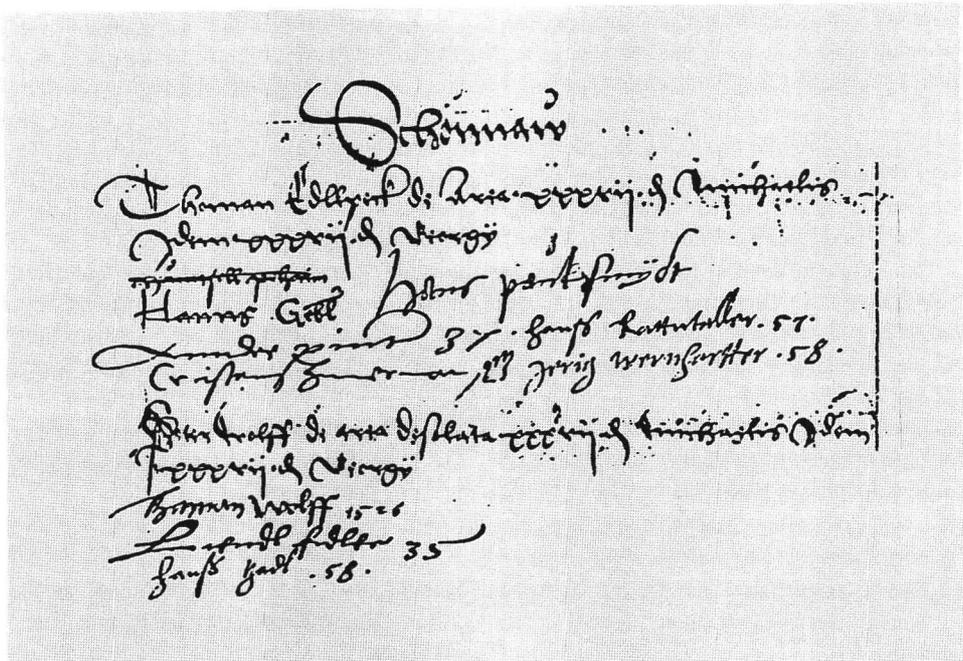


Schonaw: Andre gemayner von einem Lehen ein halbes Pfund und 2 Pfennige zu Georgi, 74 Pfennige zu Michaeli
Hennssl thuenschaden 96

Michel smid vllains sun von einem Lehen ein halbes Pfund und 2 Pfennige zu Georgi, 74 Pfennige zu Michaeli
Hennssl Smid filius

(Urbar 1457- 1498, NÖLA, KG Krems 275.1, Mikrofilm und Papierkopien im StIA)

³¹⁾ NÖ Landesarchiv, Abt. Regierungsarchiv, Kreisgericht Krems, 275.1 ohne eigenen Titel.



Schonnav: Thoman Edllpeck von einer Hofstätte 37 Pfennige Michaelis, 37 Pfennige Georgi
 Sieben Namensnennungen (letzter: Jerig = Georg wernhartter 58) Peter Wolff von einer öden Hof-
 stätte ...
 (Urbar 1498 - 1565, StiA Hs. 6.3)

ben, mehrmals mit einer Jahreszahl (des Wechsels?), sodaß sich annehmen läßt, daß dieses Buch bis 1498 in Gebrauch war.

Die für die Heimatforschung so wertvolle Nennung der ältesten Familiennamen im Herrschaftsgebiet des Klosters paßt genau zu den einleitend angeführten Beobachtungen über die Entwicklung der Urbare, es wurden die Dienste nicht mehr nur in Summe angeführt, am Beginn einer neuen Epoche fanden Mensch und Besitz (Raum) eine größere Bedeutung als bisher.³²⁾

7. Das Grundbuch 1498 - 1565³³⁾

Diese Handschrift des Stiftsarchivs ist 31,5×20,5 cm groß und umfaßt 320 Blätter sowie zehn weitere Blätter „Register der aufgelösten Ortsnamen“. Sie wurde in jüngerer Zeit ungenau in Pappendeckel mit grauen Leinenecken gebunden.

Die Durchsicht des Grundbuches, zur Absicherung dieser Arbeit, aber auch zur Klärung des Urbarbestandes im Archiv, erbrachte eine völlig neue Situation. Es zeigte sich,

³²⁾ Herding, Das Urbar (wie Anm. 2) S. 93.

³³⁾ StiA 6.3.

Bis zuletzt, noch nach Abschluß des Konzepts dieser Arbeit, führten die Eintragungen und Korrekturen im „Inventar des Stiftsarchivs Zwettl“ aus dem Jahr 1975 zu Mißverständnissen, da neben den Grundbüchern 6.3 und 6.4 auf den Mikrofilm 1457 ff und 1525 ff hingewiesen wird.

Mit „1525 ff“ ist gemeint, daß auf diesem Mikrofilm ein weiteres Grundbuch, Kreisgericht Krems, 275.2, abge-
 lichtet ist.

auch zur Überraschung des Stiftsbibliothekars P. Georg König³⁴⁾, daß dieses Besitzverzeichnis nahtlos an das Grundbuch 1457 anschloß. Die beiden Bücher ergeben ab 1457 eine lückenlose Reihe der Familiennamen (allerdings in unterschiedlicher Reihenfolge), dazu erhält das Gesamturbar „Liber fundi“ von 1499 eine neue Funktion. Es diene, wie erwähnt, als Prachtausgabe sicher nicht dem Kanzleigebrauch und könnte mit den Reformbestrebungen Kaiser Maximilians I. in Verbindung gebracht werden, da 1494 in den innerösterreichischen Ländern Urbarregister und nach Beschluß des „gemeinen Pfennigs“ eben in dem Jahr 1499 eine Reihe landesfürstlicher Urbare angelegt wurden.³⁵⁾

Zu welchem Zweck das Prachturbar 1499 verfaßt wurde, kann wegen der fehlenden Quellenhinweise nicht gesagt werden, es steht jedoch fest, daß unter Wolfgang II. Örtl, der von 1495 bis 1508 als Abt regierte³⁶⁾, anschließend an das Grundbuch 1457 im Jahr 1498 mit einem neuen Grundbuch begonnen wurde. (Möglicherweise diene dieses als Vorlage für das Prachturbar.)

Die Bücher verzeichneten den Sollstand der Abgaben und Dienste; daß aus dem Jahr 1507 ein Dienstbuch im Klosterarchiv erhalten blieb, läßt darauf schließen, daß die Kanzlei zu dieser Zeit die Höhe der tatsächlich geleisteten Zinse festhielt.³⁷⁾

Die weiteren Urbare und Grundbücher des Klosters in Übersicht:

8. NÖ Landesarchiv, Kreisgericht Krems 275.2, 1520-1575:

Dieses „Grundtbuoch Dem Gotzhauß Zwettl unnd derselben Güetter Zugehörig“ wurde etwa 20 Jahre nach StiA 6.3 angelegt und muß dann parallel dazu geführt worden sein.

9. StiA 6.4, ca. 1570 — ca. 1625

10. StiA 6.5, 1632-1634, Nachträge bis 1639

11. StiA 6.6, 1667-182., mit Hausnummern

12. NÖ Landesarchiv, Abt. Regierungsarchiv, Bezirksgericht Zwettl, 1. Herrschaft Stift Zwettl I/I — XIII (Grundbücher von 1823-1887)

IV. Das Dorf Kleinschönau

Der Ort liegt sechs Kilometer südöstlich von Stift Zwettl und zählt heute 28 Haushalte mit rund 100 Einwohnern. Es gibt 17 Bauernhäuser — eine Größenordnung, die durch Jahrhunderte praktisch unverändert blieb und daher sehr gut als Fallbeispiel zum Thema dieser Arbeit herangezogen werden kann.

Kleinschönau wird erstmals am 10. November 1208 urkundlich erwähnt: Hadmar II. von Kuenring schenkte dem Spital des Klosters Zwettl in „Schoenawe saltum unum“ einen

³⁴⁾ Stiftsbibliothekar P. Georg König erklärte sich sofort bereit, den Mikrofilm ausdrucken zu lassen und die beiden Grundbücher in den Archivbestand, exakt katalogisiert, aufzunehmen. In diesem Zusammenhang ist P. Georg für seine herzliche Bereitwilligkeit, die benötigten Archivalien zur Verfügung zu stellen, zu danken.

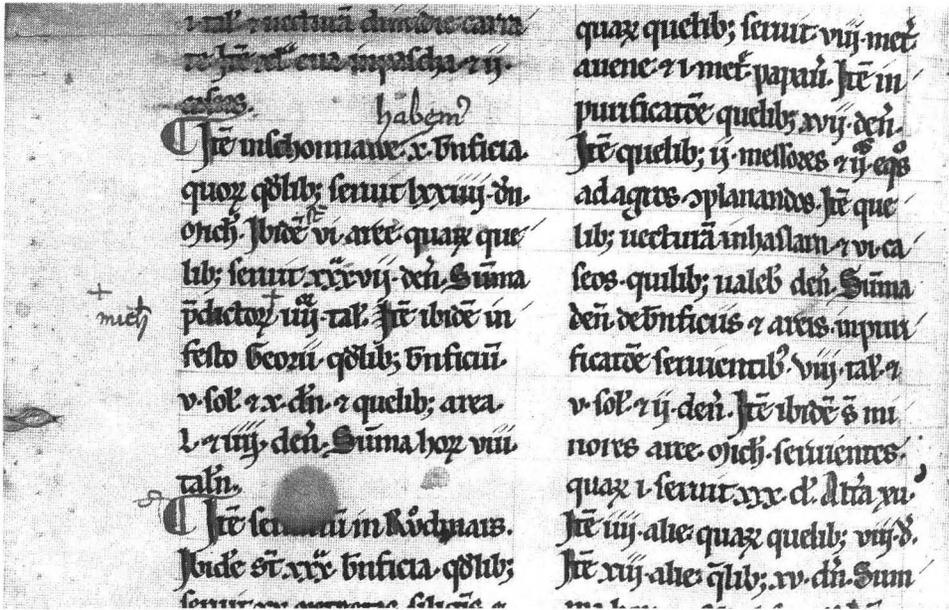
³⁵⁾ Patzelt, Entstehung... der Weistümer (wie Anm. 20) S. 90.

³⁶⁾ Kubes — Rössl — Fasching, Stift Zwettl (wie Anm. 22) S. 105.

Stephan Rössler S. O. Cist., Beiträge zur Geschichte des Cistercienser-Stiftes Zwettl in Nieder-Oesterreich (Wien 1891) S. 19.

³⁷⁾ StiA 6.8, Dienstbuch 1507-1512 „Tabula Registri super possessiones Mon(asterii)“ mit den Summen der in den Ortschaften abgeführten Zinse.

Ab der 2. Hälfte des 16. Jh. gibt es reichlich Dienst-, Zins- und Zehentbücher im Archiv (Inventarnummer 6. Herrschaft Stift Zwettl). In einem, 6.19 Zehentbuch 1560-1580, finden sich vor den Jahreseintragungen zwischen 1569 und 1576 Bemerkungen über das Wetter und den Ernteertrag, z. B. 1574: „Dises jar ist ain zimlichs mitelmesig jar an Traidt und Haber gewesen, die Sumersaht ist gar schlecht gewesen, Lysat und Har ist wol geraten.“



Urbur des Abtes Ebro von 1280 über Kleinschönau, fol. 2

Wald.³⁸⁾ Der Ort, der also zu dieser Zeit schon bestand, lag im kuenringischen „Districtus Zwettlensis“ knapp vor der Grenze des Stiftsbesitzes. Der Name bedeutet „schöne Au“, was keine poetische Namensgebung ist, sondern auf eine ertragreiche und für Weiden besonders geeignete Au hinweist.³⁹⁾

Am 18. Dezember 1267 verkauften zwei Ruger von Prant dem Stift das halbe Dorf. Das Geld, 80 Talente (= Pfund Pfennige), erhielt Abt Conrad durch Spenden von Paltram, Bürger zu Wien, und Gozzo, Bürger zu Krems.⁴⁰⁾ Rugers Tochter Elisabeth war mit Leutwin von Sunnberg verheiratet, und dieser verkaufte am 1. September 1274 ihre Mitgift, die zweite Hälfte des Dorfes, an das Kloster.⁴¹⁾

1. Quellenlage der Urbare

Im ältesten, 1280 von Abt Ebro angelegten Urbur wird über den Ort angegeben:

„Item in Schonnawe [habemus] x beneficia, quorum quodlibet servit lxxiiii denarios Michaelis. Ibidem [sunt] vi aree, quarum quelibet servit xxxvii denarios. Summa predictorum [Michaelis] iiii talenta. Item ibidem in festo Georii quodlibet beneficium v sol. et x den. et quelibet area l et iiii denarios. Summa horum viii talenta.“⁴²⁾

³⁸⁾ Wagner, Grundbesitz (wie Anm. 24) S. 25.

³⁹⁾ Gerhard Straßberger, Siedlungsgeschichte des nordwestlichen Waldviertels im Lichte seiner Ortsnamen (Wien 1960) S. 147 f.

Auch Heinrich Weigl, Historisches Ortsnamenbuch von Niederösterreich 6 (Wien 1974) S. 65.

⁴⁰⁾ P. Johann von Frast, Das Decanat Groß-Gerung und das Stift Zwettl (= Topographie des Erzherzogthums Oesterreich 16, Wien 1838) S. 30.

⁴¹⁾ Wagner, Grundbesitz (wie Anm. 24) S. 25.

⁴²⁾ Wagner, Das älteste Urbur (wie Anm. 21) S. 7; dazu FRA II/3, S. 514.

Das sind also zehn Lehen und sechs Hofstätten, die insgesamt zu Michaeli (29. September) vier Pfund Pfennige und zu Georgi (23. April) acht Pfund Pfennige Zins an das Kloster leisteten.⁴³⁾ Ein Lehen zahlte 74 Pfennige zu Michaeli und fünf Schilling Pfennige und zehn (also 160 Pfennige) zu Georgi, eine Hofstätte zinst 37 bzw. 54 Pfennige:

$$\begin{array}{r} 74 \text{ d} \times 10 = 740 \text{ d} \\ \hline 37 \text{ d} \times 6 = 222 \text{ d} \end{array}$$

$$962 \text{ d} : 240 \text{ d} = 4 \text{ lb}$$

$$\begin{array}{r} 5 \beta 10 \text{ d} \times 10 = 1600 \text{ d} \\ \hline 54 \text{ d} \times 6 = 324 \text{ d} \end{array}$$

$$1924 \text{ d} : 240 \text{ d} = 8 \text{ lb}$$

Damit zeigt sich, daß dieses Dorf, das — wie ausgeführt — erst später zum Klosterbesitz kam, nur Geldleistungen, aber keine Naturalabgaben und Robotdienste zu leisten hatte wie die Dörfer im ursprünglichen Stiftungsbereich. — Daß die Bauern im Frühjahr doppelt soviel zu zahlen hatten wie im Herbst (acht Pfund zu Georgi), kann hier nur festgehalten werden.

1325 verkaufte Otto von Peigarten dem Kloster eine Hofstätte in Kleinschönau.⁴⁴⁾ Damit hatte die Ortschaft mit 17 Häusern eine Besitzgröße, die bis in das 19. Jahrhundert unverändert blieb.

In den Urbaren von 1321 und 1346 wird der Ort Kleinschönau nicht erwähnt, wohl aber im Grundbuch 1457 (NÖLA, KG Krems 275.1). Hier finden sich erstmals vor den Angaben der Besitzgrößen und der Grundzinse die Vor- und Familiennamen der Bauern. Die Eintragungen (ohne Abgaben) lauten:

Andre Gemayner	Lehen
Michel Smid Ulleins sun	Lehen
Tam Wolff	Lehen
Nikl Herbart	Lehen
Nikl Chrotdorff	Lehen
Jorg Zymhekchl	Lehen
Peter Gemayner	L — ½ L (Abgaben gestrichen)
Hensl Smid Ulleins sun	(Name gestrichen,
Chrotdorffer darübergesetzt	von anderer
Hand, L bzw. ½ L; Abgaben	unklar)
Nikl Wolff	Lehen
Hensl der Cristany sun	Lehen
Bernhart der Cristany sun	Halblehen
Peter Tuenschach	Halblehen
Chunz (?) Renftl	Hofstätte
Smid Gengl	Hofstätte
Nikl Chrotdorff	öde Hofstätte
Chunrat der Cristany sun	Hofstätte

⁴³⁾ Heinrich Rauscher, Geschichte des bäuerlichen Wirtschaftslebens. In: Das Waldviertel 7/2, ed. Eduard Stephan (Wien 1947) S. 173.

Zu den Währungseinheiten:
 d denarius, Pfennig
 β solidus, Schilling (Zähleinheit)
 lb libra, talentum, Pfund

$1 \text{ lb} = 8 \beta = 240 \text{ d}$

⁴⁴⁾ Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatt 14, S. 202. — Aus den Quellen geht nicht hervor, seit wann und aus welchem Grund Otto von Peigarten diese Hofstätte besaß.

Tam Wolff	öde Hofstätte
Andre Gemayner	Hofstätte
Hensl Forst	Hofstätte
Nikl Chrotndorff	Selherberge
Smid Ullein	ein Acker

Somit waren von den zehn Lehen des 13./14. Jahrhunderts zwei geteilt und von den sieben Hofstätten zwei verödet (am Hausbestand wahrscheinlich, Abgaben wurden ja bezahlt) — der Stand der Besitzungen blieb unverändert.

2. Lokalisierung

Die wichtigste Fragestellung an die Urbare als Quelle der Agrargeschichte, des bäuerlichen Alltags, ist die nach der Größe der Besitzungen und nach dem Geldwert der Zinse.

Wo befinden sich die Lehen und die Hofstätten im Plan des Dorfes, wie können sie — um die dazugehörigen Felder zu finden — lokalisiert werden?

Die Besitzgrößen sind im Grundbuch 1457 abgestuft nach der Größe gereiht, zuerst die Lehen, dann die Halblehen und die Hofstätten. Aufmerksam machen die beiden öden Hofstätten. Diese werden nicht hintereinander in der Reihenfolge der Hofstätten verzeichnet, sondern als dritte und fünfte. Anscheinend hatte der Verfasser des Urbars bei der Niederschrift doch eine gewisse topographische Besitzabfolge vor Augen.

Schwierigkeiten ergeben sich beim Betrachten des Ortsplanes:⁴⁵⁾ Es finden sich statt der genannten 17 Besitzungen nur 16; ein Anwesen ist öde, ein anderes augenscheinlich geteilt.

Bei einem Gespräch mit einigen Ortsbewohnern⁴⁶⁾ über den Plan sowie die Lage und Größe ihrer Felder wurde auf einen angeblichen Besitz neben dem Haus Nr. 10 hingewiesen, auch der Begriff „Doppelhofstätte“ genannt. (Es zeigt sich der Wert der „oral history“ !)

Es mußte daher zur genaueren Bestimmung der Besitzungen der Franziszeische Kataster 1823 im NÖ Landesarchiv, Abteilung Ständisches Archiv, herangezogen werden. Tatsächlich fand sich neben dem Haus Nr. 10, am Nordrand des Dorfes, eine Flur, die der Größe der übrigen Hausgrundstücke entsprach, also eine verödete Hofstätte, die bei Klaar nicht eingezeichnet war! Nun waren die 17 Besitzungen der älteren Urbare wieder komplett.

Eine neue Situation ergab der Vergleich der weiteren Grundbücher des Klosters. Das Grundbuch 6.3 (1498 ff.), das Prachturbar 1499, das Grundbuch KG Krems 275.2 (1520 ff.) und das Grundbuch 6.4 (ca. 1570 ff.) haben die Besitzungen nicht nach der Größe gereiht, sondern beginnen übereinstimmend mit einer Hofstätte:

H — öH — H — L — L — L — L — L — H —
 ½ L — ½ L — L — L — L — ½ L — ½ L — H —
 H — öH

Somit ergaben sich folgende Überlegungen:

1. Beim Grundbuch 1457 waren die beiden öden Hofstätten an dritter und fünfter Stelle zu finden, bei den nächsten Büchern als zweite und letzte Eintragung.

⁴⁵⁾ Ortsplan von Adalbert Klaar, Die Siedlungslandschaft zwischen dem Weinsberger Forst, der Wild und dem Nebelstein. In: Franz Trischler, Zwischen Weinsberg, Wild und Nebelstein (Zwettl 1974) S. 41.

⁴⁶⁾ Im besonderen Ortsbesorger Franz Gutmann, Kleinschönau 10, dem ich für seine Auskünfte herzlich danke.

2. Die öde Hofstätte des Tam Wolff (1457) — fünfte Stelle — gehört 1499 Peter Wolff, zweite Eintragung.
3. 1520 hat die öde Hofstätte des Peter Wolff den Liendl Fidler als Besitzer, die benachbarte Hofstätte gehört 1520 Wölfl Liendl alias Fidler. Die beiden Hofstätten könnten die „Doppelhofstätte“ sein, heute Haus Nr. 12.
4. Im Anschluß an die beiden Hofstätten finden sich immer fünf ganze Lehen.
5. Die Halblehen, die heute noch existieren, sind die Häuser Nr. 7 und Nr. 8.
6. Die zweite öde Hofstätte muß nach Haus Nr. 10 liegen.

Ergebnis der Zuordnung:

1457	ab 1498	Haus Nr.
L	H	2
L	öH	3
L	H	4
L	L	5
L	L	6
L	L	7
½ L ½	L	8
L	L	9
L	H	10
½	½ L ½	11
½	L	12
H	L	13
H	L	14
öH	½	15
H	½	16
öH	H	17
H	H	
H	öH	

Ab 1498 trugen die Verfasser der Urbare die Häuser der Reihe nach ein, von der Nordostecke des Dorfes beginnend (die dem Kloster näher liegt), auch die Rusticalfassion 1751 ging so vor. Das Grundbuch 6.6 des Stiftsarchivs (1667 - 182.) und die Josephinische Fassion 1787 (NÖ Landesarchiv) beschreiben nach den Hausnummern, die von der Südwestecke des Dorfes an zählen.

3. Anlage des Dorfes

Bei der Anlage des Dorfes ließ man wie so häufig in manchen Waldviertler Orten beiderseits des Baches eine Grünfläche, den Anger, frei. Dieser diente als Gemeinschaftsbesitz, als Weideplatz und als Versammlungsort. In jüngster Zeit wurden Angerflächen zum Teil parzelliert und mit Kleingehöften bzw. mit der Gemeinschaft dienenden Gebäuden (Kapelle, Feuerwehrhaus, Milchhaus etc.) verbaut.⁴⁷⁾

⁴⁷⁾ Adalbert Klaar, Siedlungslandschaft (wie Anm. 45) S. 36 ff. — Dazu Adalbert Klaar, die Siedlungsformen des Waldviertels. In: Das Waldviertel 7/2, ed. Eduard Stepan (Wien 1947) S. 300-310; Ernst Plessl, Historische Siedlungs- und Flurformen von Niederösterreich (= Wissenschaftliche Schriftenreihe NÖ 32, St. Pölten/Wien 1978) S. 14 f. mit einer Auflistung von elf Formalelementen des Angerdorfes. — Ernst Plessl, Die ursprüngliche Größe des niederösterreichischen Bauernlehens. In: Siedlungsamen und Siedlungsformen als Quellen zur Besiedlungsgeschichte Niederösterreichs, ed. Helmuth Feigl (= Studien und Forschungen aus dem nö. Institut für Landeskunde 8, Wien 1986) S. 122-151.

Kleinschönau ist sowohl in der Anlage des Ortes als auch in der Flur eine planmäßige Gründung des 12. Jahrhunderts. Die Ortsried, ein streng rechteckiger Längsanger, hat zwei schematisch angelegte Baublöcke mit regelmäßigen Hofparzellen und Gärten. Den Anger umschließen Randstraßen, die nicht nur die Angerform deutlich abzeichnen, sondern auch die Zufahrt zu den Gehöften ermöglichen. Zur Erschließung des Längsangers führt durch die Mitte der Ortschaft eine Querstraße. Die Hofparzellen sind rechteckig und haben annähernd die gleiche Größe. Sie sind etwa 160 Meter lang und 45 Meter breit⁴⁸⁾ und gliedern sich in Hofraum (ca. 1000 m²), Wiese bzw. Hausgarten (ca. 2500 m²) und Acker (ca. 4000 m²). Kleinschönau gehört also zu dem Siedlungstyp des Längsangerdorfes mit Gartenackergrundstücken.⁴⁹⁾ Festzuhalten ist, daß die Hofstätten an den Rändern des Ortsraumes liegen und (wegen der geringen Bestiftung) sogar eher größere Hofparzellen aufweisen als die Lehen.

Die Flur, die man bei der Gründung des Dorfes durch Rodung der umliegenden Wälder gewann, wurde — wie immer bei diesem Dorftyp — in drei Felder oder Urriede geteilt.⁵⁰⁾ Jedes Gehöft der Siedlung, genauer gesagt, jedes der zehn Lehen bekam in jedem der drei Felder einen gleich großen Anteil, sodaß die typischen regelmäßigen Ackerstreifen der „Gewannflur“ oder „Lusflur“ entstanden. Neben der Flur gehörten weiteres Grünland und der Wald, die gemeinsam genutzt wurden, zur Gemarkung.

Die Gewannflur ist eine typische Kolonisationsflur, die in der Dreifelderwirtschaft begründet ist. Die Felder werden in einem dreijährigen Kreislauf bestellt, in jedem Jahr baute der Bauer in seinem Anteil des einen Urfeldes das Wintergetreide an (meist Roggen oder Weizen), in dem anderen Urfeld das Sommergetreide (meist Gerste oder Hafer). Das dritte Feld ließ man brach liegen, d. h. nicht besät, jedoch gedüngt und zumindest im Juni gepflügt, umgebrochen („Brachmonat“), und verwendete es als Weide für das Vieh aller im Dorf ansässigen Bauern.

Diese Form der Bewirtschaftung, die Dreifelderwirtschaft — dieser Begriff führte oft zu Mißverständnissen, da er die Fruchtfolge, aber auch die topographische Gliederung der Flur bezeichnet und daher in der neueren Fachliteratur als „Dreizelgenbrachwirtschaft“ (Dreifelderwirtschaft mit Zelgen) benannt wird⁵¹⁾ —, setzt naturgemäß den Flurzwang voraus.

⁴⁸⁾ Am Franziszeischen Kataster gemessen durchschnittlich 80 Klafter lang und 25 Klafter breit. Der gegenwärtige Ortsplan im Maßstab 1: 1000 im Stadtgemeindeamt Zwettl-NÖ, Bauabteilung, bestätigt die Abmessungen.

1 Klafter = 1, 896 m

1 Joch = 1600 Quadratklafter = 5760 m²

1 Quadratklafter = 3,6 m²

Für diese Maße Thomas Winkelbauer, Robot und Steuer (= Forschungen zur Landeskunde NÖ 25, Wien 1986) S. 282 f.

Festschrift „100 Jahre metrisches Maßsystem in Österreich (1872 - 1972)“, ed. Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen (Wien 1972) S. 71 f. mit genauer Beschreibung des amtlichen Maßes im Franziszeischen Kataster (Klafterlänge = 1896,60 mm).

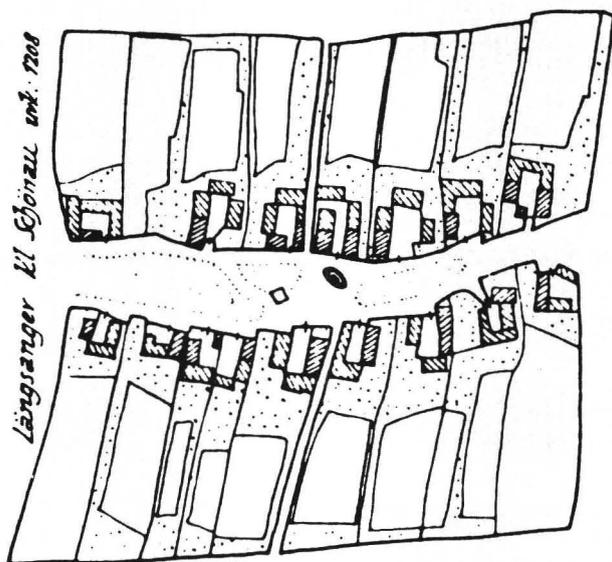
⁴⁹⁾ Klaar, Siedlungsformen (wie Anm. 45) S. 309.

⁵⁰⁾ Heinrich Weigl, Die Fluranlagen im Waldviertel. In: Das Waldviertel 7/2, ed. Eduard Stepan (Wien 1947) S. 326-333.

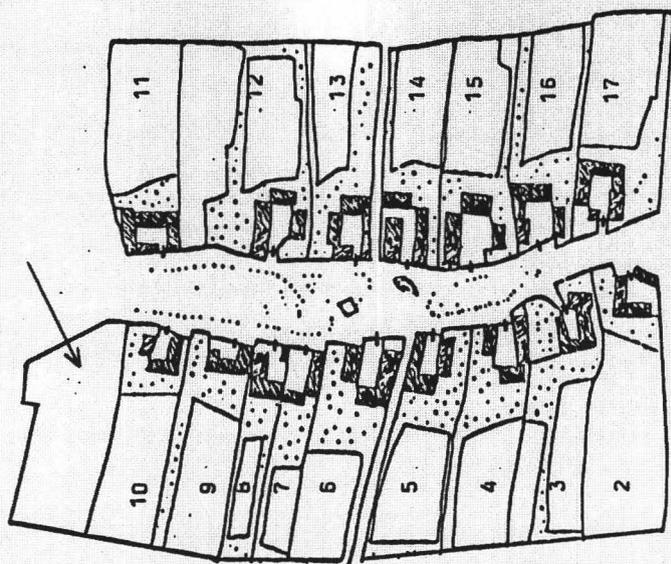
Ernst Plessl, Zur Ausbildung der Gewannflur in Niederösterreich. In: Unsere Heimat 4 (1976) S. 199-210.

⁵¹⁾ Helmut Jäger, Bodennutzungssysteme (Feldsysteme) der Frühzeit. In: Heinrich Beck (ed.), Untersuchungen zur eisenzeitlichen und frühmittelalterlichen Flur in Mitteleuropa und ihrer Nutzung. Bericht über die Kolloquien der Kommission für die Altertumskunde Mittel- und Nordeuropas (Göttingen 1980) S. 212-223.

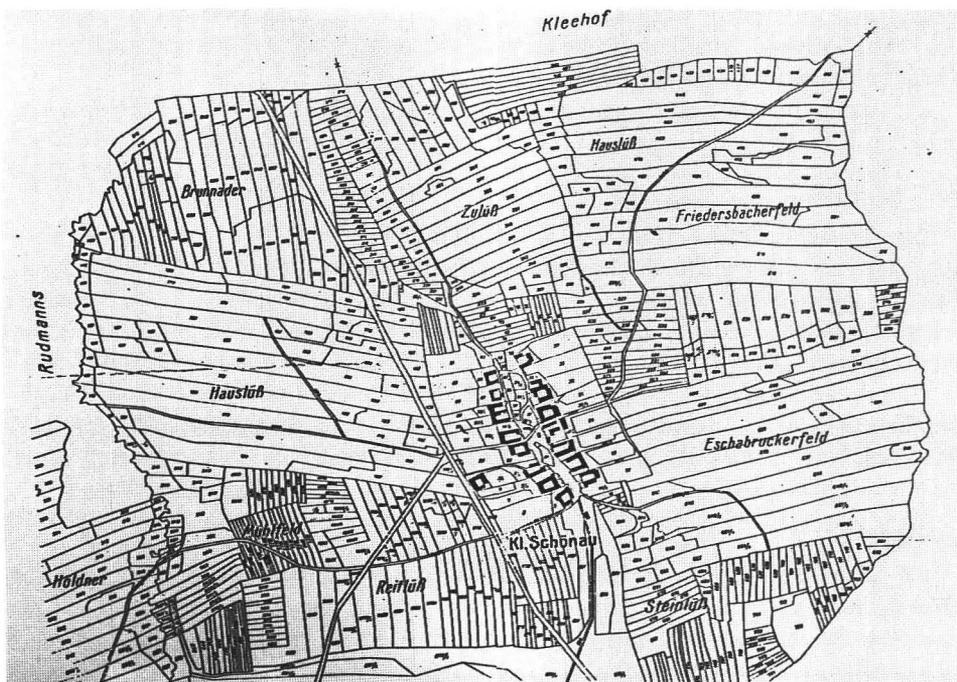
Zur Dreifelderwirtschaft auch Alfons Dopsch, Landesfürstliche Urbare (wie Anm. 6) S. CXXIX f. und Heide Wunder, Der dumme und der schlaue Bauer. In: Mentalität und Alltag im Spätmittelalter, ed. Cord Meckseper und Elisabeth Schraut (Göttingen 1985) S. 42 f.



Ortsplan Kleinschönau von Adalbert Klaar, Die Siedlungslandschaft zwischen dem Weinsberger Forst, der Wild und dem Nebelstein. In: Franz Trischler, Zwischen Weinsberg, Wild und Nebelstein (Zwettl 1974) S. 41



Die Anlage des Dorfes. Plan nach Klaar, nun mit der öden Hofstätte bei Haus Nr. 10



Darstellung des Gebietes der Gemeinde Kleinschönau vor der Kommassierung (1934-1942),
Originalplan 1 : 5000

4. Größen der Besitzungen

Die drei Urfelder in Kleinschönau hießen die „Hauslüsse“ (westlich des Dorfes), das „Friedersbacher Feld“ und das „Eschabrucker Feld“ östlich der Ortschaft. Wie erwähnt, besaß jeder Lehenbauer in jedem Urfeld einen gleich großen Anteil. Beim Vergleich des Josephinischen⁵²⁾ und des Franziszeischen Katasters⁵³⁾ mit dem Plan erwies sich, daß die zehn Lehen, die schon im Urbar von 1280 angeführt werden, ihre Anteile regelmäßig und gerecht aufgeteilt hatten.

Die erste Parzelle gehörte zum Haus Nr. 3, dann folgten — in allen drei Urfeldern — Nr. 17, 16, 4, 15, 5, 14, 6, 13 und 7/8. Es besaß also eine Parzelle ein Bauer der linken Ortshälfte, die nächste ein Bauer der rechten Ortszeile (also wurden die Gründe keineswegs, wie es oft heißt, verlost) — möglicherweise, um die Anfahrtswege zu den Feldern gerecht zu teilen.

Die Flurverteilung wird bei den Halblehen ebenfalls deutlich. Die Nr. 7/8 war zuerst ein ganzes Lehen, wurde aber schon im Spätmittelalter geteilt, wie auch das Haus Nr. 3 bis 1669 in zwei Halblehen geteilt war:⁵⁴⁾ Nach dem Grundbuch 1457 besaßen Peter Gemayner und Hensl Chrotndorffer die Halblehen des heutigen Anwesens Nr. 3, Bernhart der Cristanyn sun gehörte ein Halblehen (heute Nr. 7) und Peter Tuenschach die andere Hälfte

⁵²⁾ Eduard Mayrhofer, Die Josephinische Fassion als Quelle zur Dorfgeschichte. In: Unsere Heimat. Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von NÖ und Wien 17 (1946) S. 39-48.

⁵³⁾ Roman Sandgruber, Der Franziszeische Kataster als Quelle für die Wirtschaftsgeschichte und historische Volkskunde. In: Mitteilungen aus dem NÖ Landesarchiv 3 (1979) S. 16-28.

⁵⁴⁾ StiA 6.6, Grundbuch ab 1667.

(heute Nr. 8). Die Teilung wurde (wie man im Franziszeischen Kataster sieht) so vorgenommen, daß man die in Frage kommende Parzelle „viertelte“ und die jeweils diagonal gegenüberliegenden Teile einem Haus zuwies.

Die Hofstätten besaßen nur wenige Felder, der Gartenacker im Hof war ihr Hauptbesitz (daher auch der Name). Die Felder befanden sich zwischen den großen Urfeldern in kleinen, schmalen Streifen, aber ebenfalls regelmäßig zwischen den Besitzern der Häuser Nr. 2, 11, 12, 10 und 9 aufgeteilt.

Die Besitzungen der Lehen waren in den drei Urfeldern gleich groß. Messungen am Katasterplan ergaben im Durchschnitt 700 m Länge und 40 m Breite des Feldes, also 2,8 ha (fast 5 Joch) in jedem der drei Urfelder. Durch Neurodungen gewann man zusätzliche Gründe („Zulüß“), sodaß die Bauern dieses Ortes ziemlich gleichmäßig auf 27 Joch (etwa 15 ha) Gesamtbesitz kamen⁵⁵⁾, eine für Waldviertler Verhältnisse durchaus übliche Größe.

Die in der Literatur oft angeführten Teilungen der Lehen, die zum Absinken des bäuerlichen Lebensstandards beigetragen hatten⁵⁶⁾, finden sich in den Dörfern der Stiftsherrschaft nicht in diesem Ausmaß. Lehen, die im 14. Jahrhundert geteilt wurden, blieben Halblehen, weitere Unterteilungen in Drittel- oder Viertelleyen finden sich in den Urbaren nicht.⁵⁷⁾

5. Abgaben

Für seine Besitzungen hatte der Bauer der Herrschaft Dienste zu leisten, deren Art und Höhe in den Dörfern sehr unterschiedlich waren. Der eigentliche Grundzins, die Abgabe für die Nutzung des Bodens, war eine Geldabgabe, die sich nach der Größe und wohl auch nach der Bonität des Besitzes richtete.⁵⁸⁾ Dieser Geldzins war gewohnheitsrechtlich fixiert und blieb, wie die Urbare zeigen, nach dem „uralte Recht und Herkommen“ durch Jahrhunderte hindurch gleich. Damit sank zweifellos infolge der ständigen Geldentwertungen des Spätmittelalters sein Wert, und er wurde zu einem „geringfügigen Anerkennungszins“.⁵⁹⁾ — Diese Feststellung läßt aber keine Schlüsse auf die Auswirkungen der Geldleistungen usw. auf das bäuerliche Alltagsleben zu, da in diesem Zusammenhang auch auf die Preisschere der Agrarkrise und im besonderen der Getreidekrise dieser Epoche hingewiesen werden muß.⁶⁰⁾

⁵⁵⁾ Genau ausgewiesen etwa im Subrepartitionsbuch 1790, StIA 6264, mit der genauen Auflistung der jährlichen Ernteerträge.

⁵⁶⁾ Karl Gutkas, *Geschichte des Landes Niederösterreich* (St. Pölten ⁵1974) S.135.

Feigl, *Die niederösterreichische Grundherrschaft* (wie Anm. 5) S. 60 f.

Helmuth Feigl, *Zur Rechtslage der unterbäuerlichen Schichten im 15., 16. und 17. Jahrhundert*. In: Alfred Hoffmann, *Festschrift zum 75. Geburtstag* (= *Wirtschafts- und sozialhistorische Beiträge*, ed. Herbert K n i t t l e r, Wien 1979) S. 247-271.

Alfred Hoffmann, *Die österreichische Agrarwirtschaft im Mittelalter und der frühen Neuzeit*. In: *Die Wirtschaftsgeschichte Österreichs*, ed. Institut für Österreichkunde (Wien 1971) S. 38.

Ernst Bruckmüller, *Sozialgeschichte Österreichs* (Wien/München 1985) S. 137.

⁵⁷⁾ Dopsch, *Landesfürstliche Urbare* (wie Anm. 6) S. CVII.

⁵⁸⁾ Ebd. S. 149-153.

⁵⁹⁾ Feigl, *Grundherrschaft* (wie Anm. 5) S. 89.

⁶⁰⁾ Gutkas, *Geschichte des Landes Niederösterreich* (wie Anm. 56) S. 135.

Wilhelm Abel, *Landwirtschaft 1350-1500*. In: *Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte 2*, ed. Hermann Aubin und Wolfgang Zorn (Stuttgart 1971) S. 307-333.

Hermann Kellenbenz, *Deutsche Wirtschaftsgeschichte 1* (München 1977) S. 158-162.

Georges Duby, *Die Landwirtschaft des Mittelalters 900-1500*. In: *Europäische Wirtschaftsgeschichte 1*, ed. Carlo Maria Cipolla, Deutsche Ausgabe, ed. K. Borchartd (Stuttgart/New York 1983) S. III-139.

Anderl im winkchl de bn^o lxxx & tid regu
 80 xxx & geozij // 80 weinfuer korn vnd
 heufuer lxxij & mic^o // 80 i me^o magn
 80 i wagt^o // 80 na^o 2 pafce 2 pen^o
 tafce // 80 xv air pafce // 80 ij me^o
 faestfuet vnd i faest & // 80 dreij tag
 im jar ze acker gen

Beispiel aus dem Urbar 1457 (KG Krems 275.1) über die Abgaben eines Lehenbesitzers in Gerotten
 (Alle Repros: Fotohaus Franz Berger, Zwettl)

Die Dörfer der näheren Umgebung des Klosters hatten zusätzlich auch Naturalabgaben und Robot zu leisten. Diese Abgaben, Kleindienste für die Küche des Klosters, bestanden in der Regel in Eiern, Käse, Hühnern und (im Waldviertel) Mohn.

Die Zinstermine werden in den Urbaren stets angegeben, im Raum Zwettl sind sie, wie schon erwähnt, der 23. April (Georg) und der 29. September (Michael) für den Grundzins, die Hochfeste Weihnachten, Ostern und Pfingsten sowie der Fasching für die Kleindienste.⁶¹⁾ Eine Eintragung im Urbar 1457 über ein Lehen in Gerotten (seit der Gründung 1137 im Besitz des Klosters) soll als Beispiel dienen:

Anderl im winkchl [gibt] von einem Lehen (de bn^o, d. h.: de bona) 80 Pfennig zu Hl. Dreikönig (trium regum), 30 Pfennig zu Georgi, Weinfuhr, Korn und Heufuhr, 72 Pfennig zu Michaeli, einen Metzl Mohn, einen Wägakäse, Käse zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, 15 Eier zu Ostern, zwei Metzen Forstfutter und einen Forstpfennig, drei halbe Tage im Jahr zu Acker gehen.⁶²⁾

⁶¹⁾ Winkelbauer, Grundherrschaft und bäuerliche Gemeinde (wie Anm. 3) S. 61.

Christine Fleck, Das Urbar der Pfarre Hardegg. In: Mitteilungen aus dem NÖ Landesarchiv 5 (1981) S. 30. Feigl, Grundherrschaft (wie Anm. 5) S. 90.

Karl Oberleitner, Die Abgaben der Bauernschaften Niederösterreichs im 16. Jahrhundert (Wien 1864).

⁶²⁾ Aufgelöst auch mit Adriani Cappelli, Lexicon Abbreviatarum. Dizionario di Abbreviature latine ed italiane, ed. Manuali Hoepli (Milano 1987), und Hermann Grotefend, Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit (Hannover 1982).

In Kleinschönau dagegen dienten — nach dem Grundbuch 1457 — die Lehen ein halbes Pfund und zwei Pfennige (122 d) zu Georgi sowie 74 d zu Michaeli — aus unbekanntem Gründen insgesamt um 38 Pfennige weniger als im ersten Grundbuch von 1280! Die Halblehen zahlten tatsächlich die Hälfte, 61 d zu Georgi und 37 d zu Michaeli. Die Hofstätten hatten an den beiden Zinstagen je 37 d zu leisten, um 17 Pfennige weniger als 1280. (Dabei wäre es interessant zu wissen, warum man gerade auf solche Pfennigwerte kam.)

In den Dörfern, die vom Kloster weiter entfernt liegen, ließ sich häufig für das Lehen ein Grundzins von einem halben Pfund Pfennig feststellen.

6. Geld und Geldwert

Auf Grund dieser Geldangaben im Urbar und der Untersuchungen der Feldgrößen in Kleinschönau stellt sich die Frage nach der Bedeutung bzw. nach dem Geldwert des Grundzinses für die Bauern.

Da sich in den Quellen des Klosters kaum ein Hinweis über den Geldwert findet (früheste Preisangaben für den in Geld abzulösenden Käse, dessen Größe wir aber nicht kennen) und vor allem die für den Bauern bedeutendste Abgabe, der Zehent, nur summarisch am Ende der Urbareintragungen eines Dorfes erwähnt wird⁶³), können nur Rückschlüsse gezogen werden.

Diese sind jedoch, da Aufzeichnungen über Saatgutmenge, Flächenerträge oder Ertragssteigerung erst ab dem 16. Jahrhundert aufscheinen⁶⁴), nicht belegbar — auch die Aussage in einer bäuerlichen Fachzeitung, „die besseren Gebiete trugen pro Joch fünf bis sechs Metzen, in den übrigen Strichen schwankte der Ertrag zwischen vier und zwei Metzen (...)“⁶⁵), kann für spezielle Berechnungen nicht herangezogen werden. Zudem gehören Betrachtungen über Preise und Löhne — wie die Vielzahl der Literatur beweist — zu den schwierigsten Kapiteln der Wirtschaftsgeschichte. Allgemeingültige Durchschnittswerte der Ernteerträge führen zur Vereinfachung und damit zu einer Verzeichnung der tatsächlichen wirtschaftlichen Lage eines Bauern in einer bestimmten Region.

Wieviel nun im einzelnen dem Bauern in der Mitte des 15. Jahrhunderts ein halbes Pfund Pfennig Grundzins bedeutete, läßt sich mit diesen Durchschnittszahlen nicht einmal schätzen. Schon bei den spätmittelalterlichen Hohl- und Trockenmaßen gibt es die größten

⁶³) StIA, Grundbuch 16. Jh.: „Item so hat das gotshaus Zwetl daselbst ganz zehet khlain und groß zu vellt und Dorff.“

⁶⁴) Herbert Hassinger, Die Althabsburgischen Länder und Salzburg 1350-1650. In: Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte vom ausgehenden Mittelalter bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, ed. Hermann Kellenbenz (= Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte 3, Stuttgart 1986) S. 940-944 erwähnt ganz allgemein, daß die Hektarerträge im 16./17. Jh. noch unter 10 dz (1000 kg) lagen.

Diese Zahl wird vermutlich auch für unsere Gegend stimmen, da nach Auskunft älterer Bauern in Kleinschönau eine Saatgutmenge von 200 kg je Hektar verwendet wurde und die Erntemenge durchschnittlich das Drei- bis Fünffache der Aussaat betrug. Dazu Aldo de Maddalena, Produktivität der Landwirtschaft und wirtschaftliche Erfolge. In: Europäische Wirtschaftsgeschichte 2, 16. und 17. Jahrhundert, ed. Carlo M. Cipolla (Stuttgart/New York 1983) S. 210.

Vera Zimanyi, Der Bauernstand der Herrschaft Güssing im 16. und 17. Jahrhundert (= Burgenländische Forschungen 46, Eisenstadt 1962) S. 87 f. errechnet mit Durchschnittszahlen die Einnahmen und Lasten einer Lehenbauernfamilie mit dem Metzenmaß, gibt aber die mögliche Irrealität zu.

Detaillierte Angaben finden sich im Josephinischen Kataster, in unserer Gegend je Joch drei bis vier Metzen Korn (ein Metzen zu dieser Zeit = 61,49 Liter) Aussaat und sieben bis acht Metzen Ernte.

⁶⁵) Heinrich Rauscher, Die Bauernkriege im Wald- und Mühlviertel. Der erste Bauernkrieg (1525). In: Der Waldviertler Pionier, Bäuerliches Fachblatt Nr. 13 (5. Juli 1932) S. 9 f.

regionalen Unterschiede (bis zum Doppelten), faßbar werden die Maße erst ab 1500.⁶⁶⁾ In den ältesten Urbaren des Klosters wird häufig das „Zwettler Maß“, der „Zwettler Metzen groß und klein“ genannt — ohne jeglichen Hinweis auf Vergleichsangaben.⁶⁷⁾ So bleibt als einzige faßbare Größe in den Urbaren der Geldwert der Grunddienste, die bis ins 16. Jahrhundert mit Pfennigen bzw. seinem Vielfachen, dem Pfund Pfennige und dem Schilling Pfennige, ausgewiesen wurden. Pfund und Schilling waren bloß Zählgrößen für 240 bzw. 30 Stück Pfennige, keine ausgeprägten Münzen.

Beim Pfennig ist — wie bei jeder Münze — der gesetzliche Nennwert vom Metallwert zu unterscheiden. Dazu müßte noch der Kurswert und, besonders schwierig, der Tauschwert oder die Kaufkraft des Geldes zu einem bestimmten Zeitpunkt ermittelt werden.⁶⁸⁾

Nun ist der „Pfennig“ ein allgemeiner Münzfuß, und es stellt sich daher die Frage, mit welcher Art des Pfennigs die Bauern ihren Zins ablieferten. (Das Kloster Zwettl besitzt zwar eine stattliche Münzsammlung, kostbare Schau- und Geschenkmünzen, aber nicht das Alltagsgeld dieser Zeit — das hob man nicht in einer Sammlung auf.) Es ist daher notwendig, zur Feststellung des Geldumlaufes den Münzfunden im Zwettler Raum nachzugehen und die häufigsten Münzsorten zu überprüfen.

In Niederösterreich war im 15. Jahrhundert der Wiener Pfennig vorherrschend⁶⁹⁾, das zeigen wichtige Münzfunde aus Arbesbach (Vergrabungszeit um 1500) und Kleinweißbach (Vergrabungszeit um 1450), Orte im Verwaltungsbezirk Zwettl.⁷⁰⁾ Zur Erfassung des Geldwertes ist aber wegen der ständigen Münzverschlechterung ein einziges Jahr herauszugreifen, in unserem Fall also 1457, das Jahr der Niederschrift des Zwettler Urbars. — Das ist zudem genau die Zeit vor dem Einsetzen der Schinderlingsprägung, die in den folgenden

⁶⁶⁾ Felix Wintermayr, Niederösterreichische Getreidemaße (von 1500 bis zur Gegenwart). In: Unsere Heimat 1 (1976) S. 31-35.

Rudolf Geyer, Maß und Gewicht in Wien, Nieder- und Oberösterreich. In: Alfred F. Pribram (Hg.), Materialien zur Geschichte der Preise und Löhne in Österreich I, mehr nicht erschienen (Wien 1938) S. 85-112.
Robert Baravalle, Zur Geschichte der steirischen Maße. In: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 29 (Graz 1935) S. 24-50.

Festschrift „100 Jahre metrisches Maß“ (wie Anm. 48) S. 58-61.

Dopsch, Landesfürstliche Urbare (wie Anm. 6) S. CXIV ff.

Karl Schalk, Zur Geschichte der älteren Wiener Masse im XV. und XVI. Jahrhunderte. In: Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, XX. Jahrgang 1886 (Wien 1887) S. 454-501.

Stephan Sixsey, Unter-Oesterreichischer Land-Compaß (Wien 1673).

⁶⁷⁾ Johann Hermann, Die Stadt Zwettl (Zwettl 1964) S. 18.

Winkelbauer, Robot und Steuer (wie Anm. 48) S. 282 nennt für Getreide 1 Zwettler Metzen im 16. Jh. = 1 Krumauer Metzen = 69,6 Liter.

⁶⁸⁾ Luschin von Ebengreuth, Allgemeine Münzkunde (wie Anm. 9) S. 180 ff.

⁶⁹⁾ Bernhard Koch, Goldgeld und Groschenmünze im österreichischen Geldverkehr des Mittelalters. In: Numismatische Zeitschrift 81 (Wien 1965) S. 3.

Dazu Bernhard Koch, Grundzüge einer mittelalterlichen Währungsgeographie Österreichs. In: Numismatische Zeitschrift 78 (Wien 1959) S. 58 ff.

⁷⁰⁾ Fritz Dworschak, Münzkundliches aus dem Waldviertel. In: Das Waldviertel 6, ed. Eduard Stepan (Wien 1931) S. 78.

Werner Habel, Der Münzfund von Klein-Weißbach. In: Das Waldviertel. Blätter für Heimat- und Volkskunde des n.ö. Waldviertels 4/1931, S. 11-13.

Den Fund Arbesbach beschreibt Arnold Luschin von Ebengreuth, Das Münzwesen in Österreich ob und unter der Enns im ausgehenden Mittelalter. In: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 15/16 (Wien 1917) S. 430 ff. Unter den 5097 Fundmünzen befanden sich 3165 Pfennige und 1462 Kreuzer.

paar Jahren zu verheerenden Münzzuständen führte.⁷¹⁾ Ein gnadenloser Bruderkrieg der Habsburger um das Erbe des mit 17 Jahren Ende 1457 verstorbenen Erzherzogs und Königs Ladislaus Postumus erforderte große Geldmengen und führte zur Prägung minderwertiger Münzen, der „Schinderlinge“. Der Pfennig, die Münze des „armen, gemeinen Mannes“, verlor von Tag zu Tag an Wert. Er wurde immer leichter und bald aus Kupfer hergestellt.⁷²⁾ Zu diesem Zeitpunkt hatte — nach Pribram⁷³⁾ — das Pfund Pfennig ein Silberäquivalent von 39,5 Gramm. (Die Umlegung des Nennwertes in den Edelmetallgehalt der Münze zur Ermittlung der Preise setzte sich durch⁷⁴⁾, als sich die Heranziehung der Getreidepreise oder der Tagelöhne allein als problematisch erwies.⁷⁵⁾

Die folgenden Werte stammen aus dem Wiener Raum, leider nicht aus dem Waldviertel — was die Schlußfolgerungen über den Quellengehalt eines Urbars nur bedingt zulässig macht. Es besteht aber keine andere Möglichkeit, die Höhe des Grundzinses zu veranschaulichen und in das Alltagsleben einzubinden.⁷⁶⁾

In Klosterneuburg kostete zwischen 1460 und 1520 ein Pfund Rindfleisch (560 Gramm) im Jahresmittel etwa drei Pfennige, in Wien nur geringfügig weniger.⁷⁷⁾ — Um 1500 verdiente ein Wiener Maurer- oder Zimmerergeselle im Sommer 20 Pfennige am Tag, im Silberäquivalent nicht ganz vier Gramm.⁷⁸⁾ Im „Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte“ wird dieser Lohn mit dem Wert von maximal acht Pfund Rindfleisch angegeben.⁷⁹⁾

40 g Silber . . . 1 Pfund Pfennig
4 g Silber . . . 24 Pfennige . . . 8 Pfund Rindfleisch

1457 kostete (zufällig!) ein Landmetzen (61,5 Liter) Korn in Klosterneuburg vier Gramm Silber⁸⁰⁾, vorher und nachher war er teurer.

Ein Lehen diente in Kleinschönau insgesamt 196 Pfennige Zins im Jahr, das sind im Silberäquivalent des Jahres 1457 etwa

32 Gramm Silber oder
9 Tagelöhne eines Maurergesellen oder
36 kg Rindfleisch oder
8 Landmetzen Korn, möglicherweise die Ernte
von einem Joch Acker!⁸¹⁾

⁷¹⁾ Arnold Luschin von Ebengreuth, Wiener Münzwesen im Mittelalter (Wien/Leipzig 1913) S. 74.

Carl Schalk, Ueber den Münzfuss der im Jahre 1450 geprägten Wiener Pfennige. In: Numismatische Zeitschrift 10 (Wien 1878) 360 f. und Carl Schalk, Der Münzfuss der Wiener Pfennige in den Jahren 1424 bis 1480. In: Numismatische Zeitschrift 12 (Wien 1880) S. 186 ff.

⁷²⁾ Günter Probszt, Österreichische Münz- und Geldgeschichte. Von den Anfängen bis 1918 (Wien/Köln/Graz 1983) S. 265 und 286 f.

⁷³⁾ Pribram, Materialien (wie Anm. 66) S. 73.

⁷⁴⁾ Abel, Landwirtschaft 1350-1500 (wie Anm. 60) S. 308 f.

⁷⁵⁾ Luschin von Ebengreuth, Allgemeine Münzkunde (wie Anm. 9) S. 187.

⁷⁶⁾ Alltag im Spätmittelalter, ed. Harry Kühnel (Graz/Wien/Köln 21985) mit einzelnen Preisangaben.

⁷⁷⁾ Fritz Popelka, Die Bewegung der Fleischpreise in Österreich im 16. Jahrhundert. In: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 29 (Graz 1935) S. 136.

⁷⁸⁾ Pribram, Materialien (wie Anm. 66) S. 515 und 643.

⁷⁹⁾ Hassinger, Die althabsburgischen Länder und Salzburg (wie Anm. 64) S. 967.

⁸⁰⁾ Pribram, Materialien (wie Anm. 66) S. 611.

⁸¹⁾ Siehe Anm. 64!

Ein halbes Pfund Pfennig (120 d), das sich häufig als Grundzins eines Lehens der Stifthserrschaft findet, entspricht daher einem Silberäquivalent von 20 Gramm, also fünf Metzen Korn usw.

V. Schluß

Es wurde der Versuch unternommen, das Wirtschaftsleben der Bauern in der Mitte des 15. Jahrhunderts an Hand der Zwettler Urbare (die natürlich nichts von den bereits erwähnten politischen Wirren dieser Zeit, dem Streit um die Regentschaft und Vormundschaft über den jungen Ladislaus Postumus, berichten, der eben in diesem Jahr 1457 starb, von der wirtschaftlichen Not durch Mißernten, plündernde Soldaten und Räuberbanden) zu beleuchten. Dazu konnten als Quelle die Reihenfolge der Familiennamen bzw. der Besitzgrößen und die Höhe des Grundzinses herangezogen werden. Mit Hilfe des reichlichen und längst nicht aufgeschlossenen Archivmaterials des Klosters Zwettl war es möglich, im Dorf Kleinschönau, das — wie dargestellt — in seiner Größenordnung überschaubar und von der Gründung im 12. Jahrhundert bis ins 19. Jahrhundert in seiner Substanz praktisch unverändert blieb, die ersten namentlich erwähnten Besitzer den heutigen Hausnummern zuzuordnen, die Anlage der Ortsriede und die Anordnung der Lehen in den drei Urfeldern zu erarbeiten. Mit Hilfe des Katasterplanes konnten die Besitzgrößen der Lehen und der Hofstätten, das Ausmaß der Hofgrundstücke und der Ackerparzellen errechnet werden. Es war beabsichtigt, die Ackerflächen eines Besitzes mit der Höhe des Grundzinses in Relation zu bringen. Dies gelang nicht, da Detailangaben über Saatgut und Ernteerträge je Joch Acker fehlen. Der Geldwert des Grundzinses konnte aber, auf das Jahr 1457 bezogen, mit Hilfe der wirtschaftshistorischen Literatur verdeutlicht werden.

Ein auch für das Klosterarchiv interessantes Ergebnis dieser Untersuchung war die komplette Erfassung der Zwettler Urbare. Die Darstellung des Stiftsarchivars P. Alois Wagner, „Der Grundbesitz des Stiftes Zwettl — Herkunft und Entwicklung“, ist hinsichtlich der Zahl der Urbare zu revidieren, zu den fünf genannten Büchern kommen das Grundbuch 1457-1498 (NÖLA, KG Krems 275.1, Mikrofilm und Papierkopien im StiA), das Grundbuch 1498-1565 (StiA 6.3, das bis zuletzt irrtümlicherweise für einen Bestand des NÖLA gehalten wurde) und das Grundbuch 1520-1575 (NÖLA, KG Krems 275.2) dazu.

Sozialgeschichtliche Untersuchungen nach Mitterauer⁸²⁾ schienen anfangs möglich, da im Grundbuch 1457 bei manchen Besitzern eine Jahreszahl steht, im Grundbuch StiA 6.3 regelmäßig. Das Grundbuch 6.4 (1570-1625) verzeichnet das genaue Datum. Allerdings ist dieses bei mehreren Besitzern ident, in Kleinschönau ist z. B. bei elf Besitzern (von insgesamt 17 Anwesen) der 12. April 1616 eingetragen — auch bei anderen Orten scheint dieses Datum auf. Eine Erklärung bzw. eine Auflösung dieser Datumseintragung gelang nicht, auch nicht mit Hilfe des Grotefeld.⁸³⁾

So überliefern die Urbare als Abgabenverzeichnisse die Forderungen der Herrschaft, die „beim ersten Mal“ diktiert oder mit den Untertanen genossenschaftlich festgelegt wurden. Sie sind „als Schauplatz sehr bewegten Lebens, der vielfältigen Begegnungsmöglichkeit zwischen den beiden Polen der Herrschaft, dem Herrn und dem Untertanen“⁸⁴⁾, tatsächlich eine ausgezeichnete Quelle der Wirtschaftsgeschichte.

⁸²⁾ Michael Mitterauer, Sozialgeschichte der Familie als landeskundlicher Forschungsgegenstand. Auswertungsmöglichkeiten historischer Personenstandslisten. In: Unsere Heimat 51 (1980) S. 243-271.

⁸³⁾ Grotefeld, Taschenbuch der Zeitrechnung (wie Anm. 62).

⁸⁴⁾ Herding, Das Urbar (wie Anm. 2) S. 75.

Der Stukkateur Santino Bussi und die Innenausstattung der ehemaligen Stiftskirche Dürnstein

Die Anfänge des Augustiner-Chorherrenstiftes Dürnstein gehen bis in das 15. Jahrhundert zurück. Seine heutige, barocke Baugestalt erhielt es in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Der Bauherr, Propst Hieronymus Übelbacher, entwickelte als gelehrter Theologe ein umfangreiches Bildprogramm und konnte zur Ausführung seiner Ideen hervorragende Künstler seiner Zeit verpflichten. Nach der Barockisierung des Stiftshofes durch Jakob Prandtauer und Joseph Munggenast wurde in den Jahren 1721 - 1724 die Kirche vollständig neugestaltet. Munggenast arbeitete hier teilweise nach Entwürfen des Bildhauer-Architekten Matthias Steinl, der zuvor schon in anderen Chorherrenstiften tätig gewesen war¹⁾. Er gilt in der kunsthistorischen Forschung auch als Entwerfer des Kirchenportales und des unteren Teiles des prachtvollen Turmes von Stift Dürnstein. Turm und Kirchenportal bilden auch einen Höhepunkt im theologischen Programm, dessen Grundkonzept auf Thomas von Kempens „De imitatione Christi“ fußt²⁾.

Über Baufortschritt, über Abschlüsse von Verträgen und Zahlungen führte der Propst detaillierte, tagebuchartige Aufzeichnungen, die uns großteils erhalten sind³⁾. So war für die umfangreichen Stukkaturen im Kircheninneren, wie Reliefs und zahlreiche Putti, zunächst der bewährte Johann Piazzoli vorgesehen. Er zögerte jedoch den Beginn der Arbeiten hinaus und war wohl auch der Größe der Aufgabe nicht ganz gewachsen. Der Prälat verpflichtete daher den Hofstukkateur Santino Bussi, dessen hervorragende Arbeiten in Wiener Adelspalästen ihn als Meister figuraler Darstellungen auswiesen. Auch in der Kirche des ehemaligen Dorothea-Stiftes in Wien, die nicht erhalten ist, soll Bussi gewirkt haben. Propst Hieronymus Übelbacher hatte sie zuvor, wie viele andere Kirchenbauten, genau studiert.

Das Wenige, das wir über Bussis Leben und seine Persönlichkeit wissen, entstammt einer kurzen Vita von Vincenzo Fanti, einem jüngeren Zeitgenossen des Meisters⁴⁾. Er beschreibt Santino als tüchtigen, verdienstvollen Mann, der hochherzig im Umgang mit Geld war. Als Künstler war er allseits beliebt, seine Arbeiten wurden geschätzt und hoch honoriert.

Über seine Anfänge erfahren wir nur, daß Santino schon bei seinem Vater, einem Maler, zeichnen lernte. Bald verlegte er sich aber auf das Modellieren, um sich recht früh einen Namen als Stukkateur zu machen. Nach Wanderjahren in Oberitalien und Böhmen gelangte er durch Fürst Johann Adam von Liechtenstein in die Residenzstadt Wien, wo seit Bannung der Türkengefahr eine rege Bautätigkeit herrschte.

¹⁾ Leonore Pühringer-Zwanowetz, Matthias Steinl (Wien-München 1966) S. 33. — Dieselbe: Die Baugeschichte des Augustiner-Chorherrnstiftes Dürnstein... In: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte XXXVI (1973) S. 96 ff.

²⁾ Ulrike Knall-Brskovsky, Die historische Situation des ehemaligen Augustiner Chorherrnstiftes zu Dürnstein. In: Stift Dürnstein, eine Restaurierung, Denkmalpflege in NÖ, Bd. 1 (Mitteilungen aus NÖ, 3/87), Wien 1987, S. 8 f. — Maximilian J. Fürnsinn, Stift Dürnstein — ein geistliches Programm, ebenda, S. 16 f.

³⁾ Wolfgang Pauker, Die Kirche und das Kollegiatstift zu Dürnstein. In: Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg, III (1910) S. 179.

⁴⁾ Vincenzo Fanti, Descrizione completa... (della) galleria (del) principe di Lichtenstein (Wien 1767) S. 126-127.

Unter den Werken des Meisters, die Fanti aufzählt, hebt er als Galeriedirektor der Liechtensteinschen Sammlung besonders die Stuckdecken in den beiden Wiener Palais des Fürsten hervor⁵⁾ und lobt an den Figuren Bussis ihre besondere Zeichnung und feine Erfindung.

Santino Bussi wurde am 28. August 1664 als Sohn des Giovanni Francesco Bussi und seiner Ehefrau Anna Maria, geborene Pusterla, in Bissone am Luganosee geboren⁶⁾; er starb am 21. Februar 1736 in Wien. Der Geburtsort liegt im südlichen Tessin, nahe der Grenze zum damaligen Herzogtum Mailand und damit im Herkunftsgebiet zahlreicher italienischsprachiger Bauleute und Freskantens. Aus dem selben kleinen Ort stammt beispielsweise der unter anderem in Wien und Passau als Freskomaler tätige Carpofoforo Tencalla. Auch Bussis Vater war Maler, aber offenbar weniger bedeutend — der Kunstgeschichte ist er unbekannt. Santinos erster Zeichenunterricht bei ihm fällt wohl noch in die Kindheit. Anschließend dürfte er in die Werkstatt eines Stukkateurs eingetreten sein, um das Handwerk zu erlernen.

Im Alter von zwölf Jahren war es für begabte Söhne aus Künstlerfamilien bereits üblich, eine spezifische Ausbildung zu beginnen. Hinweise darauf, wer seine Lehrer waren, gibt es nicht. In Mailand — glaubt man dem Bericht Fantis — schafft Bussi, wohl Mitte der achtziger Jahre, seine ersten selbständigen Arbeiten. Es folgen weitere Werke in Nordböhmen (1686-1687), im Palais Czernin in Prag (1690) und in der Liechtensteinschen Residenz Feldsberg (heute in Tschechien, 1692), wo er in der heute zerstörten Franziskanerkirche stuckierte⁷⁾.

Nach dem unerwarteten Tod seines Bruders Carlo Antonio, einem virtuosen Freskomaler, soll Santino Bussi neben dem erfahrenen Giov. Batt. Columba (Colombo) an der Vollendung der Fresken in der Vöcklabrucker Dörfelkirche in Oberösterreich mitgearbeitet haben⁸⁾. War Santino also auch als Maler tätig, oder verrichtete er hier nur Handlangerdienste für den älteren Kollegen, der übrigens auch Stukkateur war⁹⁾?

Fürst Liechtenstein dürfte, wie schon erwähnt, Bussi nach Wien berufen haben. 1695 werden ihm die ersten Stuckdecken im neu errichteten Stadtpalais angetragen, aber schon im Jahr zuvor befindet er sich in Wien, wo er um Hoffreiheit ansucht¹⁰⁾. Der bisherige Wanderstukkateur versucht sich niederzulassen. Vier Jahre später ist er bereits etabliert. Er ist Trauzeuge bei der Hochzeit von Giovanni Batt. Maderna, „des Grafen von Zhernin Ingenieur und Architekt“¹¹⁾, den Bussi wohl noch aus der Zeit in Prag kannte. Er wird, 34jäh-

⁵⁾ Zu den Hauptwerken Bussis: Jakob Werner, Santino Bussi 1664-1736 (phil. Diplomarbeit, Manuskript, Wien 1992).

⁶⁾ Geoffrey Beard, Stuck, die Entwicklung plastischer Dekoration (Herrsching 1983) S. 208.

⁷⁾ Hausarchiv der Fürsten Liechtenstein, Wien, H 217 (Exzerpte von Franz Wilhelm).

⁸⁾ Gottfried Schäffer, Der Freskomaler Carlo Antonio Bussi und seine Werke in Passau und Vöcklabruck. In: *Arte Lombarda XI* (1966/II) S. 117 f., S. 181 — Franz Engl, Die Stuckarbeiten Giovanni Batt. Carlones. In: *Arte Lombarda XI* (1966/II) S. 145, Anm. 12.

⁹⁾ Walter Luger, Beitrag in: Linzer Stukkateure, Ausstellungskatalog (Linz 1973) S. 69. — Als Lehrer Santinos kommt Colomba (geb. 1638 in Arogno bei Lugano) kaum in Frage, da er in der fraglichen Zeit vor allem in Oberösterreich und nicht in Mailand tätig war.

¹⁰⁾ Leopold Sailer, Die Stukkateure (Wien 1943) S. 29. — Wie andere vor ihm scheitert er am Widerstand der Wiener Stukkateurrinnung und muß sich am 27. September 1694 dazu verpflichten, sein Meisterstück zu machen und zur Bruderschaftslade der bürgerlichen Stukkateure beizusteuern. 1698 wird er Wiener Bürger und als Stukkateurmeister anerkannt.

¹¹⁾ A. Hajdecky, Quellen zur Geschichte der Stadt Wien, Bd. VI (Wien 1908) Nr. 7125; die Trauung vollzog Abraham a Santa Clara am 13. April 1698.

rig, Bürger der Stadt und Mitglied der Stukkateurrinnung. Obwohl weiterhin für Fürst Johann Adam Liechtenstein tätig, arbeitet er auch für Prinz Eugen und für den Grafen Kautz. Die rege Bautätigkeit in Wien der späten neunziger Jahre kommt Bussi zugute. In die Residenzstadt werden nun zahlreiche italienische Künstler gezogen. Durch die Arbeit für den Fürsten Liechtenstein, der einer der ersten und innovativsten Bauherren dieser Zeit war, gewinnt Santino großes Renommee, erhält also bald Aufträge von anderen adeligen und kirchlichen Herren. Er kann einen florierenden Stukkateurbetrieb aufbauen.

In diese Zeit fällt wohl seine Heirat mit der viel jüngeren Rosa (Rosina) Maria, die wahrscheinlich ebenfalls italienischer Abstammung war (vielleicht entstammte sie einer Künstlerdynastie). 1702 wird die älteste Tochter Eleonora Ursula geboren, die später Antonio Galli-Bibiena heiraten wird. Bis 1716 folgen weitere sechs Kinder¹²⁾. Als Taufpaten treten wiederholt Giovanni B. Maderna, Donato Felice Allio und ab 1715 der Maler Carlo Innocenzo Carlone auf. Auch Beziehungen zu Johann Georg Piazoll und zu Lorenzo Matielli müssen bestanden haben¹³⁾. Santino gehört damit dem führenden Wiener Künstlerkreis an.

Er hat als Stukkateurmeister einen Großbetrieb aufgebaut, der, außer kunstvollem Dekor, auch einfache, „glatte“ Stuckarbeiten ausführt. Wahrscheinlich beschäftigt er einen oder zwei Gesellen beziehungsweise Mitarbeiter und je nach Bedarf Hilfskräfte. Im Stadtpalais Liechtenstein arbeitet der nur wenig jüngere Stukkateur Giovanni Manfredo Maderni mit Bussi zusammen¹⁴⁾. Zu einem scharfen Konkurrenten unseres Meisters wird Albert Camesina aus Graubünden, der ebenfalls in Wien reüssierte. Er erhält sogar vier Tage vor dem älteren Kollegen Bussi den Titel eines Hofstukkateurs¹⁵⁾. Später, im Oberen Belvedere, dürften beide Werkstätten nebeneinander tätig gewesen sein.

Der inzwischen 58jährige Santino war bereits mit drei Großaufträgen beschäftigt (Oberes Belvedere, Kurfürstenkapelle Breslau, Stiftskirche Melk), als er zu Beginn des Jahres 1723 den Auftrag für die Ausschmückung der Stiftskirche Dürnstein erhielt.

Am 29. Jänner 1723 wird ein erster Kontrakt geschlossen, wonach „Herr Sandini . . . 6 große bassa ralevo in die 6 felder des hauptgewölbes pro sua singularis arte et scientia machen solle, . . .“¹⁶⁾. Der Propst, der das theologische Programm der gesamten Innenausstattung entwirft, bestimmt genau die Bildthemen und ihre Anordnung.

Die vier Joche des Langhauses sind Darstellungen aus dem Neuen Testament gewidmet. Sie zeigen, fortschreitend von Westen nach Osten eine Verkündigung, eine Geburt Christi, eine Epiphanie und eine Auferstehung. Die Themen im Presbyterium nehmen Bezug auf die Eucharistie und auf den Heiligen Geist, dessen Darstellung „ . . . mit feurigen zungen und strahlen erga septem corda sambt übriger glorie und engelsköpfen . . .“¹⁷⁾ der Prälat genau vorschreibt. Die seitlich, auf den Giebeln der Fenster gelagerten Gestalten stellen vier Tugenden dar und tragen aufgeschlagene Bücher mit Inschriften — Anrufungen der sieben Gaben des Heiligen Geistes —, die wiederum auf das Mittelrelief bezogen sind

¹²⁾ Ebenda, Regesten 9704, 9710, 9707, 9717, 9721, 9718, 9724; — von den fünf Knaben und zwei Mädchen werden nicht alle überlebt haben. Prälat Übelbacher von Dürnstein spricht 1723 von drei Söhnen Bussis, die „ad vacationes anherokommen“ (Pauker, Dürnstein, zit. Anm. 3, S. 272).

¹³⁾ Quellen zur Geschichte der Stadt Wien, zit. Anm. II, 9612, 9615.

¹⁴⁾ L. Sailer, zit. Anm. 10, S. 59.

¹⁵⁾ Moritz Dreger, Baugeschichte der k. k. Hofburg (Österreichische Kunsttopographie XIV, Wien 1914) S. 279.

¹⁶⁾ W. Pauker, zit. Anm. 3, S. 269.

¹⁷⁾ Ebenda.



Abb. 2: Triumphbogen mit Wappen und Wahlspruch des Propstes, reicher Dekor im Gewölbe
(Abb. 1 siehe Titelfoto)

(Abb. 1 [=Titelblatt], 2, 4). Im letzten Joch vor dem Altar erscheint ein Kelch mit Hostie, gehalten von zwei Engeln.

Diese Arbeiten beginnen am 11. Mai 1723 und sind bis Juli abgeschlossen. Bussi scheint während dieser Zeit auch an anderen Orten tätig zu sein, da er jeweils nur einige Tage oder Wochen für die figuralen Arbeiten erübrigen kann. Der ornamentale Dekor wurde von Gehilfen ausgeführt. Am 4. Juli folgt ein weiterer Kontrakt über den Dekor am Hochaltar, die zahlreichen Putti neben den Apostelbildnissen auf dem Hauptgesims, die „32 liegenden kindl“ in den Seitenkapellen (Abb. 3) und sechs stehende Figuren. Dafür soll Bussi 360 Gulden sowie 20 Eimer Wein und 5 Eimer Rotwein erhalten¹⁸⁾. Wieder wird die

¹⁸⁾ Ebenda, S. 270/271.



Abb. 3: Wandfeiler und zwei Emporen der Nordwand

Tätigkeit des Meisters durch häufige Aufenthalte in Wien und in Melk unterbrochen. Aus den Notizen des Prälaten liest man aber Bewunderung über die Schnelligkeit und Kunstfertigkeit des Stuckbildhauers. So benötigt er für eines der kleineren Reliefs im Chorraum drei Tage, ein großes mit mehreren Figuren schafft er in neun Tagen und eine lebensgroße, vollplastische Stuckfigur in ein bis zwei Tagen. Die Fertigstellung dieser Arbeiten dauert, bei einer Pause in den Wintermonaten, bis zum 2. August 1724.

Aus den archivalischen Hinweisen gewinnt man von Bussi den Eindruck eines selbstbewußten, ja ehrgeizigen Künstlers und geschickten Verhandlers. So konnte er Propst Hieronymus beinahe dazu überreden, sein Altarbild zu verkaufen, um an seine Stelle eine vollplastische Gruppe in Stuck von seiner Hand zu setzen: „Den 6. Mai 1724 . . . contrahiert, daß, wann ich mein hochaltarblatt verkaufen kann, so will er, herr Santini, mir statt dieses umb 250 fl. die himmelfahrt Mariae in die holln von ganzen figuren machen. Sein erstes

begehren war 350 fl., sed mox in dictam summam consensit.“¹⁹⁾ Bussi ist sich seines Wertes wohl bewußt und verlangt entsprechende Preise.

Er erwirbt, glaubt man dem Biographen Fanti, ein beträchtliches Vermögen, ist aber wohl ebenso großzügig bei seinen Ausgaben. In das gleiche Jahr 1724, in dem auch der Stuck in Dürnstein vollendet wird, fällt die Hochzeit seiner Tochter mit Antonio Galli-Bibiena, dem zweiten Hoftheaterarchitekten. Sicher brachte Eleonora Ursula eine ansehnliche Mitgift in die Ehe mit. Wie sich Santinos „Generosität“ auswirkte, läßt sich nur vermuten. Sei es nun durch seine allzu große Freigebigkeit, sei es in Folge eines glänzenden Lebensstils — beim Tod des Künstlers, der bis ins hohe Alter tätig war, fand sich kaum genug für ein angemessenes Begräbnis.



Abb. 4: Allegorische Figur aus Stuck, die auf die Gaben der Frömmigkeit und der Gottesfurcht hinweist

¹⁹⁾ Ebenda, S. 272.

In Dürnstein war Bussi noch auf der Höhe seiner Schaffenskraft.

Das ausführliche Tagebuch des Bauherrn gibt Auskunft nicht nur über Zeitaufwand und Arbeitsweise des Stukkateurs. Auch Details am Rande, wie die zeitweilige Mitarbeit der Familie (Bussi hatte drei Söhne) lassen sich aus den Eintragungen ablesen. Sein Sohn Johann Baptist und dessen Mutter erhalten für Arbeiten am Stuckmarmor des Hochaltars ein gesondertes Honorar.

Die Wölbung über dem Hochaltar ist mit rötlich-gelbem Kunstmarmor ausgekleidet und mit vergoldetem Bandwerkdekor und Rosetten besetzt (Abb. 1). Zwei heilige Bischöfe, Augustinus und Possidonius, stehen als lebensgroße Stuckmarmorfiguren in Nischen neben dem Hochaltar, dessen Altarblatt die Aufnahme Mariens in den Himmel, gemalt von Carl Haringer, darstellt²⁰). Aus Stuck und von Bussis eigener Hand sind auch Gottsohn und Gottvater der Dreifaltigkeitsgruppe über dem Altaraufsatz. Um das Fenster mit dem Heiligen Geist liegt eine Glorie mit stuckierten Cherubsköpfen. Auch zwei der sechs Seitenaltäre erhielten Stuckfiguren, die jedoch später durch Holzplastiken ersetzt wurden. Von den acht „Bruststuck ober den Türen zu machen“ in den übrigen Seitenkapellen sind nur vier im Original erhalten²¹). Es sind dies vergoldete Büsten bärtiger Heiliger, die in Nischen über Scheintüren stehen. Die Architektur der Altäre wurde von Pater Bonifaz Gallner, angeblich einem Schüler Andrea Pozzos, entworfen.

Zur Ausstattung der Seitenkapellen gehören neben den Altarbildern auch Gemälde verschiedener Heiliger über Verbindungstüren zwischen den Kapellenräumen. Hinzu kommen in den darüberliegenden Emporen Bildnisse der Propheten über den entsprechenden Durchgängen und schließlich die schon erwähnten, von vollplastischen Putti gehaltenen Ovalbilder der Apostel an den Gewölbeansätzen über den Pfeilern (Abb. 3). Sie alle sind Werke Carl Haringers. Zwei Altarbilder hat später der Kremser Schmidt neu gemalt.

Das komplexe theologische Programm wurde von Propst Hieronymus selbst verfaßt. Bei jedem Bildnis erscheint ein lateinisches Gebet in Versform, das den Heiligen als Fürbitter anspricht oder — wie bei den Aposteln — um eine ihm zugesprochene Eigenschaft bittet. „S. Johannes dona nobis prudentiam et castam conscientiam“ liest man auf dem Sockel eines der Ovalbilder. Über dem „Tod des hl. Joseph“, dem Altarblatt der ersten Kapelle rechts, steht geschrieben: „Sancte Josephhe o quaeso, sic nos ultimum efflare dona spiritum.“ Die Inschrift zur Büste des hl. Joachim links davon lautet: „Nos commenda matri, proli, regi et regina poli.“ Die Büste rechts stellt den hl. Simeon, den „Bruder des Herrn“, dar, der als Märtyrer gestorben sein soll; hier lesen wir: „Voluntati nos divinae resignatos fac in fine.“ Weitere Verwandte Jesu zeigen die Supraportenbilder dieser Josephskapelle, nämlich Zacharias und Johannes den Täufer.

Die vier griechischen Kirchenväter finden wir gegenüber, in der Kapelle des hl. Hieronymus, dem Patron des Prälaten. Gregor von Nazianz, Basilius, Johannes Chrysostomus und Athanasius verteilen sich auf Büsten und Supraportenbilder mit entsprechenden Beischriften. Die östliche Eckkapelle dieser Seite vereinigt die lateinischen Kirchenväter, wobei Augustinus, dem Ordensheiligen, der Altar geweiht ist, Ambrosius und Hieronymus als Büsten und Papst Gregor als Supraportenbild aufscheinen. Ähnlich verteilt finden wir gegenüber die vier Evangelisten in der Johanneskapelle. Die zentralen Kapellen, die auch eine andere architektonische Gestaltung aufweisen, sind dagegen heiligen Frauen gewid-

²⁰) Eine Inschrift darüber lautet: „O Maria ex altata esto nostra advocata apud tuum filium.“

²¹) Pauker, zit. Anm. 3, S. 271.

met. Die Kapelle der hl. Monika, liegt neben der ihres Sohnes, des hl. Augustinus. Außer dem Altarblatt von Martin Johann Schmidt zieren Darstellungen der Mutter Marias und der Mutter Johannes des Täufers den Raum. Gegenüber befindet sich als Pendant zur „Kapelle der Mütter“ eine Kapelle der Jungfrauen und Märtyrerinnen. Das Altargemälde des Kremser Schmidt stellt die Enthauptung der hl. Katharina dar, Statuen und Supraportenbilder die hl. Barbara und die hl. Apollonia.

Während das Bildprogramm des Kirchenportals den Eintretenden auf die Vergänglichkeit des Irdischen und die Rettung durch den Glauben hinweist, der Turm aber den Leidensweg Christi und die Verherrlichung des Kreuzes zum Thema hat, führt also die Ausstattung im Inneren der Kirche dem Gläubigen, mit hohem geistigem Anspruch, seinen Weg zur Erlösung²²⁾ am Beispiel der Heiligen vor Augen. In der Vorhalle weisen bekrönende Figurengruppen der Beichtstühle und Reliefs auf das Thema Buße und Vergebung hin. Im Gewölbe des Kirchenschiffes erscheinen die Erlösungstaten Christi, anspielend auf die Hauptfeste im Jahreskreis (Weihnachten, Epiphanie, Ostern, Pfingsten), und in den Seitenkapellen sind die Heiligen als Fürbitter versammelt, bis hinauf zu den Aposteln, die gleichsam als Pfeiler der Kirche das Gewölbe tragen.

Die Reihenfolge innerhalb solcher Apostelzyklen war durch die Zuordnung zu den Sätzen des Glaubensbekenntnisses gegeben. So stehen Petrus und Paulus, Andreas und Johannes immer am Beginn, oft angeführt von Christus und Maria. In Dürnstein finden wir jeweils ein Christusmonogramm und ein Marienmonogramm in den Fenstergiebeln der Apsis zu beiden Seiten des Hochaltares, dann folgen die Apostelbilder. Was die weitere Abfolge betrifft, so hält man sich im Barock nicht mehr genau nach dem ursprünglichen Kanon, doch wird die Zahl mit Matthias und Barnabas auf 14 erweitert. Auch in Dürnstein war es so geplant, doch kamen die letzten beiden Gemälde nicht zur Ausführung, die Postamente dazu sind aber vorhanden, die zugehörigen Putten nicht mehr.

Über dem Durchgang zur Vorhalle stuckierte Bussi zuletzt das zarte Relief eines Schutzengels (Abb. 6). Die großen Gewölbereliefs sind locker von ornamentalem Stuckdekor umrahmt. Zarte Leisten und Profile an den Gewölbekanten gestalten die Fläche. Die Gurtbögen tragen kräftige Rosetten, verbunden durch lyraförmige Bandwerkfiguren. In den Seitenemporen wechseln zwei Dekor-Varianten ab und entsprechend variiert ist auch der Stuck um die Reliefs des Langhauses. Dieser Dekor ordnet sich dem architektonischen Konzept unter, das die drei Raumabschnitte der Kapellenjoche durch abwechselnd konvex und konkav geschwungene Emporenbrüstungen und entsprechende Wandgliederung in den Kapellen voneinander absetzt (Abb. 3). Diese bewegte Wandgestaltung wird Matthias Steinl zugeschrieben, der wohl auch die Idee zu den zahlreichen Putti auf den Giebelbekrönungen der Kapellendurchgänge und auf dem Hauptgesims hatte²³⁾. Die strengere Wandgliederung im Chorraum geht wohl auf Mungenast zurück. Dennoch dürfte der plastische Dekor vom Stukkateur entworfen worden sein, denn er weist die für Bussi typischen Motive auf.

Auf dem Triumphbogen sitzt das Wappen des Prälaten in einer Kartusche aus Volutenbändern mit Rosettengitter, bekrönt von einem Engelskopf, der von des Meisters eigener Hand stammt. Seitlich schmücken lockere Blütenfestons den Bogen. Ein Spruchband verkündet den Wahlspruch des Bauherrn: „Superis curae est, qui superos curat“ (Abb. 2). Flo-

²²⁾ „Sancte custos angele, intrantes hanc ecclesia deduc per viam regiam“ lautet die Inschrift zu einem Schutzengelrelief in der Wölbung unter der Musikempore.

²³⁾ Pühringer, Mathias Steinl, zit. Anm. 1, S. 136-139.



Abb. 5: Anbetung der Könige, Detail aus dem Gewölberelief des mittleren Langhausjoches

raler Dekor bestimmt auch das anschließende Chorjoch, das die Gaben des Heiligen Geistes zum Thema hat. In den Gewölbezwickeln stehen auf schlanken Akanthuskelchen mit Blüten gefüllte Körbe. Vielleicht ist der Blütenkorb eine Anspielung auf das Wunder der hl. Dorothea, der das Stift geweiht ist, doch ist dies ein auch in profanen Räumen gebräuchliches Motiv der Dekorationskunst. Blütengebinde hängen darüber aus dem Mittelrahmen herab, in dem spröde Akanthusranks breite, quengerippte Volutenbänder begleiten. Zartes Bandlwerk bildet an den Seiten kleine Füllmotive. Im zweiten, schmälern Joch fehlt der Blütenschmuck. Hier, wo zwei Putti den Kelch mit der Hostie zeigen, ist die gekreuzte Märtyrerpalm als Dekormotiv angemessener. Wir finden dieses Motiv auch im Stück der Seitenemporen. Im Oeuvre Bussis ist es häufig und tritt im Profanbereich oft als Siegespalme auf. Das Orgeljoch mit der Verkündigung an Maria besitzt rahmenden Dekor mit Früchten.

Im Chor sind die erhabenen Relieftteile durch rosa Bemalung hervorgehoben. Rahmende Leisten und Teile des Profils sind zart ocker getönt. Dies bewirkt ein Hervorheben des Chorraumes im Gegensatz zum monochromen Stück im Langhaus und schafft einen Übergang zur Altarkonche mit ihrem farbigen Kunstmarmor und den Vergoldungen. Aber auch die Gesimsfiguren und die kleinen Putti in den Supraporten der Kapellen besitzen rosa Inkarnat.

Farbiger Stuck entstammt ursprünglich nicht der italienischen Stuck-Tradition des Barock²⁴⁾. Ein frühes Beispiel für dezente Farbigkeit findet sich jedoch in der monumenta-

²⁴⁾ Manfred Koller, Die Farbigkeit der Stukkatur — zu ihrer Entwicklungsgeschichte in Österreich vom 16. zum 18. Jahrhundert. In: Kunstjahrbuch der Stadt Linz 1979 (Wien-München 1980) S. 16, 20.

len Stuckausstattung der Passauer Domkirche durch Giovanni B. Carlone und seine Werkstatt ab 1677. Dort sind die Figuren im Gewölbe und an den Altären ebenfalls zart rosa gefaßt.

Der ornamentale Dekor aus zartem Bandwerk mit Knospen und Blattwerk als Besatz und anderen Elementen leitet sich ursprünglich aus französischen Ornamentstichen ab. Diese Form gelangte in Österreich zuerst an Bauten des Johann Lukas von Hildebrandt seit 1710/15 zur Anwendung. Die qualitativsten Beispiele dafür bieten die Stuckdecken im Oberen Belvedere in Wien.

Auch die großen Deckenreliefs in Dürnstein (Abb. 5) sind stilistisch mit den Arbeiten Bussis im Oberen Belvedere, die ja nur knapp vorher entstanden sein dürften, vergleichbar. Übereinstimmungen finden sich in der Gestik mancher Figuren, in den Kopftypen und in der Modellierung.

Deckenreliefs in einer Kirche anzubringen, wo sonst Fresken das Gewölbe zieren, und in einer Zeit, in der selbst der rahmende Stuck durch Illusionsmalerei ersetzt wird, ist ungewöhnlich²⁵). Das war wohl ein besonderer Wunsch des Prälaten Übelbacher, angeregt vielleicht durch die Decken im Oberen Belvedere²⁶). Die dort von des Meisters eigener Hand geschaffenen Reliefs sind am qualitativsten, und so verlangte der Propst auch hier die eigenhändige Ausführung der figuralen Teile. Es besteht kein Grund, zu bezweifeln, daß Bussi sie auch selbst entworfen hat. Während der Propst anderen Künstlern Stichvorlagen vorschrieb²⁷), ließen sich für die Stuckreliefs bisher keine Vorbilder nachweisen.

Die Ikonographie der einzelnen Szenen folgt barocken Mustern, doch ist in der Anordnung der Figuren eine Leichtigkeit spürbar, die schon rokokohafte Züge trägt (Abb. 5-6). Die raumhaltigen Kompositionen, in denen Kraftlinien gegen freie Flächen gesetzt werden, lassen an Anregungen aus der Freskomalerei denken. Nicht mehr der römische Hochbarock, sondern die aufblühende venezianische Malerei des 18. Jahrhunderts wird nun tonangebend. Einen gewissen Einfluß auf Bussi könnte seine Bekanntschaft mit Carlo Innocenzo Carlone ausgeübt haben. Santinos Beziehung zur Malerei war ja durch seinen Vater gegeben, und auch der ältere Bruder Carlo Antonio war Freskant. Bereits dessen Arbeiten von 1687/88 im Passauer Dom zeichnen sich durch gewagte, dynamische Figurenkompositionen, ein buntes Kolorit und eine zügige Malweise aus²⁸). Der Hang zur einfallsreichen Erfindung lag wohl in der Familie. Beim Maler scheint er noch ausgeprägter zur Wirkung zu kommen. Gemeinsam ist den beiden Brüdern die sichere Zeichnung, effektiv bewegte Putti und eine vehemente Gestik. Eine Tendenz zur lockeren Anordnung ist in Dürnstein nicht nur im Relief, sondern auch am ornamentalen Dekor festzustellen. Sie setzt sich späterhin fort und dürfte ein ganz eigenständiges Stilmerkmal Santino Bussis sein.

Sowohl im Ornament als auch im Figuralen bestimmen durchgehend ein gewisser „malerischer“ Reliefstil und eine rhythmische Gliederung der Fläche seine Arbeiten.

²⁵) Dazu: Bernd Euler-Rolle, Form und Inhalt kirchlicher Gesamtausstattungen (ungedr. phil. Diss., Wien 1983) S. 159, 171-174, der die Entscheidung des Propstes für ein System von Stuckdekorationen mit dem „reich verästelten, teils traditionellen, zyklischen Programm“ in Verbindung bringt.

²⁶) Die Übernahme eines im profanen Bereich gültigen Dekorationsmusters — Deckenrelief mit ornamentalem Rahmen aus Bandwerk — in einen Kirchenraum war offenbar kein Problem.

²⁷) Pauker, zit. Anm. 3, S. 283, 310-311.

²⁸) Abbildungen finden sich in der Festschrift: Der Passauer Dom. (Passau 1980); im Beitrag von G. Schäffer über das Bildprogramm des barocken Domes, S. 87 f., Abb. 26, 41, 42, 46. Carlo Antonio Bussi arbeitete in den Seitenschiffen und unter der Orgelempore.



Abb. 6: Schutzengel in der Wölbung unter der Musikempore
(Alle Fotos: Jakob Werner, Wien)

Bussis Handschrift tritt in einer spezifischen Zeichnung und etwa in der zarten, oft auch skizzenhaften Modellierung separierter Formen zutage. Bei der Wiedergabe des menschlichen Körpers kommt ihm offenbar seine frühe zeichnerische Schulung zugute.

Virtuos gelingt ihm die Gestaltung der lebendig bewegten Putti. Natürlich wirkende, oft verspielte Bewegungen, die sich niemals wiederholen, machen den Reiz dieser besonderen Dekorationskunst aus. Die über 20 „kindln oder engeln“ bei den Apostelbildern über dem Gesims bieten Bussi Gelegenheit zu zahlreichen Variationen. Sie schweben, balancieren auf Sockeln oder scheinen sich hinter den Bildern zu verstecken. Die Putti in den Seitenkapellen sind kleiner und sitzen auf Giebeln über Supraportenbildern (Abb. 3) und im Aufbau der Seitenaltäre. Vergleichbare „Kindln“ befinden sich in der Stiftskirche Melk, wo Putten in den Bekrönungen der Seitenemporen sitzen. Auch sie stammen von unserem Meister. Qualitätsschwankungen sind durch die schnelle Arbeitsweise bedingt. Die Putti sind außer-

dem auf Fernwirkung und für eine Sicht von unten berechnet, daher wird manches Detail nur angedeutet. Zu den schönsten Arbeiten Bussis gehören jedenfalls die vier Mädchen gestalten auf den seitlichen Giebeln im Chorraum (Abb. 1-2, Abb. 4). Mit ihren heiteren, kindlichen Gesichtern und den schlanken Gliedern illustrieren sie den sinnlichen Charakter barocker Dekorationskunst.

Die Stuckausstattung der Stiftskirche Dürnstein dokumentiert in besonders reichem Maße Bussis Können nicht nur bei der Gestaltung von szenischen Reliefs, sondern auch in der stuckbildhauerischen Arbeit der vollplastischen Figuren.

Der Einzigartigkeit dieses Ensembles war sich Propst Übelbacher wohl bewußt, als er das Ende der Arbeiten Bussis verzeichnet und stolz mit einem feierlichen Lob des Künstlers verbindet: „Terminavit den 2. August 1724, hora octava matutina et sic finis fuit factus ab hoc magno artifice, nec in ulla ecclesia tantus et tam copiosus ab illo labor hucusque habetur, posteriores nostri artem ipsius aliquando admirabuntur et stupebunt.“²⁹⁾

²⁹⁾ Pauker, zit. Anm. 3, S. 273.

Walter Winkler

Neue Quellen zum Leben und Schaffen von Leopold Wißgrill (1701 - 1770)

Ergänzend zum Artikel „Der Barockbaumeister Leopold Wißgrill, ein Mitarbeiter von Joseph Munggenast“ in dieser Zeitschrift, 41. Jahrgang, 1992, Heft 4, Seite 356 - 365, werden im folgenden neue Quellen, die in diesem Zusammenhang von Interesse sind, aufgearbeitet.

Leopold Wißgrill seit 1730 im Stift Altenburg tätig

Die Frage, wann Leopold Wißgrill anlässlich des Kirchen- und Klosterumbaues unter Abt Placidus Much (1717 - 1756) zur Baustelle nach Altenburg gekommen ist, kann mit Sicherheit beantwortet werden: Mit Baubeginn im Jahr 1730. Dafür liefert das „Profießbuch des 18. Jahrhunderts“ des Stiftes Seitenstetten durch folgende Eintragung den Beweis: „*Anselmus Wisgrill aus Altenburg in N. Ö.; Geburt 8. Juli 1730; Einkleidung 1748; Profess 8. Dezember 1749; Primiz 19. Mai 1754; Tod 4. August 1797 i Stifte. Grab i St. Veit.*“¹⁾

Die Angabe „aus Altenburg“ kann ohne weiteres als geboren in Altenburg ausgelegt werden, war doch Leopold Wißgrill erst ab 1734 in Horn ansässig und dort Hausbesitzer. Außerdem bezeichnet sich sein Sohn in der Profießurkunde „*Ego Fr. Anselmus Wisgril*

¹⁾ Stiftsarchiv Seitenstetten, Kasten I, S. 79.

Für die Unterstützung bei der Benützung des Stiftsarchivs Seitenstetten danke ich Stiftsarchivar Dir. P. Dr. Benedikt Wagner OSB recht herzlich.

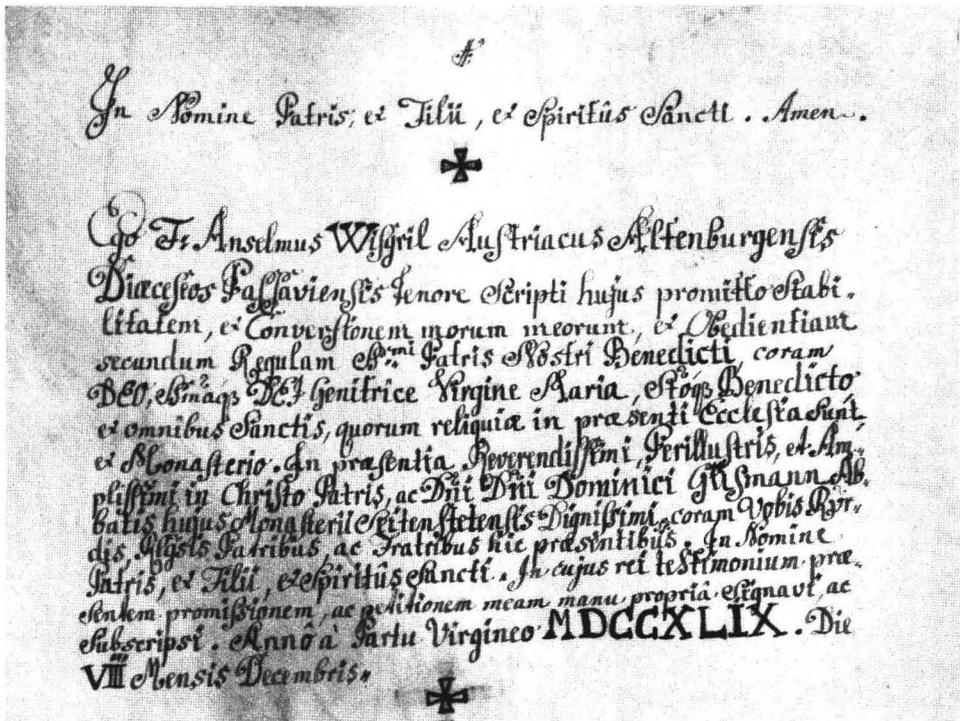


Abb. 1: Professionsurkunde von P. Anselm Wisgrill, Stiftsarchiv Seitenstetten
(Repro: Karl Hulka, Horn)

Austriacus Altenburgensis Dioeceseos Passaviensis (...)“²⁾ (Abb. 1), also auch im Sinn von: in Altenburg geboren. P. Anselmus war das erste Kind des seit 1729 verehelichten Paares, besuchte das Piaristengymnasium in Horn und wird im „*Catalogus Discipulorum Sub Praefectura Patris Alberti a. s. Sigismundo pro Anno MDCCXLV. Rhetores*“ als „*Ignatius Wisgrill, Natio: Austr., Patria: Hornanus, aetas: 14. Nota: Benedicti (nu?)s Seitenstädten-sis*“ geführt.³⁾ Somit ist auch sein Taufname bekannt, der bisher nicht festgestellt werden konnte, da die Taufbücher in Altenburg erst 1756 beginnen. Einen weiteren Beweis für die frühe Anwesenheit Wisgrills in Altenburg bzw. daß er jedenfalls bis 1733 dort gewohnt hat, liefert ein barockes steinernes Grabkreuz mit der Inschrift: „*Den 28. Feb. 1733 ist gest. Joseph Anton (,) Wisgrills Sohn (,) alt 30 Woch. Gott sey allen gnedig.*“ Es steht heute in einem Waldstück mit dem Flurnamen „*In der Sulz*“. Dieses Grabkreuz wurde erst nach 1945 der ursprünglichen Säule des „*Weißes Kreuzes*“, die schwer beschädigt, umgestürzt und teilweise zerbrochen war, aufgesetzt.

Wieder zurück zum Seitenstettner Professionsbuch, in dem weiters zu lesen ist, daß „(...) 1749 XII 8 zur Profess kamen H. W(ißgrill) von Horn + Frau W(ißgrill) + 1 Parockhen Macher (Küchenb. 200 j)“.⁴⁾ Der Perückenmacher dürfte vermutlich der im Horner Häu-

²⁾ Stiftsarchiv Seitenstetten, Lade A 50, Nr. 336.

³⁾ Stadtarchiv Horn, Piaristenarchiv Horn, Hs. 9/3, Matriken des Gymnasiums Horn 1722 - 1753.

⁴⁾ Siehe Anm. 1

serkataster genannte Adam Prenner, Besitzer des Hauses Florianigasse 3 nach Leopold Wißgrill, gewesen sein.

Nebenbei sei noch auf die Eintragung im „*Closter Seitenstettensches Kuchel Buch Auf daß Jahr 1749*“ hingewiesen, wo außer den bereits Genannten eine Frau Lieb aus Horn mit ihrem Sohn Anton Erwähnung findet.⁵⁾ Diese beiden waren mit der Familie Wißgrill zur Profieß angereist und besuchten bei dieser Gelegenheit den Sohn bzw. den Bruder P. Leander Lieb.

P. Leander Lieb wurde am 15. Mai 1730 in Horn geboren, erhielt bei der Taufe die Namen Johannes Nep. Jacobus — sein Vater Georg war Kupferschmied und „*venator*“ (*Jäger*)⁶⁾ —, trat 1748 im Stift Seitenstetten ein, war schon zur Horner Zeit ein Schulkollege von Ignaz Wißgrill⁷⁾ und später in Seitenstetten sein Konnovize.

Leopold Wißgrill verfaßte Pläne für die Stiftskirche Seitenstetten

Vielleicht durch die Vermittlung seines Sohnes, P. Anselm, kam es zu einer Einladung seitens des Stiftes oder zu einem Angebot von Leopold Wißgrill, die gotische Kirche im barocken Stil neu zu gestalten, in ähnlicher Weise, wie es Joseph Munggenast in Altenburg getan hatte. Die Pläne (Grund- und Aufriß)⁸⁾ sehen, wie in Altenburg und Maria Dreieichen, eine zentrale Kuppel vor. Sie kamen ebensowenig zur Ausführung wie jene vor ihm von Franz Munggenast, jene mit „*I. S. P.*“ signierten oder jene von Joseph Meyßl, Melchior Hefele und anderen.⁹⁾

Aufträge durch Philipp Josef Innozenz Graf Hoyos (1695-1762) und Johann Ernest Graf Hoyos (1718-1781)

Die Archivalien des Familien-Archivs Hoyos im Schloß Horn¹⁰⁾ weisen ebenfalls Leopold Wißgrill als Baumeister der beiden Herrschaftsbesitzer Philipp Josef Innozenz Graf Hoyos und Johann Ernest Graf Hoyos aus.

Er erhielt für das Schloß Horn und auch für die dazugehörigen Besitzungen größere und kleinere Aufträge. Die Kostenvoranschläge und Pläne sind nur selten datiert, sodaß ein Zeitrahmen zwischen 1734 und 1770 angenommen werden muß, sofern keine anderen Rückschlüsse möglich sind, wie z. B. beim Kirchen-, Pfarrhof- und Schulbau in St. Leonhard am Hornerwald.

Um die Vielfalt der Tätigkeit Leopold Wißgrills aufzuzeigen, seien diese hier ohne zeitliche Reihung angeführt: Ein Plan für eine Teichanlage; ein Überschlag für den Umbau eines „*Frauen- in ein Schlafzimmer*“ (Abb. 2); Plan und Überschlag für die zu „*repari-*

⁵⁾ Stiftsarchiv Seitenstetten, Kodex 18 Z 13, S. 200.

⁶⁾ Pfarrarchiv Horn, Hs. 1/2, Taufbuch der Pfarre Horn, 1681 - 1734.

⁷⁾ Siehe Anm. 3

⁸⁾ Stiftsarchiv Seitenstetten, Lade A 5 MA 12, MA 22.

⁹⁾ Friedrich B. Pölleröb, Baugeschichte des Stiftes Seitenstetten im 17. und 18. Jahrhundert. In: Seitenstetten. Kunst und Mönchtum an der Wiege Österreichs (= Katalog des NÖ Landesmuseums NF Nr. 205, Wien 1988) S. 34-59, hier S. 38 und 49-54.

¹⁰⁾ Schloß Horn, Familien-Archiv Hoyos, Fach 419, Bauten: Horn I. Dipl.-Ing. Hans Graf Hoyos sei hier für die Möglichkeit der Benützung des Familien-Archivs im Schloß Horn herzlich gedankt.

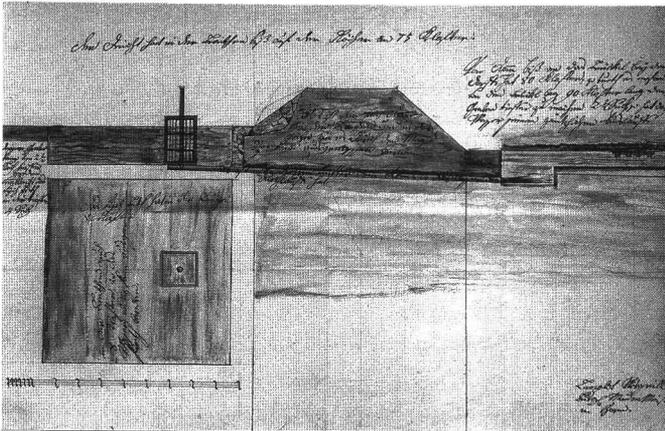


Abb. 2: Wißgrill: Plan für eine Teichanlage; Schloß Horn, Familienarchiv Hoyos
(Repro: Karl Hulka, Horn)

rende Logierung eines Müllers zu Kamegg“ in der herrschaftlichen Mühle; Plan und Überschlag für eine Wohnung, bestehend aus zwei Zimmern und Küche samt Vorhaus, „bey der Stahlung im Jäger (?) Haus“ (1765); Überschlag für ein Glashaus im Schloßpark Horn; Überschlag für eine „neugemeuerte Brucken zwischen der Mauth und dem Teucht (= Teich) Thor“.

Der Kirchen-, Pfarrhof- und Schulbau von St. Leonhard/Hornerwald

Von besonderem Interesse sind die Überschläge „zu einer Pfarr=Kirchen in Horner Wald Gars“. ¹¹⁾ Die Kosten dafür werden mit 2507 Gulden 18 Kreuzer veranschlagt, für den Pfarrhof und das Schulhaus werden 878 Gulden 24 Kreuzer ausgewiesen. Die Kostenvorschläge wären mit 1769 zu datieren, weil es in diesem Jahr zur Abfassung eines verbindlichen „Stift-Briefes“ zwischen dem Passauer Offizialrat und dem Herrschaftsinhaber von Horn, Johann Ernest Graf Hoyos, kam. ¹²⁾

Am 1. März 1769 erstattet „Hoyos Graf Johann Ernest die von ihm wegen der in dem Horner Wald auf der sogenannten Lambl Höhe nun zu errichtenden Pfarr= und Pfarr Kürch abgeforderte Erklärung“. ¹³⁾

Am 15. September 1769 bittet „Hoyos Graf Johann Ernest den über die auf der sogenannten Lambl Höhe im Horner Wald zu errichtenden Pfarr nun mehr außgefertigten Stiftbrief zu ratificiren“. ¹⁴⁾

Am 31. August 1770 bittet er, „... die eingelegte Grundriß zur neuen Pfarr Kürch, Pfarr Hof und Schulhaus in Horner Wald zu ratificiren und wegen Außpfarrung der dahin gehörigen Pfarr Kinder das Behörige an die Pfarr Gföll und Garsch zu erlassen“. ¹⁵⁾

Schon am 5. September 1770 erledigte das Konsistorium diese Bitte positiv. ¹⁶⁾ Weder Leopold Wißgrill noch seinem Sohn Johann Georg war es gegönnt, die Arbeiten auf der Lambl-Höhe auszuführen, verstarben doch beide schon 1770, die Weihe der Kirche erfolgte aber erst am 29. August 1777. ¹⁷⁾

¹¹⁾ Siehe Anm. 10.

¹²⁾ Franz Fux, In Loco Lämbl Höhe — 200 Jahre Kirche „Am Berg“. Geschichte von St. Leonhard am Hornerwald (Gföhleramt 1977) S. 64.

¹³⁾ Diözesanarchiv Wien, Passauer Konsistorialprotokoll 1769, Bd. I, S. 75.

¹⁴⁾ Siehe Anm. 13, S. 361.

¹⁵⁾ Diözesanarchiv Wien, Passauer Konsistorialprotokoll 1770, Bd. I, S. 342.

¹⁶⁾ Siehe Anm. 15, S. 350.

¹⁷⁾ Siehe Anm. 12, S. 67.

In der Festschrift „Heimat am Hornerwald“¹⁸⁾ heißt es: „*Der Bau wurde ausgeführt durch den Maurermeister Adam Steininger und den Zimmermeister Settenhofen*“¹⁹⁾, beide aus Horn.“ Dieser Maurermeister Adam „Steininger“ war niemand anderer als Adam Reiningner, der 1771 die Witwe nach Johann Georg Wißgrill heiratete und somit den Betrieb und den Auftrag für St. Leonhard an sich brachte. Unter anderem liest man auch von einer vereinfachten Ausführung des Kirchenbaues. Sicher ist von einem aufwendigeren, großzügigeren und noch ganz dem barocken Stil verhafteten Plan auszugehen, der, wie bereits erwähnt, im August 1770 dem Konsistorium vorgelegt wurde. Die Bestätigung dieser Vermutung bleibt aber mangels Dokumentation offen.

Zur Baugeschichte von Maria Dreieichen

Immer wieder heißt es nur, der Kirchenbau in Maria Dreieichen (1744-1750) sei „mit größter Wahrscheinlichkeit nach eigenen Plänen“, nämlich nach solchen von Leopold Wißgrill, ausgeführt worden. Es wird sogar bezweifelt, daß der nicht signierte Entwurf für die Turmfassade von ihm stammen könnte. Diesen Hypothesen stehen aber schlüssige Folgerungen aus den Archivalien der Stifte Altenburg und Seitenstetten sowie dem Familienarchiv Hoyos in Horn gegenüber.

Betrachtet man den signierten Grund- und Aufriß für den geplanten Umbau der Stiftskirche Seitenstetten, so ist Leopold Wißgrill der Kirchenneubau von Maria Dreieichen nämlich durchaus zuzutrauen.

Daß die Pläne für Maria Dreieichen nicht signiert sind, mag damit zusammenhängen, daß sie Beilagen für unterschriebene Kostenvorschläge waren. Die Signierung der beiden Seitenstettner Pläne kann hingegen darin begründet sein, daß sie keine Beilagen, sondern lediglich Entwürfe waren und Leopold Wißgrill sich dort nicht so bekannt fühlte wie in seiner Horner Umgebung.

Aufgrund der Archivalien ergeben sich für die Hauptfassade inklusive der Türme von Maria Dreieichen drei Bauabschnitte. Der Plan der Turmfassade ist zwar nicht mit der üblichen Floskel „*Leopold Wißgrill bürgl. Maurer Meister zu Horn*“ abgezeichnet und könnte daher nur als Beilage zum sehr wohl unterschriebenen und mit 1763 datierten Überschlag für das „*Prospektorium zu 3 Eichen*“ gedient haben (die Trennung erfolgte erst später aufgrund der Größe).

Auch im Hoyos'schen Familien-Archiv finden sich nichtsignierte Pläne, die jedoch Beilagen zu Voranschlägen sind. Die Kosten für die Arbeiten zur Errichtung des „*Prospektoriums*“ werden mit 700 Gulden 38 Kreuzer angegeben.²⁰⁾

Die zweite Ausbaustufe dürfte die Errichtung jener Turmteile, die über das Attikageschoß hinausreichen, gewesen sein. Für sie finden sich wiederum Unterlagen im Schloßarchiv Horn, und zwar ein „*Überschlag*“ und die „*Specification*“, die Leopold Wißgrill 1769 Johann Ernest Graf Hoyos vorgelegt hat.²¹⁾

Den neuerrichteten Türmen wurden — offensichtlich aus Geldmangel — lediglich einfache Pyramidendächer aufgesetzt (siehe Aquarell, datiert 1787, im Pfarrhof von Maria

¹⁸⁾ Felix Schmidt, Heimat am Hornerwald, Festschrift 1976 zur Markterhebung und Verleihung des Gemeindepappens, Eröffnung der Hauptschule, 200-Jahr-Feier der Pfarre St. Leonhard (St. Leonhard 1976) S. 36.

¹⁹⁾ Richtig: Leopold Settenhofer, gest. 67jährig am 20. März 1805 an Lungenbrand. Pfarrarchiv Horn, Hs. 4/6, Sterbebuch der Pfarre Horn, 1784-1826, S. 79.

²⁰⁾ Stiftsarchiv Altenburg, Kasten 23, Karton 18, Fasz. 4.

²¹⁾ Siehe Anm. 10.

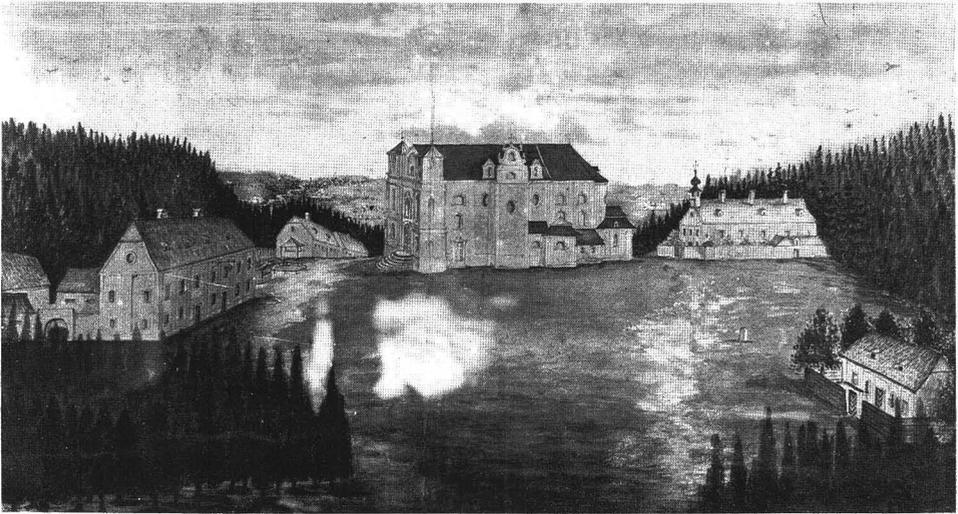


Abb. 3: Wallfahrtskirche Maria Dreieichen, 1787

(Repro: Foto Andraschek, Horn)

Dreieichen, Abb. 3). Erst 1819 wurden sie unter Pfarrer P. Karl Hoffmann OSB von den nun bekannten Turmdächern abgelöst. Er ermöglichte die Finanzierung durch Sammlungen.²²⁾ Diese Aktivität könnte als dritte und letzte Bauetappe bezeichnet werden.

Die Pfarrkirche von Straning

(Eine Hypothese zu einer nicht bewiesenen Behauptung)

So verlockend es auch sein mag, den gebürtigen Straninger Abt Placidus Much als spiritus rector der Pfarrkirche von Straning, Leopold Wißgrill als einen von ihm empfohlenen Baumeister oder Ludwig Tauchner als einen von diesem Abt beeinflussten Bauherrn zu sehen, dürfte diese Annahme kaum zutreffend sein. Obwohl gesicherte Quellen fehlen, wurde sie in neuerer Zeit mehrmals geäußert²³⁾ und auch im Dehio-Handbuch von 1990 übernommen.²⁴⁾ Eher spricht das Quellenmaterial, wenn auch nur spärlich, gegen die Behauptung, Leopold Wißgrill könnte der Planer und Baumeister der Straninger Pfarrkirche gewesen sein. Im Pfarrarchiv von Straning findet sich nämlich eine am 27. August 1739 ausgestellte Quittung für Arbeiten „*Theils zur bequemlichkeiten Theils von Nothwendiger reparation in den annoch nicht außgebauten Pfarrhof*“. Unterfertigt wurde diese Quittung von einem „*Wienerischen Maurer Palier Frantz Pruner*“²⁵⁾, der später im Totenbuch eben dieser Pfarre am 21. November 1742 „*als gewester Maurer Ballierer bey dem allhiesigen neuen Kirchen gebäu*“ bezeichnet wird.²⁶⁾

²²⁾ Friedrich Endl, Die Wallfahrtskirche zu Dreieichen bei Horn (Wien 1894) S. 9.

²³⁾ Hermann Tichavsky, 700 Jahre Pfarrseelsorge Straning 1277 - 1977 (Straning 1977) S. 24. — Josef Greil, Straninger Pfarrgeschichte. In: Burghard Gaspar (Hg.), Aus Vergangenheit und Gegenwart, Festschrift der Marktgemeinde Straning-Grafenberg anlässlich der 750-Jahr-Feier Stranings (Straning 1989) S. 149.

²⁴⁾ Dehio-Handbuch, Die Kunstdenkmäler Österreichs: Niederösterreich nördlich der Donau (Wien 1990) S. 1143.

²⁵⁾ Pfarrarchiv Straning, Q3.

²⁶⁾ Pfarrarchiv Straning, Totenbuch, 21. November 1742.

STAMMTAFEL

MICHAEL WISSGRILL, rusticus



SUSANNE

* 1644

Johannes * 1661	MATHIAS * 1667	Georg * 1669	Philippus * 1671	Maria * 1673	Juliane * 1677	M. Magdalena * 1680
--------------------	--------------------------	-----------------	---------------------	-----------------	-------------------	------------------------



MARIA

* 1666

Justina * 1697	Joseph * 1698	LEOPOLD * 1701	Marianne * 1705
-------------------	------------------	--------------------------	--------------------



EVA MARIA

* 1708

Ignaz (P. Anselm) * 1730	Joseph Anton * 1732	Maria Catharina * 1735	Leopold Andreas * 1736	Maria Francisca * 1739	Joseph Georg * 1741	JOHANN GEORG * 1743	Anna Elisabeth * 1747
--------------------------------	---------------------------	------------------------------	------------------------------	------------------------------	---------------------------	-----------------------------------	-----------------------------



BARBARA, Witwe

* 1726

MONICA CATHERINA

* 1767

Konsistorium, 6^a Junij. 1766

Dietrich Daniel Bürgerl. Baumeister allhier bittet ihm die wegen den Kirchen-Bau zu Straning annoch zuforderen habenden 370 fl. von den daßigen Kirchen Mitteln erfolgen zu lassen.

Dem H^{ch}. Consistorial-Rath und Pfaffen zu Rath und der Anfügung zu gestatten, daß solches inangenehm nach Vernehmung des Consistorial-Rathes, und dann dergleichen Rathen zu Straning gütlich und zu thun, und darüber seinen gütlichlichen Rath dem Consistorio zu halten solle.

Abb. 4: Passauer Konsistorialprotokoll, 1766: Schuldforderung des Baumeisters Dietrich Daniel (Repro: Lichtbilderwerkstätte Alpenland, Wien)

Weiters stellt Daniel Dietrich, Wiener Architekt und Schüler des bedeutenden Frühklassizisten Anton Ospele (1677 - 1756) nach dem Tod des Pfarrers Ludwig Tauchner im Jahr 1766 eine Schuldforderung, den Kirchenbau betreffend, in der Höhe von 370 Gulden.²⁷⁾

Im Konsistorialprotokoll vom 6. Juni 1766 heißt es wörtlich: „Dietrich Daniel Bürgerl. Baumeister allhier bittet ihm die wegen den Kirchen-Bau zu Straning annoch zuforderen habenden 370 Gulden von den daßigen Kirchen Mitteln erfolgen zu lassen.“²⁸⁾ (Abb. 4)

Franz Pruner konnte nur mit einem Baumeister von Wien auf das Land gekommen sein. Er durfte nicht allein auf dem Land arbeiten und brauchte einen Meister, der ihn hier beschäftigte. Leopold Wißgrill wird es kaum gewesen sein. Es bietet sich demnach für den Kirchenbau von Straning förmlich eine Parallele zum Stift- und Kirchenbau in Altenburg an. Hier könnte Daniel Dietrich der Architekt und Franz Pruner der ausführende Polier gewesen sein, wie dort Joseph Mungenast Architekt und Leopold Wißgrill Baumeister und Polier waren. Allerdings ergibt sich noch die Frage, wer nach dem Tod Franz Pruners 1742 die Bauführung und die Polierstelle bis zur Vollendung der Kirche 1752 übernommen hat.

Auch sollte die menschliche Komponente bei Pfarrer Ludwig Tauchner nicht außer acht gelassen werden: Er kam von Braunsdorf nach Straning als in gewissem Maße selbstherrlicher Kirchenmann und leidenschaftlicher Bauherr. In Braunsdorf hatte er schon einige Erfahrungen im Kirchenbau gesammelt, und sicherlich berief er selbst den erforderlichen Architekten, die ausführenden Maurermeister und diverse Künstler an die Baustelle, um schließlich die neue Pfarrkirche als sein alleiniges Werk beanspruchen zu können.

²⁷⁾ Wilhelm Georg Rizzi, Zur Architektenfrage des Palais Geymann-Windischgrätz und der Projekte für den ehemaligen Klosterneuburger Stiftshof in der Renngasse in Wien. In: Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg NF 12 (Wien 1983) S. 93.

²⁸⁾ Diözesanarchiv Wien, Passauer Konsistorialprotokoll 1766, Bd. III, S. 69.

Aufschlußreich sind in diesem Zusammenhang die anlässlich einer Kommission unter dem Dechant von Burgschleinitz vorgebrachten 20 Anschuldigungen gegen den vormaligen Pfarrer von Braunsdorf, Ludwig Tauchner. Sie sind samt den überheblichen Antworten erhalten. Einige von ihnen werden im folgenden wiedergegeben.²⁹⁾

„Gravamina
contra A: R. D. parochum in Straning . . .

Gravamina

Primo hat Herr Pfarrer die Kürchen zu Praunstorff sine consensu venerabilis Consistorii erweitert

Secundo hat Herr Pfarrer die Kürch erweitern lassen sine necessitate weylen die alte Kürch von quaderstuckh mithin gar fest gebaut . . . groß genug . . . mehr sitz in der alten gewesen . . .

3^{to} hat Herr Pfarrer die Kürch erweitert sine utilitate weylen anitzo in Sammelgelt nit mehr ein kombt als zu vor . . . Es werden die Einnahmen vor und nach der Erweiterung gegenübergestellt und beweisen Obiges.¹⁹⁾

8^{to} Hat Herr Pfarrer alle capitalien /: weiß selber nit, wie viel, weylen darüber Kein Richtige Rechnung vorhanden: / . . . propria autoritate verbauet. Und sich zu justificiren die Stifts Brief verfälschet . . . als hetten die Stifter alles zu dem gebäu gestiftet . . .

Responsoria

Herr Pfarrer erzehlet /: ohne Jemandt reden zu lassn: / wie er auf Praunstorff kommen, wie er die Neue Kürchenstig gebaut, Thurm erhöht hat, und Kürchen erweitert und dann zwischen ein comission gemacht . . . Aber auf /: Titel: / Herrn (N?) damahligen Dechanten zu Röschitz geschoben, welcher ihm die Kürch zu erweitern erlaubet und obwohlen ich alle weitlaufigkeit zu vermeiden nur von Erweiterung der Kürch in primo Gravamine meldung gethan. Herr Pfarrer aber auch die Kürchenstigen darein gemischet . . . die neue viel gäher (gächer) mithin gefährlicher . . . die alte mit gar wönig unkosten können reparirt . . .

Herr Pfarrer könne nit dar für, das jetzo wöniger Leuth anhero Kommen als zu vor . . .

Herr Pfarrer hat geantwortet es seyen alles zu dem gebäu angewendet worden. Die Stieftsbrief belangend habe es nichts zu bedeuten, Anbey auch bekennet, daß die Unterschriften seine Schrift seye.

²⁹⁾ Diözesanarchiv Wien, Landpfarren, Braunsdorf Regesten Nr. 63.

9^{no} Hat Herr Pfarrer die K^{ür}ch mit vielen Schulden beladen. . .

10^{mo} Hat Herr Pfarrer die K^{ür}chen Grundst^{ück}h Propria autoritate 6 Jahre verlassen

11^{mo} Hat Herr Pfarrer ein sehr festes Gewölb ober dem Hoch Altar einbrechen und dafür einen stockho Thor Boden Legen lassen und hier durch die K^{ür}ch in Gfah^r des Aus Brennens gesetzt. . .

13^{ti}o Hat Herr Pfarrer die Schulden posten in dem K^{ür}ch Schuld Buch also durchstrichen, das etl. Schwerl. etl. gar nit zu lesen seynd.

14^{to} seyndt die K^{ür}chen Rechnung von 733 bis 734 und von 734 bis 735 /: in welchen Jahren die K^{ür}ch ist erweitert worden: /von der Hochgräfl. Herrsch. nit unterschrieben

17^{mo} Hat Herr Pfarrer alles aigen mächtig gethan und Niemand auch bey denen K^{ür}chen Rechnung etwas Reden dürffen. Wie er den 2 Ehrliche Männer, weylen sie etwas wider legen wollen zur Thier hin ausgstößt und einen Anderen faßt grauen Mann bey dessen Haaren geräußt. . .

19^{no} Trohet Herr Pfarrer wan er etwas bezahlen sollte, die glockhen hin weg zu nehmen und zu verkaufen.

Herr Pfarrer hat geantwortet, es sey alles zum Gebäu Angewendet worden. Wen er hier verblieben, wolte er die Schulden Schon Bezahlt haben. Was er dar für Könne, daß seine Successores so Schlechte Wirthschafter seyn.

Herr Pfarrer hat geantwortet er Könne es Schon lesen und dieses seyⁿ genug. Contra: Das K^{ür}chen Schuldbuch ist ein Instrumentum publicum, und also von Jeden, dem daran liegt, Können gelesen werden. . .

Herr Pfarrer hat geantwortet es habe damahliger H f. Regent Frantz Scheidl aus passion nit unterschriben. Contra: Herr Regent hat das darumb nit gethan, weylen Herr Pfarrer ohne Anfrag bey der Hochgräflichen Herrschaft das unnöthige Gebäu angefangen. . . weylen er als ein alter verständiger Mann wohl vor gesehen. . . die K^{ür}chen in Schulden und Schaden gerathen werde. . .

*20te Wan Herr Pfarrer ein Capital auf
genohmen hat selber die Kürchen Vätter
niemahls befragt, sondern wan sie mit
Ihren Pettschaften zu erscheinen . . . seind
die Obligationes Schon geschrieben gewe-
sen, haben auch nichts von denen auf
genohmenen Capitalien gesehen, weniger
ihn ihre Händ bekommen.“*

Am 15. September 1744 kam es dann zu einem Vergleich: *„daß er der armen Kirchen zu Praunstorff als seiner gewesten 18. jährigen Sponsae, wo nicht als debitor, doch als benefactor zu bezahlung deren unter seiner contrahirten schulden etwas contribuiren mochte . . . Verglichen und veranlasset worden, daß H. Pfarrer zu Straning die . . . obligation vom 12. November 1734 den Johann Georg Kienmayr bürgerlichen Seiler zu Eggenburg schuldige 200 Gulden Capital zu bezahlen übernehmen wolle, mithin von der geg. Klag ledig und loß seyn sollte.“*³⁰⁾

Rekapituliert man diese Anschuldigungen, Vorhalte und auch die Verantwortung von Pfarrer Ludwig Tauchner, ergibt sich der eingangs geschilderte Wesenszug eines eigenständigen Charakters, der nicht gewillt gewesen sein dürfte, sich die Wahl des Architekten von Abt Placidus Much vorschreiben zu lassen. Betrachtet man die Kirche heute, so muß man dieser barocken Persönlichkeit durchaus Geschmack und Kunstsinn attestieren. Selbst sein Grabmal entspricht ganz seiner Art, indem es weit über das eines einfachen, gewöhnlichen Landpfarrers hinausgeht.

Eine stilkritische Betrachtung durch Kunsthistoriker zur endgültigen Klärung dieser Frage wäre für das bestimmt nicht unbedeutende Bauwerk noch erforderlich.

³⁰⁾ Diözesanarchiv Wien, Passauer Konsistorialprotokoll 1744, Bd. III, S. 253.

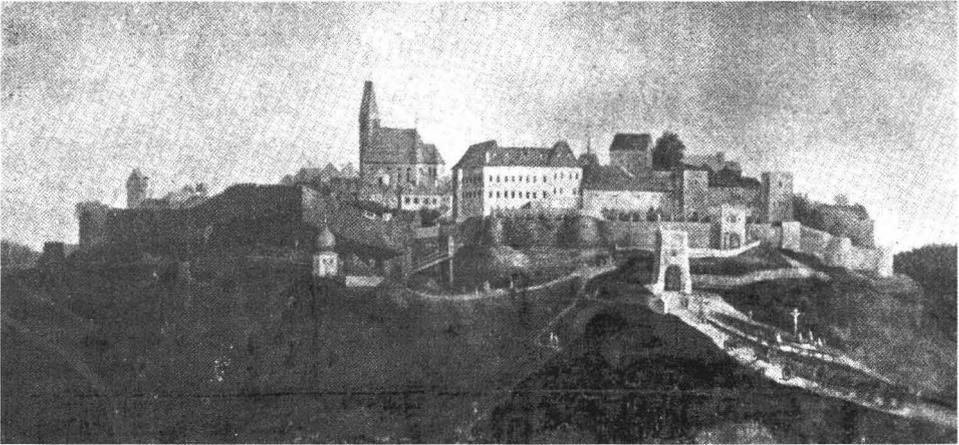
Franz Krausl

Florian Deller (1729-1773)

Ein in Drosendorf geborener Komponist der Mozartzeit

Florian Johann Deller (so schrieb er selbst seinen Namen) stammte aus Drosendorf in Niederösterreich. Er wurde am 2. Mai 1729 getauft. Sein Geburtstag war demnach am 1. Mai 1729, da man wegen der hohen Kindersterblichkeit in der Regel am Tag nach der Geburt taufte. Der Auszug aus dem Drosendorfer Taufregister lautet: *„Anno 1729. May 2. Baptizatus est per R. P. Rißenfelder Florianus filius legitimus Floriani Deller et Theresiae uxoris eius ex Drosendorff, Levantibus Patrinitis Laurentio Stockher et Theresia uxore eius ex Hainrichsreith.“*

Florian Deller wurde also am 2. Mai 1729 von Pfarrer Rißenfelder getauft. Er war der eheliche Sohn des Florian und der Theresia Deller aus Drosendorf. Die Paten waren Lau-



Drosendorf 1716, Ölgemälde in Schloß Horn

rentius und Theresia Stockher aus Heinrichsreith. Über seine Kindheit und Jugend ist nichts bekannt. Vielleicht war Florians Vater so wie sein Großvater Bartlmä Deller „*Bürger und schneidermeister*“ in Drosendorf. Sicher hat der kleine Florian den Tod seines sechsjährigen Brüderchens Johannes am 4. Dezember 1737 und den Tod seiner Großmutter Magdalena Deller am 17. Februar 1738 als traurige Kindheitserinnerungen an Drosendorf mitgenommen. Die Eintragungen in den Tauf- und Totenbüchern der Pfarre sind die einzigen schriftlichen Zeugnisse von Florian Deller in Drosendorf. Wir wissen auch nicht, wer den begabten Musiker nach Wien gebracht hat.

In den meisten Klöstern gab es schon zu Ende des 12. Jahrhunderts Klosterschulen. Diese waren die Vorbilder für die Pfarrschulen, besonders dort, wo Klostergeistliche die Pfarren betreuten. Drosendorf ist seit 1153 eine Klosterpfarre des Stiftes Geras. Eine Urkunde erwähnt im Jahr 1359 einen Schulmeister in Drosendorf. Der Zweck der Pfarrschulen war in erster Linie, eine genügende Anzahl von Ministranten, Kirchendienern und Kirchensängern heranzuziehen. Aus dem Vorhandensein einer solchen Pfarrschule in Drosendorf könnte man schließen, daß Florian Deller in eine solche Pfarrschule ging, dort durch sein musikalisches Talent auffiel und dann zu seiner musikalischen Ausbildung nach Wien geschickt wurde. Schriftliche Unterlagen für diese Vermutung gibt es jedoch keine.

Als gesichert gilt, daß Florian Deller seine Lehrjahre in Wien verbrachte, da ihn in dieser Stadt im Jahr 1751, also mit 22 Jahren, die Berufung nach Stuttgart erreichte. Diese Wiener Lehrjahre sind für seine spätere Entwicklung von ausschlaggebender Bedeutung geworden. Wien war schon seit althersher eine Hauptpflegestätte des Balletts. In den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts wandte man sich der dramatischen Richtung des Balletts zu (Tanzpantomimen). Die wichtigsten Vertreter dieser Gattung sind Ignaz Hofbauer und J. Starzer. Florian Deller hat von ihnen viel gelernt. 1749 führte Nicola Jomelli, ein damals bekannter italienischer Opernkomponist, in Wien eine Anzahl seiner Opern auf. Deller traf hier zum erstenmal Jomelli, mit dem er später in Stuttgart zusammenarbeiten mußte.

Überhaupt lernte Deller damals in Wien jene dramatische Richtung innerhalb der Oper kennen, die durch die Vertiefung des Akkompagnatos (der Begleitung) sowie durch Einführung von Chor und selbständiger Instrumentalmusik der Solooper neues dramatisches Leben einzuhauchen bestrebt war.

Von Dellers eigentlichem Lehrgang wissen wir nur, daß er eine gründliche Ausbildung im Violinespielen genossen hat. Es fehlen alle Nachrichten über seine Lehrer und auch darüber, ob er schon vor seinem Stuttgarter Engagement irgendeine Stellung als Orchestergeiger in Wien bekleidet hat. Wem Deller seine Empfehlung an den Stuttgarter Hof zu verdanken hat, ist ebenfalls unbekannt. Seine Berufung kann aber angesichts des regen künstlerischen Verkehrs zwischen Wien und Stuttgart nicht weiter verwundern.

Florian Deller wurde als Orchestermusiker in die Hofkapelle aufgenommen. Sein Anfangsgehalt betrug 300 Gulden, die ihm halb in Geld und halb in Naturalien ausgezahlt wurden. (Siehe Akten des Oberhofmarschallamtes Stuttgart, Königliches Staatsarchiv.)

Dellers Berufung fiel in eine Zeit, da Herzog Karl Eugen eben mit energischer Hand eine grundlegende Neuordnung der gesamten Theaterverhältnisse an seinem Hof in die Wege leitete. Er wollte eine eigene Hofkapelle gründen, die seinen gesteigerten Anforderungen an Oper und Instrumentalmusik genügen sollte.

Der neue Posten eines Oberkapellmeisters wurde im August 1753 mit Nicola Jomelli besetzt. Schon im April 1751 hat Jomelli seine Oper „Didone“ in Stuttgart zur Aufführung gebracht. Florian Deller spielte bei dieser Gelegenheit zum erstenmal im Stuttgarter Orchester mit.

Für alle Orchestermitglieder kam mit dem neuen Hofkapellmeister eine Zeit zunehmender Anspannung der Kräfte. Ihr Dienst in Kirche und Oper wurde dadurch noch erschwert, daß sie außer an der Stuttgarter Bühne gelegentlich auch noch in Tübingen und auf den Schlössern Solitude und Grafeneck tätig sein mußten, vor allem aber sehr häufig in Ludwigsburg, wo sie bei der Bürgerschaft einquartiert wurden. Der Herzog nahm auch manchmal seine Kapelle auf seine Italienreisen mit, vor allem nach Venedig. Deller erhielt dadurch Gelegenheit, die italienische Oper an der Quelle kennenzulernen.

Im Jahr 1755 bekam Deller eine Zulage von 50 Gulden. Damit war er aber immer noch auf der untersten Gehaltsstufe der Violinisten. Um diese Zeit begann wahrscheinlich auch Dellers kompositorische Tätigkeit. Er wollte damit die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich lenken. Er fühlte sich aber als Komponist noch nicht völlig sicher. Darum bat er 1756 den Herzog, bei Jomelli Unterricht in der Komposition nehmen zu dürfen. Der Bescheid, den Deller daraufhin erhielt, verwies ihn auf die Rückkehr des damals auf Urlaub in Italien weilenden Jomelli. Auf diese Rückkehr Jomellis mußte Deller bis in die zweite Hälfte des Jahres 1757 warten. Der Unterricht kann also erst gegen Ende des Jahres 1757 oder Anfang 1758 begonnen haben. Daß der Unterricht überhaupt stattgefunden hat, berichtet uns Christian Friedrich Daniel Schubart (1739 - 1791). Schubart war Dichter, Musiker, Lehrer, Organist, Theaterdirektor und Saufkumpan von Florian Deller.

Schubart schreibt: *„Deller, dieser vortreffliche Mann, zeitigte unter dem milden Einfluß Jomellis; ahmte ihn aber nie nach: denn Deller fühlte bald die eigene Quelle, aus welcher er schöpfen konnte...“*

Bald nach Beginn des Unterrichts, den Deller bei Jomelli nahm, trat mit der Gründung des Opern- und Komödienballetts Anfang 1758 die entscheidende Wendung in Dellers künstlerischer Entwicklung ein. Gleich unter dem ersten Ballettmeister Michele dell'Agatha war Deller bei den Proben tätig.

1759 wurde Sauveterre der Nachfolger Jommellis als Ballettmeister. Unter Sauveterre tauchten die ersten selbständigen Ballette auf: „Die Indianer aus dem Reich des großen Moguls“ („Ballo die Mogolli“), „Orpheus und Eurydike“ und „Ballo di Ninfe“. Diese wurden in den Zwischenakten und am Schluß von Jomellis „Alessandro“ am 11. Februar 1760

aufgeführt. Der Komponist wurde, wie damals üblich, verschwiegen. Man kann aber sicher annehmen, daß Jomelli seinem Schüler Deller die Ballettmusik übertragen hat. Somit dürfen wir in diesen drei Balletten Dellers erste Versuche auf diesem Gebiet erblicken. Selbstverständlich ist der hier erwähnte „Orpheus“ verschieden von dem auf einen Noverrischen Text komponierten Ballett von 1763.

Im März 1760 wurde Noverre nach Stuttgart berufen. Mit ihm erlebte das Ballett seine höchste Blüte. Dem Bericht Schubarts zufolge war Noverre von Dellers Leistungen außerordentlich befriedigt. Schubart: „*Noverre, der erste Ballettmeister der Welt, trug zur Entfaltung des Dellerschen Geistes sehr vieles bei. . . . Noverre selbst gestand, niemals einen besseren Dolmetsch für seine mimischen Erfindungen angetroffen zu haben, als Deller.*“ Schubart nennt Deller sogar einmal den „*Sprecher des großen Noverre*“.

Auch bei Hof fand Deller jetzt für sein Talent volle Anerkennung. Er bekam den Titel „*Herzoglicher Compositeur de la musique des ballets und Kammermusicus*“. Dieser Titel findet sich am 20. April 1761 auf Dellers Heiratsurkunde. Florian Deller heiratete Johanna Christina Klotz, die Tochter eines Stuttgarter Schönfärbers. Aus dieser Ehe gingen bis 1771 drei Töchter hervor.

Zwei Jahre nach seiner Vermählung schuf Deller mit seinem „*Orpheo ed Euridice*“ sein Meisterwerk, dessen Ruhm bald auch über die Grenzen Württembergs hinausdrang. Wir finden Dellersche Kompositionen sogar in London: „*. . . . Printed and sold by John Welcker, Hay Market opposite the Opera House. . . .*“

Schubart schreibt: „*. . . . Er war gleichsam der Sprecher des großen Noverre, und gab seinen Balletten, den einzigen in ihrer Art, Ton und Leben. Er setzte auch nachher komische Opern, Kirchenstücke und eine Menge Instrumentalsachen, die bald in allen Gesellschaften nachgeleiert, nachgespielt, nachgepfiffen und nachgesungen wurden. Sein Satz war leicht, natürlich, gemeinsinnig, und schmeichelt dem Ohre des Kenners und des Liebhabers ungemein. . . . Auch die gemeinsten Leute konnten seine Melodien behalten, so glücklich waren sie der Natur abgehört. Die deutsche komische Oper hätte bis jetzt keinen für sie geschaffeneren Mann aufzuweisen, als diesen, wenn er sich ihr ganz hätte widmen wollen. Sein Studium waren die Partituren großer Männer, die er immer in großen Stößen vor seinem Bette aufgethürmt hatte, und sie allen gedruckten Anweisungen vorzog. Er komponierte langsam, aber mit tiefer Überlegung. Bei mehrerer Tugend hätte er einer der größten Männer unseres Vaterlandes werden können. Seinem Umgang und scharfen Urtheile habe ich das meiste zu danken, was ich von der Musik zu reden und zu schreiben vermag. . . .*“

Auch Wolfgang Amadeus Mozart kannte Florian Deller. Er schreibt in einem Brief vom 24. März 1770 an seine Schwester aus Bologna: „*. . . . Auf's nächste werde ich Dir einen Menuett, welchen Mr. Pick auf dem Theater tanzte, schicken und welchen dann in feste di ballo zu Mailand alle Leute tanzen, . . . Der Menuett an sich ist sehr schön. Er ist natürlich von Wien, also gewiß von Teller oder Starzer. . . .*“

Im Jahr 1763 also schuf Deller sein Meisterwerk „*Orfeo ed Euridice*“. Es wurde am 11. Februar 1763, dem Geburtstag des Herzogs von Württemberg, zwischen dem 2. und 3. Akt von Jomellis „*Didone*“ zur Aufführung gebracht. Schubart rühmt dieses Werk ganz außerordentlich: „*Das große tragische Ballett Orpheus ist reich an großen, schauervollen, himmlisch-schönen und hinreißenden Stellen. Neuheit in den Gedanken, Grazie und Delikatesse in der Empfindung, schmelzende Lieblichkeit in den Übergängen, reiche rhythmische Abwechslung — mit einem Wort, Schönheit blitzt allenthalben im musikalischen Cha-*

rakter dieses Mannes hervor. Weil er selbst die Violine mit ungemeiner Anmut spielte, so ist ihm auch die Bearbeitung derselben meisterhaft gelungen.“

Der Erfolg, den Deller offensichtlich mit seinen Balletten hatte, war sicher der Anlaß, daß er nicht länger nur Violinist sein wollte. Er hielt sich für zu gut, um als Orchestergeiger in Stuttgart zu verkümmern. Deller strebte danach, sich als Komponist in der Welt draußen einen Namen zu machen. Zuerst gedachte er die Reise nach Venedig, die der Herzog um die Wende 1766/67 mit seiner Kapelle antrat, zu benützen, um für Venedig eine Oper zu schreiben. Er bat den Herzog durch Jomellis Vermittlung um die Erlaubnis dazu. Aber sein Gesuch blieb ohne Antwort. Auch auf die Forderung eines dreimonatigen Urlaubs „*hauptsächlich um meiner Gesundheit willen, und auch der Welt ein wenig kennbar zu machen*“, scheint er um diese Zeit wieder zurückgekommen zu sein. Aber auch damit hatte er keinen Erfolg. Alle diese Fehlschläge erregten in dem leidenschaftlichen Künstler eine tiefe Erbitterung. Deller vermutete, daß Jomelli an allem schuld sei. Dazu kam Anfang 1768 jener entscheidende Umschwung in den Stuttgarter Theaterverhältnissen, dem der am 2. Februar entlassene Noverre, sein hauptsächlichster Gönner, zum Opfer fiel und der ein Jahr darauf auch Jomelli zu Fall bringen sollte. Auch eine Deller von Jomelli zugesicherte Zulage von 150 Gulden ist ihm nicht ausgezahlt worden. Ja, Deller wurde sogar in empfindlicher Weise in die Regelung der Finanzen des arg verschuldeten Noverre mit hineingezogen und mußte für kurze Zeit in den Arrest. Der Gesamteindruck, den man in dieser ganzen Krisis im Leben Dellers gewinnt, ist der, daß der eigentliche Grund seiner Fehlschläge in dem Sparsystem lag, welches der vom Unwillen der Bevölkerung hart bedrängte Herzog mit der gewohnten Rücksichtslosigkeit durchführte. Das alles veranlaßte Deller dazu, in einer Eingabe vom 26. März 1769 um seine Entlassung anzusuchen. Der Herzog, der diesen tüchtigen Künstler ungern ziehen lassen wollte, versuchte ihn zunächst dadurch zu halten, daß er ihm den Titel eines Konzertmeisters und Hofkomponisten und damit seine Versetzung unter die Sologeiger in Aussicht stellte.

Aber Deller bestand fest auf seinen Forderungen. Diesmal trug seine Standhaftigkeit die erhofften Früchte. Jomelli war im September 1769 entlassen worden, nachdem er seit März von Stuttgart überhaupt abwesend war. Sein Nachfolger Antonio Boroni aber traf erst am 6. Mai 1770 in Ludwigsburg ein. Man brauchte also während der Vakanz des Kapellmeisterpostens einen erfahrenen Dirigenten, und diesem Umstand hatte es Deller, der sich bei seinen Ballettaufführungen genügend Routine in der Orchesterdirektion erworben hatte, wohl in erster Linie zu danken, daß er nach Jomellis Rücktritt, der ihm, gleich so manchem anderen, nach allem Vorangegangenen sehr gelegen kam, nicht nur zum Konzertmeister und Hofkompositeur ernannt wurde, sondern auch eine entsprechende Gehaltsaufbesserung herauschlug, deren Betrag freilich nicht festzustellen war.

Die Opera seria (große, ernste Oper) zehrte vom alten Ruhm. Unter Boroni blühten Opera buffa und Opera comique (in Frankreich jede Oper mit gesprochenem Dialog) auf, und später folgte das deutsche Singspiel nach. Hier öffnete sich für Deller während der letzten beiden Jahre seiner Stuttgarter Tätigkeit ein neues, fruchtbares Arbeitsfeld, vor allem in der Buffooper. Eine intensivere Tätigkeit als Buffokomponist entfaltete er jedoch erst im Jahr 1770, als im August und September zur Feier der Anwesenheit der Fürstlich Thurn und Taxischen Herrschaften fast jeden Tag Operaufführungen stattfanden. Höchstwahrscheinlich entstanden in diesem Jahr die beiden Werke dieser Gattung, die sich eine Zeitlang auch auswärtige Bühnen eroberten: „Le contese per amore“ und „Il maestro di capella“. Letzteres Werk wurde im Jahr 1771 im Theater an der Burg in Wien aufgeführt.

Über die Buffoopern Dellers urteilt Schubart: *„Die Arien und Cavatinen, die Duetten und die Schlußchöre haben so liebliche und merkbare Motive und sind, unbeschadet der Simplizität, so reich an insinuanten (=einschmeichelnden) musikalischen Einfällen, daß sie mit den besten komischen Opern wetteifern.“*

Die Oper „Le contese per amore“ hielt sich bis 1785 ständig auf dem Spielplan. Sie wurde unter dem Titel „Eigensinn und Launen der Liebe“ 1782 in Bonn aufgeführt.

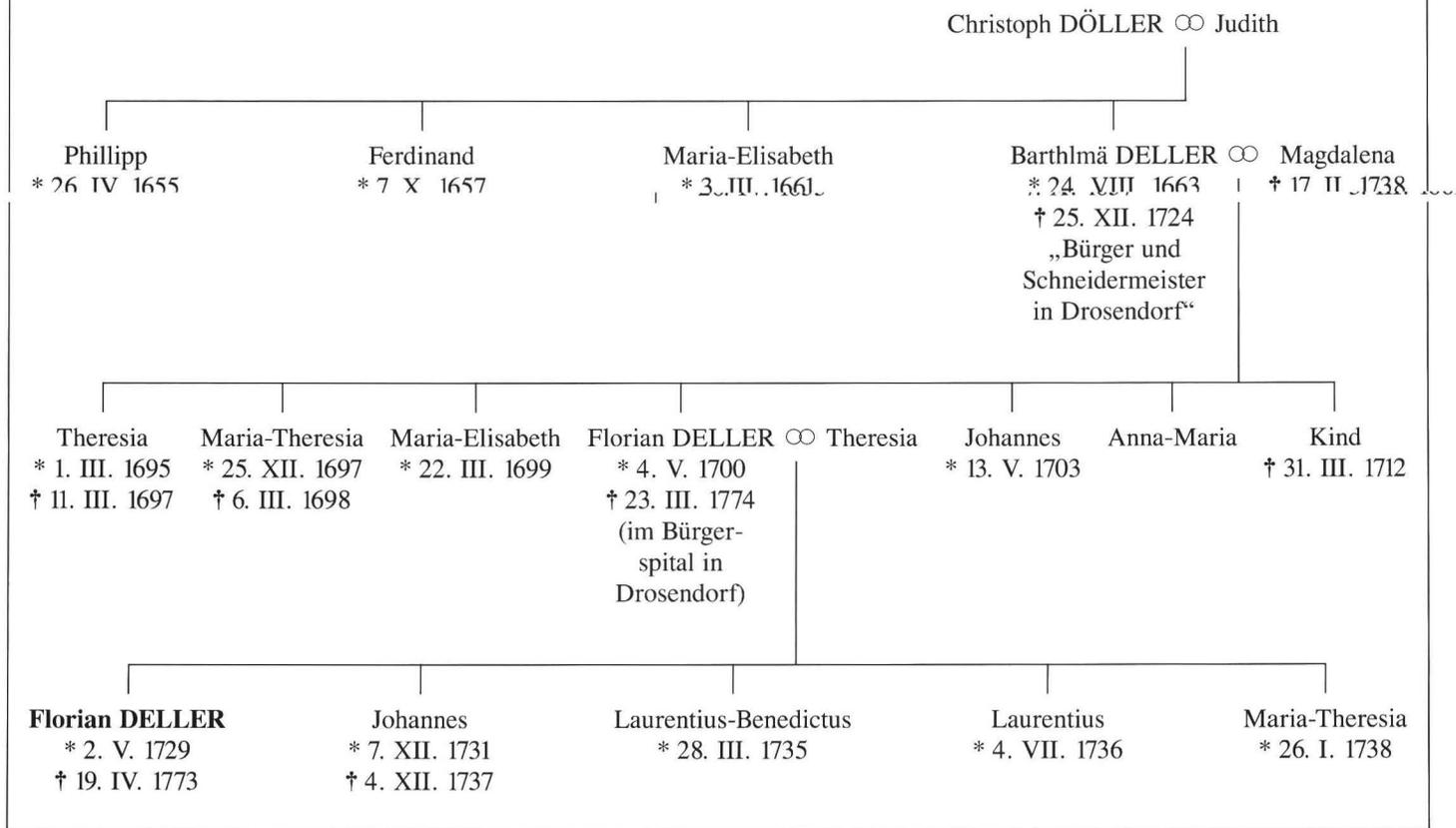
Auch das Ballett hat Deller in dieser Zeit emsig gepflegt. Aus dem Jahr 1770 stammen die beiden im Neudruck vorgelegten Ballette „La Constance“ und „Balla polonois“, aus der Zeit nach 1767 wohl auch die beiden anderen „La schiava liberata“ und „La Pauvre“, da ihre Texte nicht mehr von Noverre herrühren. Man sieht deutlich, daß die Zeit des heroischen Tanzdramas mit Noverres Abschied in Stuttgart zu Ende war, denn statt der alten Renaissancestoffe enthalten alle diese Werke entweder exotische Stimmungsbilder oder nähern sich der Sphäre des bürgerlichen Rührstückes. Auch Stoffe aus der französischen Opera comique tauchen auf, wie in „Le rival imaginaire“. Die Entstehungszeit der beiden Ballette „Pygmalion“ und „Die beiden Werther“ war nicht zu ermitteln.

Trotz dieser erhöhten künstlerischen Tätigkeit waren die Tage Dellers am Stuttgarter Hofe gezählt. Er muß etwa im Juni 1771 seine Entlassung erhalten haben (Aktenvermerk des Oberhofmarschallamtes: Abfertigung). Die Gründe, die zur Verabschiedung Dellers geführt haben, sind nicht bekannt. Aus Schubarts Worten scheint hervorzugehen, daß er selbst darum eingekommen ist. Den Anlaß gaben wohl die zu Wien angeknüpften Beziehungen, die schließlich zur Aufführung des „Maestro di capella“ im Burgtheater führten. Von da an bis zu seinem Tode aber verlieren sich seine Spuren fast ganz. Die auf Wien gesetzten Hoffnungen scheinen sich nicht erfüllt zu haben. Ein Diebstahl brachte ihm außerdem eine schwere Schädigung seiner äußeren Verhältnisse. So wandte er schließlich 1772 Wien den Rücken und versuchte sein Heil in München. Hier muß es ihm geglückt sein, Beziehungen zum Hof anzuknüpfen, denn er erhielt von der damals in München anwesenden Kurfürstin-Witwe Maria Antonia Walburga von Sachsen den Auftrag, eine Messe für den Dresdner Hof zu schreiben, und als Lohn dafür den Titel eines Kursächsischen Kapellmeisters, wie aus seiner Todesurkunde hervorgeht. Aber er sollte die Messe nicht mehr vollenden. Sein Körper war längst durch einen ausschweifenden Lebenswandel zerrüttet, und so erlag der Künstler, von allen Mitteln entblößt, am 19. April 1773 im Kloster der Barmherzigen Brüder zu München einem „*hitzigen Fieber*“.

Bevor wir Schubart zum Abschluß noch einmal zu Wort kommen lassen, sei noch festgestellt, daß es beide besonders zueinander zog. Kein Wunder, war doch beiden der Hang zum Abenteuerlichen und Exzentrischen gemeinsam, ebenso das tragische Los, daß ihre Entwicklung in der Enge der schwäbischen Verhältnisse nicht zur vollen Entfaltung gelangte. Für Deller war der Aufenthalt in der moralisch schwülen Atmosphäre des herzoglichen Opernlebens besonders gefährlich, denn er leistete seinem angeborenen Hang zum Leichtsinns bedenklichen Vorschub. Da er für seine künstlerischen Leistungen nicht die erhoffte Anerkennung fand, hielt er sich dafür auf Tanzböden und in Kneipen schadlos und untergrub damit nicht allein seine Gesundheit, sondern auch seine geistige Energie und hemmte selbst die Entfaltung seines Talentes, das an und für sich, wie sein „Orpheus“ und seine „Contese per amore“ zeigen, an Frische und Ursprünglichkeit die Mehrzahl seiner damaligen Stuttgarter Kollegen übertraf.

Schubart schreibt: *„Es war mir bekannt, daß mein Freund Deller hier (in München) gestorben war. Er kam von Wien, wo er bestohlen und mißhandelt wurde, hierher; sollte der*

Stammbaum des Florian DELLER,
soweit er aus den Tauf- und Totenbüchern der Pfarre Drosendorf erhoben werden konnte.



verwitweten Kurfürstin, eine Messe komponieren, und bekam ein hitziges Faulfieber mitten unter der Arbeit. Man schaffte ihn ins Kloster der Barmherzigen Brüder hinaus, wo er, nachdem er mit tausend Tränen seine Ausschweifungen beweinte, im vollen Sommer seines Lebens starb. (Deller war 44 Jahre alt.) Ich suchte sein Grab, und ein Barmherziger Bruder wies es mir an der Mauer des Klosters. Der Bruder hatte Geschäfte; ich stand also allein hier — am Grabe eines Genies, eines meiner liebsten Freunde! mit dem Schwerte der Kümmernis in der Seele. — Da schläfst du also, Deller, Sohn der Harmonie! Mann von menschlicher Seele! gezeißelt wie ich, von Wein, Mädchenliebe, Unordnung, Leichtsinn und Zweifelsucht! — Du suchtest Ruhe, wie ich; hast du sie gefunden? unter Bettlern, Krüppeln, Siechen und Elenden gefunden? — Erbärmlicher Ruhm, ein Genie ohne Tugend gewesen zu sein! — Mangel trieb dich herum, deine Freunde erlaubten dir's nicht, in ihrem Hause zu sterben; hier unter der Pflege eines barmherzigen Ordens solltest du dein Leben verächzen und die Sünde verfluchen, die dir so viel Trost des Lebens raubte; — der schwäbische Schulmeister (Schubart), der deine Kompositionen mit gaffender Ehrfurcht und mit gefaltener Hand anhörte, lebt noch, glücklich durch die Ordnung; von seiner Gattin gepflegt, und wird spät, vom Alter gekrümmt und lebenssatt, im Glauben an Jesum entschlummern! O Ordnung! O Tugend, wie viel mehr bist du, als Geniusflamme, die, wie der Komet, regellos daherzucht und Unglück weissagt! — Und nun schlafe wohl, armer Deller...“

Quellenverzeichnis

Hermann Albert (Hg.), Denkmäler deutscher Tonkunst (1958).

Christian Friedrich Daniel Schubart, Gesammelte Schriften und Schicksale, I bis VIII, hg. von Ludwig Schubart (Stuttgart 1839-1840).

Archiv der Pfarre Drosendorf: Taufmatrik der Pfarre Drosendorf, Band I bis IV (1641-1807). Sterbematrik der Pfarre Drosendorf, Band I bis II (1658-1801).

Erbert Junker

Zur Geschichte der Pulvererzeugung in Hoheneich (von ca. 1710 bis 1918)

Der Ort Hoheneich nahe Gmünd ist vor allem durch seine barocke Wallfahrtskirche bekannt. Nach dem Dreißigjährigen Krieg, in dem der Ort besonders schwer gelitten hatte, entwickelten sich in langsamer Erholung neben Mühlen, Köhlerei, Pechsiederei, einem Steinmetzbetrieb eine Pulverstampfe und eine ansehnliche Hausweberei. Der spätere Aufstieg zum Industrieort mit den bedeutenden Textilbetrieben Backhausen, Semrad und Bacher fand 1928 durch die Markterhebung seine Anerkennung. Um 1700 hatte Hoheneich zirka 33 Häuser.

Vom Kammerdiener zum Pulvermacher

Maximilian Pirker, der Gründer des ersten Pulverstampfs in Hoheneich, kam 1707 mit dem Grafen Johann Leopold von Kuefstein nach Kirchberg.

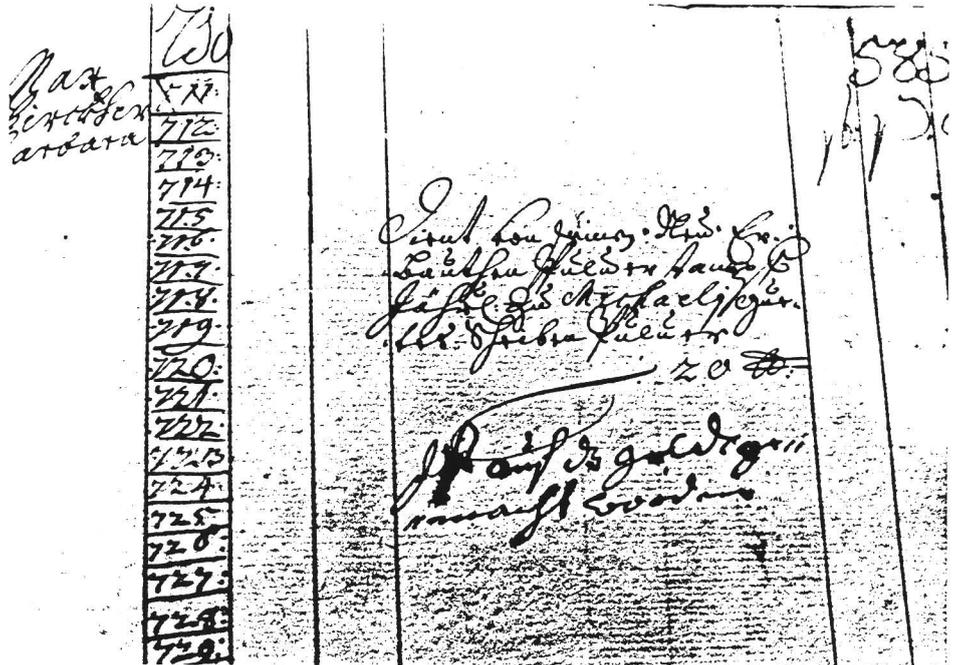
Graf Johann Leopold war mit Maria Franziska, einer geborenen Gräfin Kollonitsch verheiratet. Nach dem Tod ihres Onkels, des Kardinals Leopold Kollonitsch, wurde sie Erbin der Herrschaft Kirchberg am Walde. Kardinal Kollonitsch, der sich während der zweiten Türkenbelagerung um Wien verdient gemacht hatte, verbrachte einen Teil seiner Jugend in Kirchberg.

Der um 1653 geborene Maximilian Pirker (Pürckher) war Kammerlakai (Kammerdiener) beim Grafen Leopold von Kuefstein auf Greillenstein. Maximilians Vater Georg hatte im Regiment des Grafen als Soldat und Cornet gedient. 1708 heiratete der 55 Jahre alte Max Pirker die um 35 Jahre jüngere Barbara aus „Greillinstain“ in Kirchberg. Trauzeugen war Zacharias Waydachbaur, Verwalter des Schlosses Kirchberg, der auch später bei den zahlreichen Kindern des Ehepaares als Pate fungierte.

Maximilian Pirker errichtete den Pulverstampf am Mühlgraben 70 m oberhalb der Hofmühle auf Dominikalgrund. Nach dem Katasterplan von 1823 lagen die drei Pulvermühlen im Abstand von zirka 50 m beiderseits des Mühlgrabens. Die zwischen der Braunau und dem Mühlgraben liegende Insel, die „Herschen(Hirschen-)wies“, kam teilweise zum Pulverstampf und auch der große Garten zur Braunaustraße hin. An der überschwemmungssicheren Böschung zum genannten Weg entstanden das Wohnhaus, ein „Kleinhaus ohne Feldgrund“, die große „Thoör Stuben“ und die Pulverkammer.

Der Pulverstampf bekam 1770 die Hausnummer 41. Diese wurde 1805 auf 116 geändert.

Die 1710 geborene älteste Tochter Maria Barbara heiratete 1735 in Hoheneich Johann Michael Mader, „venator Dominij Engelsteinensis“.



Erste Nennung des Hoheneicher Pulverstampfes in einem Urbar der Herrschaft Kirchberg am Walde
(Repro: Erbert Junker, Hoheneich)

1711, ein Jahr darauf, kam Ignaz zur Welt. Dieser heiratete 1740 als „honestus D. Ignatius Pircker venator Excellentissimi Domini Kirchbergensis et Aulicae camerae pulvifex“ Maria Franziska Pablin, eine Lehrerstochter aus Waldenstein. Er war der hoch angesehene Revierjäger von Hoheneich. Die Pulvermacherei übte er nicht aus.

Nach den vorhandenen Unterlagen wurde in Hoheneich der erste Pulverstampf zwischen 1708 und 1710 errichtet. In einer Beilage zum Urbar der Herrschaft Kirchberg (1711-1753) heißt es: Max Pirckher/Barbara „dient von seinem New erbauthen Pulverstampf“ jährlich zu Michaelis 20 Pfund gutes Scheibepulver. Zusatz: ist auf das Geld gemacht worden. Die daneben stehende Jahreszahl „1711“ wurde durchgestrichen, daneben steht 1712.

Wann und wo der gräfliche Kammerdiener Max Pirker das Pulvermachen erlernt hatte, wenn überhaupt, wird nicht gesagt. Es war die Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges (1701-1714) mit den schweren Schlachten gegen Frankreich in Oberitalien, Spanien und Deutschland. Da brauchte man viel Pulver und den dazu nötigen Salpeter. Durch ein Hofdekret wurden 1703 die Inhaber der Herrschaften befugt, in ihrem Bereich „Saliter“ zu gewinnen und Pulver zu erzeugen. Projekte betreffend eine gewinnbringende Organisation des Pulver- und Saliterwesens wurden mehrfach an das k. k. Ärarium herangetragen.

Die vorhandenen Pulverfabriken konnten den Bedarf kaum decken. Salpeter- und Pulverinspektoren sollten dafür sorgen, daß mehr Pulver aufgebracht wurde. Der Bau einer Pulvermühle war teuer und wurde auf ungefähr 500 Gulden geschätzt. Trotzdem entstanden zahlreiche „Winkelpulvermacher“, da durch illegalen Verkauf des Pulvers, durch „Verschwärzen“, viel Geld zu verdienen war.

Max Pirker und seine Nachkommen nannten sich stolz „Pulvifex Aulicae Camerae“: Kaiserlich-Königliche Hofkammer-Pulvermacher.

Damals war man allgemein der Meinung, ein Pulverstampf sollte dort errichtet werden, wo in einem wärmeren Klima die Salpetergewinnung vorteilhafter und schneller betrieben werden konnte. Das Gebiet um den Neusiedler See eignete sich gut dafür, das Waldviertel kaum. Die langen Zubringerwege für Salpeter und Schwefel machten den Standort Hoheneich zur Ungunstlage. Nur Holz gab es genug.

Zum Bau von Pulvermühlen, die für die damalige Zeit technisch sehr kompliziert waren, benötigte man Spezialisten. Ebenso konnten die funksichereren, aus Kupfer und Messing bestehenden Geräte, die Trommeln, Stampfen und Kessel, nur in Spezialwerkstätten hergestellt werden.

Im Feber 1736 wurde „Dominus Maximilianus Pürcker aulicae camerae Pulvifex“ in Hoheneich begraben. Er wurde 82 Jahre alt. Von der Herrschaft Kirchberg wurde schon im März 1736 ein genaues Inventar über den Besitz, die Gerätschaften, Schulden und Erben aufgenommen.

Die Pulvererzeugung

Zur Erzeugung von Pulver brauchte man Salpeter, Schwefel und Holzkohle.

Salpeter (Salitter, Salliter-Salnitersal nitri) wittert an Mauern von Stallungen als Mauersalpeter aus. Im 18. Jahrhundert wurde dieser Rohstoff in eigenen „Salpeterplantagen“ gewonnen. Flache Gruben füllte man mit Erde aus Stallungen, gab Kalk und stickstoffhaltige Küchenabfälle dazu und übergieß diese Mischung mit Harn, Jauche und Blut. In wärmeren Gegenden dauerte der Prozeß acht bis zehn Monate, in einem kühlen Klima (Waldvier-

tel) wesentlich länger. Die so entstandenen Nitratre wurden mit Wasser ausgelaugt, die Lauge mit Holz- asche gefällt.

Die Erzeugung und Verwertung des Salpeters war ein Staatsmonopol und wurde streng kontrolliert.

In der „Salpeterhütte“ wurde die Lauge zu kochsalzhältigem Rohsalpeter versotten. Diesen brachte man unter Aufsicht in das kaiserliche Magazin nach Wien, von wo es von den Pulvermachern abgeholt und weiter verarbeitet

wurde. Salpeter wurde in der Pulverfabrik zerstampft, versotten und durch Kondensation kristallisiert. Nach dem Inventar von 1736 dienten dazu ein „eysener mangelhafter und 2 kupferne Kässl zum Salliter Sieden und Leuthern“.

Nach dem Inventar von 1736 schuldete der „Sallitermacher“ Franz Ressler dem Max Pirker 9 Gulden. Ob dieser Salpeter erzeugt oder im Pulverstampf bei der Verarbeitung beschäftigt war, läßt sich nicht feststellen. Im Sterbebuch Nr. II wird 1791 beim Tod seines Kindes Andreas Klotzmayer als Salitermacher bezeichnet.

Auch den notwendigen Schwefel mußte man von weit her transportieren. Nur Holz hatte man genügend in nächster Umgebung, Holz für die Feuerung und zur Gewinnung von Holzkohle. Dazu eigneten sich nur bestimmte Holzarten: Erle, Linde, Weide, Hasel, Pappel...

Die Holzkohle wurde durch Verschwelen des Holzes bei niedriger Temperatur in bis zu 1 m tiefen Gruben, die sorgfältig mit Steinen ausgelegt waren, gewonnen. Dies geschah im sogenannten Kohlenbicherl an der Straße nach Gmünd und in der Kohlstatt drüber der Braunau. Die kleinen Gruben füllte man mit Holzstücken, entfachte das Feuer und deckte es mit einem durchlöchernten Eisendeckel zu. Von der so gewonnenen Holzkohle nahm man nur die rotbraunen Stücke. Diese wurden nochmals sortiert, indem man die Holzkohle von einem Windrad auf eine Plane blasen ließ. Nur die Stücke, die am weitesten wegflogen, wurden zur Pulvererzeugung verwendet.



Salpeterkochen im 16. Jahrhundert

(Repro aus: E. Everling, Erfindung und Fortschritt, Band 1, 1930)

Die Vermischung der Substanzen erfolgte in einem Verhältnis von 6 Teilen Salpeter, 1 Teil Schwefel und 1 Teil Kohle. Dieses Verhältnis wurde aber je nach Verwendungsart des Pulvers verändert.

Zuerst wurden die drei Bestandteile getrennt zu feinem Mehl verrieben, dann im feuchten Zustand vermischt. Als bestes Aufbereitungsmittel soll man früher den menschlichen Urin verwendet haben, wobei der eines Weintrinkers höher geschätzt wurde als der eines Bierkonsumenten.

Zum Mischen verwendete man Stampfen oder Trommeln, die ganz mit Leder ausgefüttert waren und in denen Holzkugeln liefen. Das dauerte etwa drei Stunden. Selbst wenn das Gemisch so gleichmäßig wie möglich gemacht wurde, entmischte es sich wegen des verschiedenen spezifischen Gewichtes der einzelnen Bestandteile. Dies ergab dann keine einheitliche Explosion.

Schon im 15. Jahrhundert erfand man die Herstellung von körnigem Schießpulver. Die Formung der Körner geschah in Trommeln mit mehreren Siebböden mit Löchern für eine bestimmte Korngröße. Durch diese wurde die verfestigte Pulvermasse hindurchgepreßt. Die so nach Größe sortierten Pulverkörner polierte man in glatten Trommeln mit Graphit.

Auf diese Art wurde Scheibenpulver für die Gewehre und Pistolen, dann Pürstenpulver (Pürst = Pirsch, Jagd), Sprengpulver usw. erzeugt.

Das Einkommen des Pulvermachers dürfte nicht allzu groß gewesen sein. Im Inventar von 1736 wurden die „2 Centen“ gutes Scheibenpulver auf 100 Gulden geschätzt. Eine Überschlagsrechnung ergibt, daß für 1 Zentner Scheibenpulver zirka 50 Gulden bezahlt wurden, ein Zentner Salpeter aber schon 25 Gulden und 1 Zentner Schwefel nicht ganz 10 Gulden kostete. Dazu kamen die hohen Transportkosten. Da zum Pulverstampf kein Wald gehörte, mußte auch das Holz zugekauft werden. Das zur Herrschaft Kirchberg zu liefernde Dienstpulver (20 Pfund) wurde mit 12 Gulden abgelöst. (Zum Vergleich: 1731 zahlte die kaiserliche Hofkammer den Salpetermachern von Neusiedl am See für einen Zentner Salpeter 14 Gulden und 15 Kreuzer [1 Zentner ist 100 Pfund = 55,2 kg]).

Stampfmühlen wurden seit dem frühen 15. Jahrhundert errichtet. Sie bestanden aus einem waagrechten Balken aus Holz („Mörser“), in den im Abstand von etwa 2 Fuß (1 Wr. Fuß = 31,6 cm) mehrere Stampflöcher gebohrt wurden. Die Löcher waren in der Mitte bauchig erweitert und unten mit einem Stirnholz verstärkt.

Der Stempel (Stampfer) wurde durch Wasserkraft bewegt. Das Mahlgut (Salpeter, Schwefel, Kohle) wurde darin zerkleinert, vermengt und verdichtet.

Um das Mahlgut ins richtige Verhältnis zu bringen (6 : 1 : 1), brauchte man die Molder (Malter, Malder, Molta), ein Mahlmaß, das auch die Müller verwendeten, um durch das Gewicht die Feuchtigkeit des Korns zu messen.

Vor Abnahme des Schießpulvers wurde die Körnung überprüft und mit kleinen Mörsern die Sprengkraft festgestellt. Es soll Mörser mit einem Durchmesser von 20 cm gegeben haben mit 30 kg schweren Kugeln.

Bei der Verbrennung von Pulver entsteht eine Menge von Rückständen. Es gibt Rauch, wenn es explodiert.

Das Schwarzpulver hatte viele Vorteile. Seine Empfindlichkeit gegenüber auslösenden Mitteln (Stoß, Schlag, Reibung, Wärme) war gering. Das ergab eine relativ gefahrlose Handhabung. Als wesentlicher Nachteil bei der Verwendung des Schwarzpulvers bei Feuerwaffen war der zähe Pulverschleim. Dieser Verbrennungsrückstand konnte nur schwer aus der Waffe entfernt werden.

Nach dem Tod des Gründers Max Pirker

Auch nach dem Tod des Maximilian Pirker im Jahr 1736 waren die Witwe und die Kinder bei der Herrschaft und bei der Bevölkerung des Ortes Hoheneich sehr angesehen. Im Taufbuch der hiesigen Pfarre gibt es bis 1784, der letzten Jahreszahl der ersten Matrik, kaum eine Seite, auf der nicht ein Pirker als Vater, Taufpate (Taufpatin) oder als Trauzeuge aufscheint. Nach dem Tod ihres Mannes nannte sich Barbara „vidua Pulvifizissa“.

Da die Witwe, wie aus dem Inventar hervorgeht, allein den Pulverstampf weiter betreiben wollte, übergab die Herrschaft der 48 Jahre alten Frau ungeteilt die gesamte Verlassenschaft. Ihr zur Seite standen die beiden Söhne Maximilian Joseph, damals 20 Jahre alt, und der 17jährige Hans Michael. Ersterer starb 1749 unverheiratet mit 32 Jahren und wurde in Hoheneich begraben.

1748 wurde „Ingenuus Dominus Joannes Michael Pircker Aulicae Camerae Pulvifex“ mit der „ehrenwerten Jungfrau Anna Maria Pöhnin aus Grillenstein“ verheiratet.

Die Zeugen waren sein Bruder Ignaz, Revierjäger von Hoheneich, und Johannes Michael Nußbaumer von der Hofmühle, für sie Johannes Kühtreiber aus Gmünd und Mathias Zlabinger aus Grillenstein bei Gmünd.

Nach dem Tod des erst 39 Jahre alten Johannes Michael Pirker im Jahr 1758 heiratete „Anna Maria relicta vidua“ noch im gleichen Jahr Joseph Gattringer, einen gelehrten Fleischhauer und Weber von Hoheneich. Er brachte Geld, sie die Behausung, den Pulverstampf und Überlandgrundstücke.

Joseph Gattringer als Pulvifex

Die Heirat der Anna Maria „relicta vidua Jo(ann)is Michaelis Pürcker pulvificis hic“ mit dem rund zehn Jahre jüngeren Fleischhauerssohn (Ianio) aus Hoheneich im Jahr 1758 dürfte eine richtige Mesalliance gewesen sein, mit der weder die Familie Pirker noch die Bevölkerung einverstanden waren. Das zeigt schon der Stand der Zeugen: Vater Joseph Gattringer und der langjährige Dorfrichter Laurentius Ransauer.

Vielleicht störte es, daß sich Anna Maria noch im gleichen Jahr, sieben Monate nach dem Tod ihres Gatten, mit dem sie zehn Jahre verheiratet war, wieder verehelichte.

Die reiche ortsansässige Fleischhauerfamilie Gattringer war sehr geachtet. Der um sechs Jahre ältere Bruder war Kleinhausrichter „superioris Communitatis“ in Hoheneich. Ihr Domizil hatten sie im oberen Teil des Platzes mit der Hausnummer 20/86.

Johann Andreas Pirker (1725-1788) und die Entstehung des zweiten Pulverstampfes

Beim Tod seines Vaters Maximilian Pirker 1736 war Andreas elf Jahre alt und gehörte zu den Erben.

Mit 22 Jahren heiratete Andreas Pirker (Molitor!) 1747 die um drei Jahre ältere Theresia Straplerin, Müllermeistertochter von der Dorfmühle und die einzige Erbin. Es war eine Hochzeit zwischen den reichsten Familien des Ortes. Die Strapler waren schon seit Generationen, mindestens seit 1671, im Besitz der Dorfmühle.

Aus dem Pulvifex Andreas Pirker, der das Pulvermacherhandwerk bei seinem Bruder Johann Michael erlernt hatte, wurde durch die Heirat mit der Müllerstochter Theresia Strapler ein Müller, ein Molitor.

Sebastian Strapler, Vater der Theresia, übergab dem Schwiegersohn die Mühle mit allen Zugehörungen.

1748 brachte Elisabeth das erste Kind zur Welt — Juliana, 1756 das zweite — Thomas. Dieser studierte Theologie, wurde Pfarrer und feierte 1780 seine Primiz in Hoheneich.

Bis 1760 wird Andreas Pirker bei allen Gelegenheiten, die schriftlich fixiert wurden, nur als „Molitor“ bezeichnet, als Müllermeister von der Dorfmühle. Ab 1761 nennt sich Andreas Pirker als ein „Pulvifex“, erstmals anlässlich der Taufe seiner Tochter Mariana.

Um 1760 hatte „Gregorius Stidl molitor ex Dietmans“ die Dorfmühle erworben. Zur gleichen Zeit baute Andreas Pirker unterhalb der Dorfmühle am Mühlgraben einen Pulverstampf und war von nun an „Pulverarius“ und „Pulveris Pyrii Fabricator“. Die Anlage entstand nach dem Vorbild des oberen Pulverstampfes: drei Mühlen im Abstand von 40 bis 50 m am Mühlgraben, eine Dörrstube etwas südlich davon und das Haupthaus an der Straße nach Gmünd. Wie bei der Hofmühle wurden die Gründe westlich des Haupthauses und entlang des Mühlgrabens von der Dorfmühle abgetrennt.

1770/71 bekam der Pulverstampf die Hausnummer 58. Im Jahr 1787 (Josephinische Fassung) wurde die Nummer auf 57 geändert und 1805 auf 24.

Während der obere Pulverstampf nur über ein paar Wiesen verfügte, hatte der untere Feldgründe in fast allen Rieden und galt 1823 (Franzsiszeischer Kataster) als „halber Bauer“, als Halblehner. Die Wohn- und Wirtschaftsgebäude waren dementsprechend groß.

1778 heiratete Catharina, die Tochter des Johann Michael Pirker, den Maurermeister Jacobus Aichler aus Mannheim in der Pfalz.

Da der 1754 geborene Sohn des Andreas Pirker, „Joannes Burcker ex officina pulveris pyrii“, mit 29 Jahren im Haus Nr. 58 (57/24) starb, hatte der Pulverstampf keinen männlichen Erben mehr.

Vom „Murarius“ zum „Pulveris pyrii fabricator“

Unter welchen Umständen der Maurer Eichler vom Rheinland nach Hoheneich verschlagen wurde, geht aus den vorliegenden Urkunden nicht hervor.

Wahrscheinlich hat Eichler beim Bau der neuen Kirche mitgearbeitet und dabei einiges Geld verdient, mit dem er sich in die Pulvermacherfamilie Pirker einheiraten konnte. Er legte sich noch im gleichen Jahr 1778 seiner Hochzeit den Titel „Pulveris pyrii fabricator“ zu, während sich Andreas Pirker „Pulverarius“ und Joseph Gattringer „Pulvifex“ genannt hatten. Der „geweste Pulvermacher“ Joseph Gattringer, Stiefvater der Catharina (verehelichte Eichler) mußte mit seiner Frau Anna Maria die Behausung (Nr. 41/116) beim Pulverstampf verlassen und wurde Weber.

Damals dürfte es eine Umstellung in der Herstellung des Pulvers und bei den Ingredienzien, die man dazu brauchte, gegeben haben. Auch die Heranziehung von zwei oder drei Pulvermachergesellen ist neu. 1791 wird ein Salitermacher Klotzmayer genannt. Die Gesellen wohnten zeitweise im Pulverstampf, meist aber als Inwohner bei Weberfamilien.

Spätestens 1789 kaufte Jacob Eichler das Haus am Platz Nr. 30/91, „so vorhin das alte Schullgebäude war“.

Sechs Kinder des Ehepaares Jacob und Catharina wurden von 1778 bis 1789 im Haus 41/116 geboren, Josephus Thomas im Jahr 1790 auf Nr. 30/91 im alten Schulhaus, heute das Gemeindeamt.

Außer der Angst vor den gefährlichen Explosionen im Pulverstampf mag der Tod der dreijährigen Juliana, die in der vorbeifließenden Braunau ertrunken war, die Familie Eichler zur Übersiedlung ins sichere Haus am Kirchenplatz bewogen haben. 1802 erlitt die kleine Anna Maria des Pulvermachers Redl, der auf Nr. 41 wohnte, das gleiche Schicksal.

Jacob Eichler im Besitz beider Pulverfabriken (1788 - 1805)

Mit 1794 beginnen im Sterbebuch der Pfarre Hoheneich die Aufzeichnungen über „durch das Pulver im Stampf in die Luft gesprengte“ Personen. Damals wurde Mathias Neuwirth, 20jähriger Bauernsohn von Nr. 1, getötet, und Martin Schandl aus Gmünd, ein 20jähriger Pulvermacher, der im Pulverstampf auf Nr. 57/24 wohnte. Es ist kaum anzunehmen, daß seit Beginn der Pulverfabrikation 84 Jahre vorher kein Unglück passiert ist. Wahrscheinlich wurde Johannes, der Sohn des Andreas Pirker, 1783 auf Nr. 58 (57/24) Opfer seines Berufes. Als Andreas Pirker mit 63 Jahren an Lungenbrand 1788 starb, gab es für den unteren Pulverstampf keinen direkten Erben. So übernahm Jacob Eichler, der mit der Nichte Catharina des Andreas Pirker verheiratet war, auch den unteren Pulverstampf (1788 - 1805).

Für Eichler arbeitete im oberen Pulverstampf der Pulvermacher Anton Titz. Er wohnte auch dort mit seiner Familie. Als Geselle hatte er Thomas Redl, der zeitweise ebenfalls im Haus 41/116 wohnte. Als Redl das Kleinhaus 64/78 an der Bahnstraße erwarb, zog auch Titz dorthin. Er dürfte ein unruhiger Geselle gewesen sein. Sein nächstes Domizil war das Haus Nr. 12/27, dann übersiedelte er nach 29/112 in eines der Hofhäuser bei der Hofmühle. Schließlich starb er 1821 mit 56 Jahren im Haus Nr. 6 im Dorf. Den unteren Pulverstampf betreute der Pulvermacher Joseph Jäger, der auch dort wohnte.

1805 verkaufte Jacob Eichler den unteren Pulverstampf dem aus Messern stammenden Mathias König. Bis 1900 blieb der Pulverstampf bei der Familie König, dann kam er durch Heirat an die Familie Weissensteiner. 1918 wurde die Pulvererzeugung nach einer schweren Explosion eingestellt.

Noch vor 1808 verkaufte Eichler den oberen Pulverstampf Michael Rammel, Sohn des Peregrin Rammel, Besitzer der 1775 gekauften Hofmühle. Michael Rammel starb 1826 bei einer Explosion des oberen Pulverstampfs. Seine Witwe, dann Ulrich und schließlich Karl Alram führten den Betrieb weiter, bis nach einer Explosion im Jahr 1892 die Arbeit eingestellt wurde. Nachdem Jacob Eichler die beiden Pulverfabriken und sein Haus Nr. 30/91 verkauft hatte, verließ er mit seiner Familie 1808 Hoheneich.

Die Explosionen der Pulvermühlen

Die ersten konkreten Angaben über Opfer und Pulverexplosionen stammen aus dem Sterb-Buch Nr. 2 der Pfarre Hoheneich vom 16. Mai 1794. Die Opfer waren der 20jährige Bauernsohn Mathias Neuwirth vom Haus Nr. 1 und der 24jährige Martin Schändl, Sohn eines Binders aus Gmünd. Beide Pulvermacher wurden „durch das Pulver im Stampf in die Luft gesprengt“ und dürften sofort tot gewesen sein.

Im Protokollbuch der Herrschaft Kirchberg Nr. 3/6 wird vermerkt, daß am 30. August 1810 der Rammel gehörende Pulverstampf „ohne wen zu beschädigen“ explodierte. Am 23. März 1811 entzündete sich der Pulverstampf König.

Am 6. April 1826 explodierte der obere Pulverstampf. Dabei wurde der Besitzer Michael Rammel sofort getötet, ebenso der Pulvermacher-Geselle Joseph Kammerer aus Hübarten. Der Geselle Mathias Muldaschl aus Perndorf erlag zwei Tage später seinen Verletzungen.

Abwechselnd explodierte der eine, dann der andere Pulverstampf und versetzte den Ort in Angst und Schrecken. Viele Häuser wurden beschädigt, Dächer durch den Luftdruck abgetragen und Fensterscheiben zerschlagen. Man fürchtete, daß bei einer Explosion durch die Erschütterung des Bodens die Kirchenkuppel einstürzen könnte.

Die Pulvermacher empfahlen ihr Leben dem Herrgott, beschenkten die Kirche und errichteten Bildstöcke. Noch heute erinnert das Rammelmarterl am Weg oberhalb des Pulverstampfs und das „Kinimarterl“ (Kini = König) am Weg zum Mitterteich an diese Zeit. In beiden Bildstöcken ist das Wunder von Hoheneich vom Jahr 1621 dargestellt.



Pulvermagazin der unteren Pulvermühle

(Foto: Erbert Junker, Hoheneich)

1892 wurde der obere Pulverstampf nach einer Explosion stillgelegt, 1918 der untere unter den gleichen Umständen. Die letzte Explosion war so stark, daß man die Detonation noch in der 24 km entfernten Stadt Zwettl hörte.

Quellen und Literatur

Archiv der Herrschaft Kirchberg am Walde

Hs. 1 A/6, Urbar 1711-1753, Hoheneich

Hs. 4/57, Inventarium 1734-1742

Hs. 4/2, Hs. 4/3, Heirats Contracte

Hs. 3/9, Hausregister 1771-1775 3/9

Hs. 3/5, Gerichtsprotokoll

NÖ Landesarchiv

Rustical Fassion 1750/51, Herrsch. Kbg Nr. 1130

Josefinische Fassion von 1787, Hoheneich

Franzsiszeischer Kataster von 1823, Hoheneich

Bezirksgericht Schrems Heiratsprotokolle 1760-1787, 151/15

Bezirksgericht Schrems IA, S. 633-831

Pfarre Kirchberg am Walde

Heiratsbuch III, fol. 37 (1708)

Pfarre Hoheneich

Pfarmatriken ab 1716

Hofkammerarchiv Wien

Vorschläge betreffend eine gewinnbringende Organisation des Pulver- und Saliterwesens Nr. 236 (rot), Fasc. 5/fol 400-434.

Mündliche Auskünfte

Mario Grossa, Geißberg/BRD, 13. 12. 1992; Oberlehrer Franz Schienerl, Tonbandaufnahme 1989/90, Schienerl starb 1992.

Friedrich Böckmann, Die explosiven Stoffe (Wien 1880).

Erbert Junker, Beiträge zur Geschichte von Hoheneich. 2 Bände (Hoheneich 1992-1993). — Von dieser kopierten Ausgabe gibt es nur wenige Exemplare, ein Exemplar wurde vom Verfasser am 20. 8. 1993 der Waldviertel-Bibliothek im Horner Höbarthmuseum übergeben.

Alois Plessner, Beiträge zur Geschichte der Pfarre Hoheneich. In: Geschichtliche Beilagen zu den Consistorial-Currenten der Diözese St. Pölten 5 (1895) S. 466-542.

Harald Prickler, Zur Geschichte der Salpetererzeugung im burgenländisch-westungarischen Raum. In: Burgenländische Heimatblätter 31 (1969) S. 19-42.

Johannes Sigmund, Marienwallfahrt Hoheneich, Nieder Österreich (1964).

Karl Vogl, Ortsgeschichte von Hoheneich (Hoheneich 1953).

Zur Geschichte des „Privilegierten uniformierten Bürgerkorps Eggenburg“

Historische Streiflichter anlässlich der 200-Jahr-Feier

Schützenvereinigungen in Niederösterreich

Seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts entstanden Schützengesellschaften und Schützenvereinigungen in vielen mittelalterlichen Städten und Märkten, wo die Gesamtheit der wehrfähigen Bürger zum Kriegsdienst verpflichtet war. Während aber zum Gebrauch des Spießes, der gewöhnlichen Waffe, nach damaliger Anschauung, eine besondere Ausbildung nicht nötig war, schien eine solche bei denjenigen, die mit der Schußwaffe, dem Bogen oder der Armbrust, später mit der „Zielpuechse“ ausgerüstet wurden, notwendig. Deshalb sorgte die Obrigkeit schon in Friedenszeiten für eine dauernde Übung im Schießen, meist an Sonntagen oder Festtagen. Dem Geist der Zeit entsprechend, schlossen sich die an diesen Übungen Beteiligten zu einer Gesellschaft zusammen, welche halboffiziellen Charakter annahm und eine von der Obrigkeit genehmigte Verfassung ausbildete. Die Gesellschaft wählte später aus ihrer Mitte einen Hauptmann oder Schützenmeister. Je mehr nun in kriegerischen Auseinandersetzungen neben der alten Armbrust auch die Feuerwaffe Verwendung fand, wurde nun auch eine gesonderte Übung beider Arten von Schützen notwendig.¹⁾



Das wahrscheinlich älteste Foto des Schützenkorps Eggenburg aus dem Jahr 1870. 2. Reihe, 3. von links sitzend: Oberleutnant Ignaz Sparholz, daneben Hauptmann Anton Fleischmann, Oberleutnant Josef Lehngrüßer und Leutnant Georg Stock.

(Foto: Sammlung Gaspar, Grafenberg)

¹⁾ Werner Galler, Schützengilden und Bürgerkorps. Ausstellung der volkskundlichen Sammlung des NÖ Landesmuseums 3. September 1976 bis 27. März 1977 (= Katalog des NÖ Landesmuseums NF 70, Wien 1976). – Karl Gutkas, Schützen und Trachten in Niederösterreich (St. Pölten 1986).

Franz Riedl, Die Stadt Eggenburg zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges (phil. Diss., Wien 1949) S. 62 ff.

In Niederösterreich gab es in 46 der heutigen Städte Schützengesellschaften oder Schützenvereine, welche größtenteils ab dem 16. Jahrhundert entstanden. Die älteste Schützengesellschaft dürfte die von Klosterneuburg gewesen sein, welche 1303 gegründet und nach 1872 aufgelöst wurde. Die Ursache für die Gründung der im 16. Jahrhundert entstandenen Schützenvereinigungen dürfte wohl in der damals bestehenden Türkengefahr gelegen sein, denn in 19 niederösterreichischen Städten oder Märkten entstanden Schützengesellschaften, Schützenvereine oder Schützengilden. Es sind dies Baden, Eggenburg, Herzogenburg, Horn, Korneuburg, Krems, Melk, Mistelbach, St. Pölten, Scheibbs, Schwechat, Traismauer, Tulln, Waidhofen/Thaya, Waidhofen/Ybbs, Weitra, Wiener Neustadt, Ybbs/Donau und Zwettl.



Das Kommando des Schützenkorps im Jahr 1870 (von links nach rechts): Oberleutnant Josef Lehngrüßer (Schneidermeister), Hauptmann Anton Fleischmann (Postmeister) — Bürgermeister von Eggenburg 1868-1870, Oberleutnant Georg Stock (Gastwirt zur Goldenen Sonne), Oberleutnant Ignaz Sparholz (Müllermeister am Eggenteich).

(Foto: Sammlung Gaspar, Grafenberg)

Im 17. Jahrhundert folgten Bruck/Leitha, Gmünd, Pulkau, Langenlois, Mautern, Mödling, Retz und Stockerau, im 18. Jahrhundert Gloggnitz, Hainburg, Hainfeld, Hollabrunn, Marchegg, Neunkirchen, Poysdorf, Traiskirchen und Zistersdorf, im 19. Jahrhundert Amstetten, Bad Vöslau, Ebenfurth, Lilienfeld, Raabs/Thaya und Wolkersdorf und schließlich in diesem Jahrhundert Litschau, Purkersdorf und Schrems. In Schrems nannte sich diese Vereinigung „Arbeiter-Schützenverein“ und existierte von 1929 bis 1934. Auch in Wolkersdorf gab es neben der von 1868 bis 1939 bestehenden Schützengesellschaft von 1928 bis 1934 ebenfalls einen „Arbeiter-Schützenverein“.²⁾

Unter all diesen Schützenvereinigungen gab es nun aber einige wenige, vornehmlich mit der Bezeichnung „Bürgerliches Schützenkorps“ oder „Scharfschützenkorps“, welche unter diesen Namen gegen Ende des 18. Jahrhunderts — nach französischem Vorbild — aus den bestehenden Schützenvereinen gegründet wurden und militärischen Charakter hatten und uniformiert waren. Diese Schützenkorps konnten später auch zu Landsturmdiensten (Landwehr) herangezogen werden und unterstanden dann den Militärdienstvorschriften und Militärstrafgesetzen.³⁾ Solche „Bürgerlichen Schützenkorps“ gab es in Stockerau von

²⁾ Österreichisches Städtebuch, 4. Band: Niederösterreich. Die Städte Niederösterreichs, 1. Teil (Wien 1988), 2. Teil (Wien 1976), 3. Teil (Wien 1982).

Die Auflistung erhebt natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit, denn es wurden hier nur die heute bestehenden Städte Niederösterreichs untersucht. Von den anfangs genannten 46 Städten erlangten nämlich 19 erst in den letzten 120 Jahren das Stadtrecht, waren also vorher Märkte. Andere Marktgemeinden, welche vielleicht auch einen Schützenverein hatten, scheinen im Städtebuch natürlich nicht auf.

³⁾ Sammlung Gaspar, Statuten des Bürgerl. Schützenkorps in Eggenburg, NÖ — aus dem Jahr 1907, hier § 1, S. 4.

1790 bis 1822, in Waidhofen an der Thaya seit 1799, in Waidhofen an der Ybbs seit 1798, in Wiener Neustadt und in Eggenburg seit 1794.⁴⁾

Die anderen Schützenvereine in Niederösterreich widmeten sich mehr und mehr, besonders ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der Fertigkeit im Schießen und gingen später in Vereinigungen auf, welche sich dem Wettschießen in sportlicher und weidmännischer Art widmeten. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden viele Schützenvereine und Schützenkorps aufgelöst, manche davon lebten kurz in den dreißiger Jahren wieder auf, um 1938 abermals unterzugehen. In den fünfziger und sechziger Jahren dieses Jahrhunderts besann man sich wieder der Tradition und ließ in 16 niederösterreichischen Städten das sportliche Schützenwesen wieder aufleben, und in weiteren drei Städten wurden die Schützenkorps wieder errichtet, in Eggenburg, Waidhofen an der Thaya und Wiener Neustadt.

In Eggenburg soll es 1545 zur Gründung einer Schützengesellschaft gekommen sein, die Gründungsurkunde ist möglicherweise bei einem Brand im Jahr 1856 vernichtet worden. In den Stadtkammerrechnungen scheinen die Schützen seit 1543 auf.

Das Bürgerkorps in Eggenburg

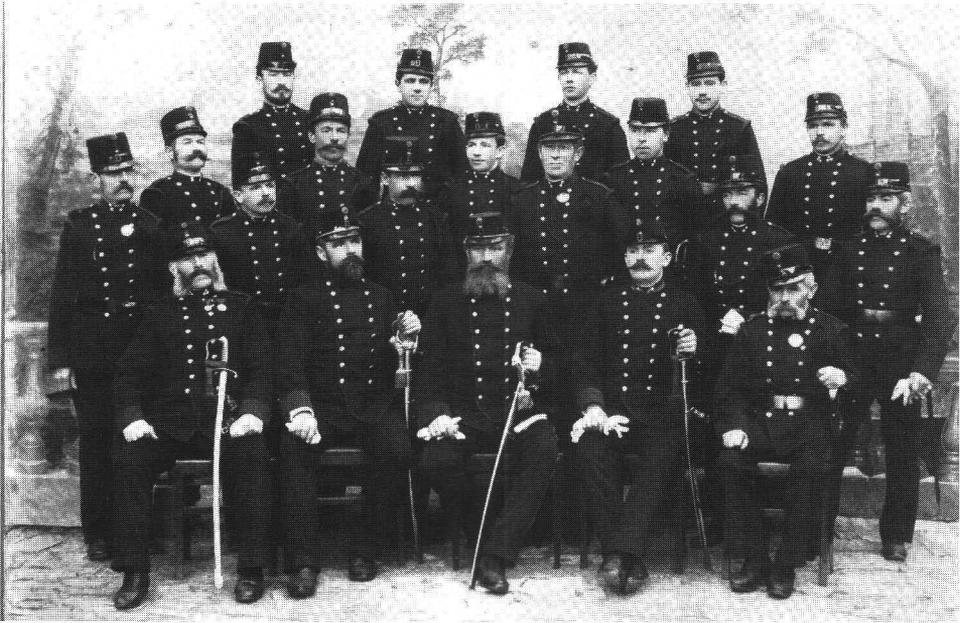
In der landesfürstlichen Stadt Eggenburg wurde laut einer im Stadtarchiv vorhandenen Urkunde am 12. Mai 1794 ein „bürgerliches Scharf-Schützen-Corps“ gegründet. Aufgabe dieses Korps war es, „gute Manneszucht, Sicherheit und Ordnung einzuführen und zu hal-



Das k. k. priv. unif. Bürgerkorps im Jahr 1880: Im Vordergrund die Musikkapelle mit Kapellmeister Josef Feitzinger (x), 2. Reihe. In der 3. Reihe von links nach rechts: Feldwebel Bauer, Regiments-Tambour Georg Krahuletz — der Vater des Heimatforschers, Leutnant Wilhelm Pecher, Oberleutnant Josef Schlögl, Hauptmann Georg Stock, Oberleutnant Josef Krammer. Leutnant Dominik Daffert jun. und Zgf. Georg Zahrl.

(Foto: Sammlung Gaspar, Grafenberg)

⁴⁾ Der Soldatenfreund. Kalender für das Jahr 1911 (Wien 1910) S. 137: Verzeichnis der Bürger- und Schützenkorps.



Fahnenweihe des k. k. privil. bürgerl. Schützenkorps in Eggenburg im Jahr 1895. 1. Reihe (von links): Feldwebel Franz Zahrl, Oberleutnant Wilhelm Pecher, Hauptmann Johann Resch, Offiziersstellvertreter Franz Schwanzer und Führer Karl Gebhart.

(Foto: Sammlung Gaspar, Grafenberg)



29. Juni 1895: Feldmesse und Fahnenweihe auf dem Hauptplatz in Eggenburg, gehalten von Stadtpfarrer Franz Karl Kohlgruber. Aus Wiener Neustadt war das Grenadier-Corps mit seiner eigenen Musikkapelle und aus Waidhofen an der Thaya, Znaim und Brünn waren die Schützenkorps gekommen.

(Foto: Sammlung Gaspar, Grafenberg)

ten, bei kirchlichen Festlichkeiten zu paradieren und die verstorbenen Mitglieder mit gedämpftem Trommelwirbel zu Grabe zu geleiten“.

Der in Eggenburg behaute bürgerliche Handelsmann Angelus Johannes Tischler machte sich erbötig, eine neue weiß-grüne Fahne „auf eigene Unkosten“ herbeizuschaffen.

Am Pfingstmontag des Jahres 1794, unter der Regierung des Kaisers Franz II., versammelte sich das neugegründete Schützenkorps zur Fahnenweihe um neun Uhr vormittags mit „beigehabter Feldmusik“ vor dem Tor der Stadtpfarrkirche zu St. Stephan und begab sich von hier aus in feierlichem Zug zur Dreifaltigkeitssäule auf dem Hauptplatz. Der Stadtpfarrer, der hw. Herr Josephus Hausknecht, in kirchlichem Ornat, begleitet von seinen beiden Vikaren Rochus Landler und Henricus Anneceder, dem damaligen Bürgermeister Dominicus Reifl, den Mitgliedern des Magistrates und einer zahlreichen Volksmenge, folgte dem Korps. Nach „stattgehabter Fahnenweihe“ bewegte sich der Zug wieder zur Kirche zurück, „woselbst unter dem Donner des Geschützes“ ein feierlicher Dankgottesdienst abgehalten wurde. Am Nachmittag des gleichen Tages wurden verschiedene Lustbarkeiten veranstaltet und abends ein Ball abgehalten. Die Namensliste der ersten Mitglieder des Korps weist 91 zum Teil heute völlig unbekannte Namen auf. Ein kleiner Teil der damaligen Familiennamen scheint heute noch in der Einwohnerliste der Stadt Eggenburg auf beziehungsweise ist vielen noch in Erinnerung, wenngleich es sich zumeist um damals neu zugewanderte Familien handeln dürfte. Es sind dies folgende Namen: Bachmayer, Funkh, Gebhart, Hausknecht, Hofbauer, Kaufmann, Leidenfrost, Lehngrüßer, Naderer, Nagl, Marhold, Mayer, Riedl, Seher, Schultz, Steininger, Spittaler, Weiß, Wirrl und Winkler. Bachmayer, Lehngrüßer und Seher sind davon die ältesten Namen.⁵⁾



Das k. k. priv. bürgl. Schützencorps der I. f. Stadt
Eggenburg
beeihrt sich, Euer Wohlgeboren zu dem
Sonntag, den 6. Februar 1898 im Hotel Weiss „zum gold. Löwen“
stattfindenden

Balle

höflichst einzuladen.

Die Musik besorgt die Kapelle Brantböck.

Entrée 30 kr. Tanzkarte 60 kr.
Beginn halb 8 Uhr abends.

Kühkopf & Habel, Kornenburg.

Einladungskarte aus dem Jahr 1898

(Foto: Sammlung Gaspar, Grafenberg)

⁵⁾ Stadtarchiv Eggenburg, Karton Bürgerkorps, Gründungsurkunde vom 12. Mai 1794.

Die Schützen hatten eine dem Militär entsprechende Organisation, da nur gediente Soldaten in die Reihe des Korps aufgenommen wurden.

Die Leitung des am 12. Mai 1794 gegründeten Vereines lag in den Händen eines „Offizierscorps“. Titel und Chargen entsprachen dem eines Regimentsstabes. Es gab einen General, General-Auditor, Obristen, Hauptmann, Oberlieutenant, Unterlieutenant, Fähnrich, Rechnungsführer, Stabschirurgen, Fourier, Kanonier, Korporal, Gefreiten, Regimentstambour und Pfeifer. Bei festlichen Anlässen wurde eine Seidenfahne in den Stadtfarben weißgrün vorangetragen. Diese alte Schützenfahne von 1794, welche sich nun in der Sammlung des Krahuletz-Museums befindet, wurde vor kurzem wieder dem Bürgerkorps als Leihgabe zur Verfügung gestellt. Sie tat hundert Jahre ihren Dienst, bis anlässlich des hundertjährigen Gedenkfestes seiner Wiedererrichtung am 29. Juni 1895 das k. k. privilegierte bürgerliche Schützen-Corps Eggenburg die Weihe einer neuen Fahne feierte.⁶⁾

Zur Zeit der Gründung hatte das Corps 91 Mitglieder, doch sank die Mitgliederzahl in wenigen Jahren auf die Hälfte. In der Liste aus dem Jahr 1839 scheinen nur mehr 47 Mitglieder auf, 1842 sind 46 verzeichnet, wobei die hohen Chargen im Hinblick auf den geringen Mannschaftsstand nicht mehr vertreten waren und bis 1938 ein „Hauptmann“ an der Spitze des Corps stand.

Den Zweck des alten Scharfschützen-Corps bringt die Gründungsurkunde deutlich zum Ausdruck. Es sollten „Manneszucht, Sicherheit und Ordnung“ eingeführt und erhalten werden. Der Geselligkeit war ein weites Feld geöffnet, denn jeden Sonntag fanden, wie in früheren Zeiten, im „Carlsth“ Schießwettbewerbe statt, wobei eine „Feldmusik“ konzertierte, die Damen ihre neuen Kleider spazieren führen konnten und Wein und Bier reichlich Absatz fanden. Die Böller und Büchsen krachten, die Jugend lärmte mit den Erwachsenen um die Wette, und die Bürger konnten sich in biedermeierlicher Manier am Sonntag Erholung und Freude für den arbeitsreichen Alltag suchen.

Unter den Mitgliedern des Corps ist auch der Name Georg Krahuletz zu finden. Er, der Vater des berühmten Heimatforschers, war als Büchsenmeister eine wichtige Persönlichkeit dieser Vereinigung und gehörte dem Corps von 1836 bis 1886 als Waffenmeister an.⁷⁾

Nach einem im Museum zu Freistadt in Oberösterreich aufbewahrten Schriftstück wurden die Federbusch-Hüte für das Eggenburger Schützenkorps von einem Huterer in Freistadt erzeugt. In manchen alten Hüten des Corps findet man auch das Namensschild des Josef Ziegler, Hutmacher in Freistadt, Oberösterreich.⁸⁾

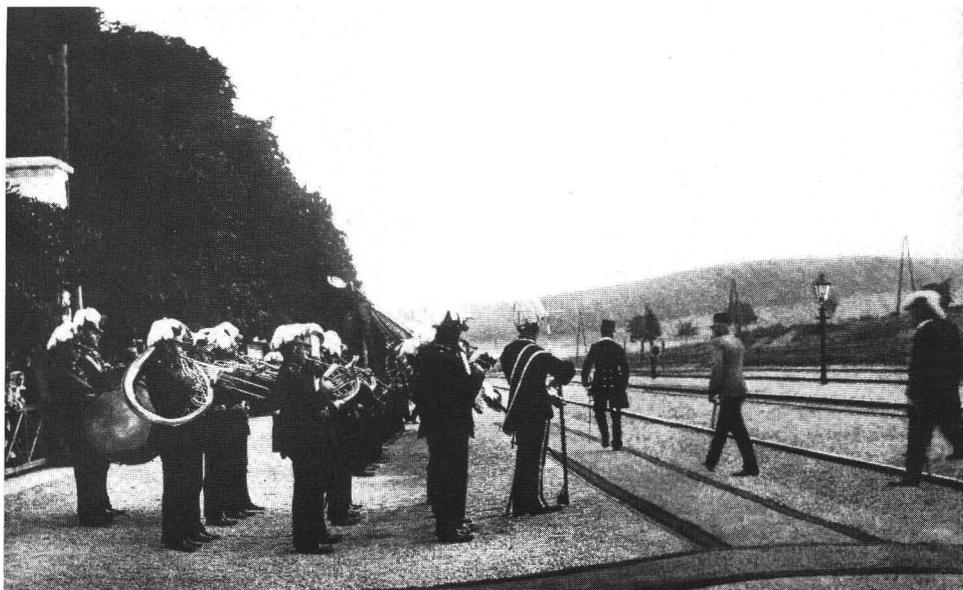
Die Uniform war seitens der Mitglieder aus eigenen Mitteln zu bestreiten und „besteht aus einem Waffenrocke von stahlgrünem Tucho mit hochroten Aufschlägen und zwei Reihen weißer Knöpfe, aus schwarzen Beinkleidern und aus einem Sturmhute nach Arte der alten Jägerhüte mit schwarzem Hahnenfederbusche. Die Hose ist bei den Offizieren mit drei Zentimeter breiten Goldborten, welche beiderseits mit einem ein Zentimeter breiten hochroten Streifen versehen sind, bei den Unteroffizieren mit hochroten Seitenstreifen geziert.

Die Mannschaft trägt schwarzes Riemenzeug mit dem Reichsadler als Schließe. Als Distinktionszeichen haben die Offiziere goldene Sterne, rotdurchwirkte goldene Portepees und eine rotdurchwirkte Feldbinde von gelber Seide, die Unteroffiziere weiße Sterne und

⁶⁾ Sammlung Gaspar, Gedruckter Einladungsbrief des Festausschusses vom Mai 1895 mit Festordnung.

⁷⁾ Burghard Gaspar, Die Gründung der Krahuletz-Gesellschaft im Jahr 1900. Ein Beispiel erwachenden Kulturbewußtseins des Bürgertums im ausgehenden 19. Jahrhundert. In: Das Waldviertel 40 (1991) S. 35-54, hier S. 38.

⁸⁾ Hut im Besitze des Autors.



Besuch Kaiser Franz Josephs I. in Eggenburg am 28. Juni 1904. Nach seiner Ankunft mit dem Hofzug um 9.15 Uhr schreitet der Kaiser die Ehrenformation des Bürgerlichen Schützenkorps ab, welches mit seiner Musikkapelle Aufstellung genommen hat.

(Foto: Krahuletz-Museum, Eggenburg)



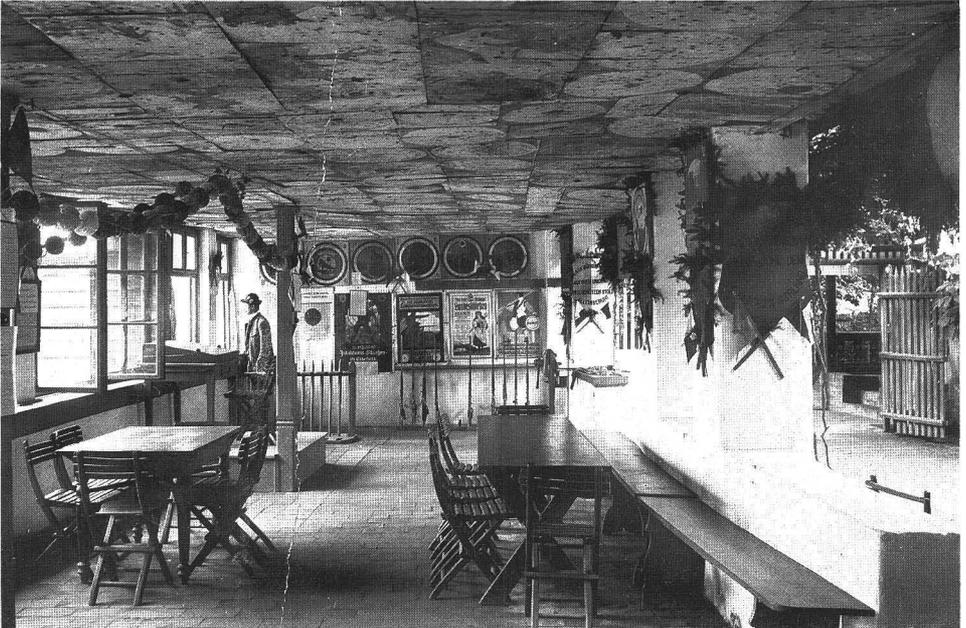
Eine der Pflichten des Bürgerkorps war die Teilnahme an kirchlichen Festlichkeiten, wie hier beim Fronleichnamsumzug 1910.

(Foto: Sammlung Gaspar, Grafenberg)



Die Schießstätte des Schützenkorps im „Carlsthal“, zu Füßen der „Veste Eggenburg“ gelegen. In Funktion war die Schießstätte noch bis zum Ersten Weltkrieg, in den Jahren danach verfiel sie aber und wurde abgetragen.

(Foto: Krahuletz-Museum, Eggenburg)



Das Innere der Schießstätte im Jahr 1913. Die Decke bestand aus alten Schützenscheiben.

(Foto: Krahuletz-Museum, Eggenburg)

gelbe, rotdurchwirkte Portepees aus Wolle. Die Offiziere sind mit dem Infanterieoffizierssäbel, die Unteroffiziere und die Mannschaft mit einem Hinterlader samt Bajonett bewaffnet. Die Mitglieder der Musikkapelle tragen auf dem Sturmhute statt des schwarzen einen weißen Hahnenfederbusch und an beiden Kragenden je eine Lyra, welche beim Kapellmeister in Silber gestickt ist und bei den übrigen Musikanten aus weißem Metall besteht. Der Kapellmeister ist mit dem Infanterieoffizierssäbel, die übrigen Musiker sind mit dem Infanteriesäbel bewaffnet. Der Musikführer hat Feldwebelauszeichnung.“ Diese Beschreibung ist den „Statuten des Bürgerl. Schützenkorps in Eggenburg“ vom 10. Februar 1907, I. Abteilung, § 4, entnommen.

Mit Schreiben vom 14. August 1907 wurde das Schützenkorps benachrichtigt, daß „Seine k. u. k. Apostolische Majestät mit Allerhöchster Entschließung vom 30. Mai 1907 die vorstehenden Statuten allergnädigst zu genehmigen und dem bürgerlichen Schützenkorps in Eggenburg die Führung des Reichsadlers in dem Blatte und der Stangenspitze der Korpsfahne, auf der Schließe des Riemenzeuges, in dem Korpspspiegel und auf den Drucksorten huldvoll zu gestatten geruht haben“.⁹⁾

Hier fällt auf, daß aus dem „k. k. privilegierten bürgerlichen Schützenkorps Eggenburg“ plötzlich das „bürgerliche Schützenkorps Eggenburg“ geworden ist. Der Grund liegt darin, daß um die Jahrhundertwende das Kommando aufgefordert wurde, einen urkundlichen Nachweis darüber zu erbringen, woher die Berechtigung zur Führung des Titels „kaiserlich königlich privilegiert“ abgeleitet werde. Dieser Aufforderung der NÖ Statthalterei konnte jedoch nicht entsprochen werden, da dem Kommando des Korps die nötigen Unterlagen fehlten. In der Folge wandte sich das Schützenkorps in einem Gnadengesuch an den Kaiser. Eine Abschrift dieses leider ohne Datierung verfaßten Schreibens ist erhalten geblieben und soll hier auszugsweise wiedergegeben werden:

„Euere kaiserliche und königliche apostolische Majestät Allergnädigster Kaiser und Herr!

Das in der landesfürstlichen Stadt Eggenburg in Niederösterreich seit dem Jahr 1794 bestehende bürgerliche Schützenkorps führt seit mehr als einem Menschenalter den auszeichnenden Beisatz „kaiserlich königlich privilegiert“ (. . .)

Wann die ausdrückliche Berechtigung zur Führung dieses auszeichnenden Beisatzes erteilt wurde, läßt sich wie bereits angeführt urkundlich heute allerdings nicht mehr feststellen und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil ein großer Teil der Schriften des Schützenkorps gelegentlich eines Brandes im Jahr 1856 nebst anderen gemeindeamtlichen Urkunden zugrunde gegangen ist.

Möglicherweise erfolgte die Verleihung dieser Auszeichnung anfangs der 50er-Jahre als Anerkennung der patriotischen Haltung, welche die landesfürstliche Stadt Eggenburg im Jahr 1848 bewiesen hat.

Als nämlich Seine Majestät Kaiser Ferdinand infolge der Unruhen Wien verließen, wurden Höchstderselbe auf der Fahrt durch Eggenburg nach Retz von der gesammten Bevölkerung mit begeistertem Jubel begrüßt. Die Einwohner der Stadt zogen Seiner Majestät mit klingendem Spiele entgegen, und die Bürgerschaft — vor allem aber das uniformierte Schützenkorps — spannten die Pferde aus dem Wagen Seiner Majestät und führten ihren geliebten Landesherren unter begeisterten patriotischen Zurufen der Bewohner der ganzen Umgebung durch die Stadt.

⁹⁾ Sammlung Gaspar, Statuten des Bürgerl. Schützenkorps in Eggenburg, NÖ aus dem Jahr 1907, hier S. 21.

Diese Liebe und Verehrung für das Allerhöchste Kaiserhaus war in der landesfürstlichen Stadt Eggenburg seit den ältesten Zeiten angestammt, und wurde diese Stadt, wie die Geschichte nachweist, auch wiederholt seitens allerhöchster Landesherrn ausgezeichnet. Das in tiefster Ehrfurcht gefertigte Kommando erlaubt sich nun darauf hinzuweisen, daß König Rudolf von Habsburg der Stadt Eggenburg wegen der besonderen Vorliebe die er für sie hat und betätigen will im Jahr 1277, alle jene Freiheiten, Rechte und Gnaden verlieh, mit denen von seinen Vorfahren und von ihm selbst die Stadt Wien bedacht worden ist.

Als im Jahr 1895 das bürgerliche Schützenkorps in Eggenburg die Hundertjahrfeier der Verleihung des Privilegiums beging und aus diesem Anlasse eine neue Fahne eingeweiht wurde, ist dem Schützenkorps die hohe Gnade und Auszeichnung zu teil geworden, daß Ihre Majestät weiland Kaiserin Elisabeth die Stelle der Fahnenpathin huldvollst zu übernehmen geruhen und dem Schützenkorps ein kostbares Fahnenband spendeten, welches in Goldstickerei die Inschrift trägt: k. k. privilegiertes bürgerliches Schützenkorps Eggenburg.

Außerdem geruhen Ihre Majestät laut des Dekretes A vom 24. November 1895, Zahl 1122/95, den Bürgermeister in Eggenburg den allergnädigsten Dank auszudrücken für das neuerliche Gelöbniß der unverbrüchlichen Treue, welches die Stadt Eggenburg und das k. k. privilegierte Schützenkorps mittels der Eingabe vom 15. Oktober 1895 anlässlich der Vorlage eines Exemplares der Festschrift über das Korps-Jubiläum Ihrer Majestät unterbreitet haben.

Gestützt auf diese so oftmals betätigte und allseits anerkannte patriotische und loyale Gesinnung wagt das bürgerliche Schützenkorps in Eggenburg unter Anschluß einer Abschrift des Privilegiums über die Errichtung des Korps (in B) in tiefster Ehrfurcht die unterthänigste Bitte zu wiederholen:

Euere kaiserliche und königliche apostolische Majestät geruhen dem bürgerlichen Schützenkorps in Eggenburg durch allerhöchsten Gnadenakt die Berechtigung zur Fortführung des auszeichnenden Titels: kaiserlich königlich privilegiert huldvollst zu verleihen.“¹⁰⁾

Die Hundert-Jahr-Feier der Wiedererrichtung des Schützen-Corps in Eggenburg und in Verbindung damit die Weihe der neuen Fahne am 29. Juni 1895 wurden besonders festlich begangen. Die Stelle der Fahnenpatin hatte Kaiserin Elisabeth angenommen, welche sich durch eine Gräfin Hoyos vertreten ließ. Hauptmann des Schützen-Corps war zu diesem Zeitpunkt der Besitzer des landtäflichen Gutes Eggenburg, Johann Resch, Bürgermeister war Leopold Apfelthaler. Die Festlichkeiten begannen am Vortage mit einem „Festcomers“ im „Goldenen Löwen“, anschließend fand ein großer Zapfenstreich statt. Am Festtage selbst war bereits um 5 Uhr Tagwache, um 9.30 Uhr Empfang der Festgäste auf dem Bahnhof und Begrüßung auf dem Hauptplatz. Nach der Feldmesse um 10.30 Uhr erfolgten die Fahnenweihe, Festansprachen und die Defilierung. Für 13 Uhr war die Festtafel angesetzt, nachmittags wurde um 15 Uhr ein Festzug und Abmarsch zum Festplatz veranstaltet sowie abends um 21 Uhr ein Ball im Gasthof „Zum Goldenen Löwen“. Am letzten Tag, Sonntag, dem 30. Juni 1895, gab es um 10 Uhr vormittag einen Frühschoppen und am Nachmittag ein „Bestschießen“ auf der städtischen Schießstätte im Carlsthal.¹¹⁾ Diese Schießstätte ist noch auf alten Fotos zu sehen¹²⁾, eine große Anzahl der Schießscheiben befindet

¹⁰⁾ Abschrift im Archiv des Krauletz-Museums.

¹¹⁾ Wie Anm. 6.

¹²⁾ Burghard Gaspar, Eggenburg anno dazumal (St. Pölten — Wien 1980) S. 53.



Eine der letzten Ausrückungen des „Eggenburger Bürgerkorps“, wie es in der Zwischenkriegszeit genannt wurde, war beim Besuch von Bundeskanzler Dr. Kurt Schuschnigg im Jahr 1937.

(Foto: Sammlung Gaspar, Grafenberg)

sich im Krahuletz-Museum. Im Jahr 1897 versuchte der damalige Bürgermeister Leopold Apfelthaler eine „Bürgerliche Schützengesellschaft“ ins Leben zu rufen. Diese Vereinigung sollte die alte Geselligkeit wieder wachrufen, den völligen Verfall der schon sehr baufälligen Schießstätte verhindern und auch die Wetschießen wieder aktivieren. Leider blieb dieser Gesellschaft ein Erfolg versagt.

Ein besonderer Tag für das Schützenkorps war der Besuch Kaiser Franz Josephs in Eggenburg am 28. Juni 1904. Unter dem Kommando seines Hauptmannes Michael Steinbauer stellte es am Bahnhof die Ehrenkompanie. Das bürgerliche Schützenkorps war zu diesem Ereignis mit fünf Offizieren und 38 Mann ausgerückt. Ihre Namen finden sich auf einem Gedenkblatt zusammen mit der Unterschrift des Kaisers. Diese Urkunde wurde anlässlich des 25jährigen Jubiläums der Wiedererrichtung des Bürgerkorps von der Krahuletzgesellschaft dem Bürgerkorps überreicht.

Die Legende auf diesem Gedenkblatt lautet:

Linkes Feld:

„Kaiserbesuch in Eggenburg, 28. Juni 1904.

Am 28. Juni 1904 hatte unser altes Städtchen die außergewöhnliche Ehre, Se. Majestät Kaiser Franz Joseph I. zur Besichtigung unserer altehrwürdigen Stadtpfarrkirche und des Krahuletz-Museums zu empfangen. Das bürgerliche Schützenkorps — in angestammter Treue zum Herrscherhaus — stellte am Bahnhofe unter Kommando des Hauptmannes Michael Steinbauer die Ehrenkompanie.

Seine Majestät schritt die Front ab, zeichnete den Kommandanten durch eine längere Ansprache aus und sprach sich sehr lobend aus. Über Bitte des Kommandanten geruhte

Se. Majestät zur Erinnerung an diesen für das bürgerliche Schützenkorps so bedeutenden Tag, seine Unterschrift huldvollst abzugeben.“

Mittleres Feld: Namenszug des Kaisers

Rechtes Feld:

„Ausgerückte Mitglieder des bürgerlichen Schützenkorps beim Empfang Sr. Majestät Kaiser Franz Joseph I.

Hauptmann und Kommandant:

Michael Steinbauer

Oberleutnant Alois Smersch

Oberleutnant Franz Kolb

Leutnant Josef Wittmann

Leutnant Franz Seher jun.

Fähnrich Georg Zahrl

Feldwebel Johann Mazura

Feldwebel Heinrich Nissl

Zugsführer Leopold Bischof

Zugsführer Stefan Brunner

Zugsführer Josef Plank

Zugsführer Alois Steininger

Korpshornist Ferdinand Haidinger

Tambour Franz Hackl

Korporal Franz Aff

Korporal Josef Bauer

Korporal Josef Brunner

Korporal Leopold Bitzinger

Korporal Wenzel Eimann

Korporal Johann Funk

Korporal Franz Urban

Korporal Johann Weisskircher

Korporal Bartholomeus Wimmer

Korporal Anton Fleischhacker

Korporal Franz Führung

Korporal Josef Geyer

Korporal Franz Graßpointner

Korporal Johann Harmer

Korporal Leopold Heger

Korporal Franz Heidinger

Korporal Anton Holza

Korporal Alois Krenn

Korporal Franz Landrichter

Korporal Paul Markovits

Korporal Franz Melichen

Korporal Rudolf Pikall

Korporal Franz Privosnik

Korporal Karl Punderlitschek

Korporal Karl Schleiffer

Korporal Johann Schmid

Korporal Karl Steinböck

Korporal Johann Schubert

5 Offiziere

38 Mannschaften“

Im Katalog der Sonderausstellung „Der Kaiserbesuch am 28. Juni 1904 in Eggenburg“ im Jahr 1974 im Krahuletz-Museum Eggenburg ist diesem Ereignis und dem Schützenkorps breiter Raum gewidmet.¹³⁾

Auch bei diesem Gedenkblatt fällt auf, daß hier nicht vom „k. k. priv. bürgerl. Schützen-Corps“ sondern vom „bürgerlichen Schützenkorps“ die Rede ist. Die Richtigstellung des Vereinsnamens seitens der Statthalterei hat also in der Zeit zwischen dem Tod von Kaiserin Elisabeth (1898) und dem Kaiserbesuch in Eggenburg stattgefunden, und es gibt auch in weiterer Folge keinen Hinweis mehr zur Berechtigung des Titels „k. k. privilegiert“. Das Gnadengesuch dürfte demnach abgewiesen worden sein, obwohl das Korps wiederholt auf seine Kaisertreue hingewiesen hatte. So hatte es 1848 dem damals auf der Flucht von Wien nach Olmütz durch Eggenburg ziehenden Kaiser Ferdinand und seinem Neffen Erzherzog

¹³⁾ Burghard Gaspar, Der Kaiserbesuch am 28. Juni 1904 in Eggenburg, Katalog zur Sonderausstellung des Krahuletz-Museums in Eggenburg (Eggenburg 1984).



Das wiedergegründete „Privilegierte uniformierte Bürgerkorps Eggenburg“ im Jahr 1971, Ausrückung unter dem Kommandanten Oberleutnant Karl Luger.

(Foto: Sammlung Gaspar, Grafenberg)

Franz Joseph zugejubelt und ihnen bis Pulkau das Geleit gegeben.¹⁴⁾ Auch später in den Jahren 1874 und 1891 konnte das Korps Kaiser Franz Joseph seine Ehrerbietung erweisen, als dieser mit dem Hofzug durch die Eggenburger Station fuhr und kurz begrüßt wurde.¹⁵⁾

Im Ersten Weltkrieg mußten alle wehrhaften Mitglieder des Schützenkorps einrücken, und die wenigen älteren, die daheim blieben, hatten die Bürgerwehr zu bilden. Sie waren zum Schutze und zur Sicherheit von Objekten wie Brücken und Bahnanlagen, aber auch der Stadt eingesetzt. Natürlich wurden sie auch durch andere Männer verstärkt.¹⁶⁾ Bewaffnet war die Bürgerwehr mit Karabinern, und jedermann hatte ihr Folge zu leisten.

Mit dem Ende der Donaumonarchie wurde auch das „bürgerliche Schützenkorps Eggenburg“ aufgelöst und verboten. Im Jahr 1931 gelang die Wiedererrichtung des Schützenkorps, allerdings nur für sieben Jahre, da es 1938 abermals aufgelöst wurde. Kommandant des Korps von 1931 bis 1938 war Karl Bilek.

Obwohl Hauptmann Bilek bereits 1957 wieder versuchte, das Schützenkorps auf die Beine zu stellen, scheiterte dies aus Mangel an finanzieller Unterstützung. Erst 1968 konnte der langgehegte Wunsch nach der Wiedererrichtung des Schützenkorps realisiert werden. Obmann war zuerst Franz Dogl, dann Ing. Karl Mann. Kommandant der ausrückenden Truppe war Karl Luger, dem 1970 Wilhelm John folgte. 1970 bis 1981 fungierte Alfred Wag-

¹⁴⁾ Karl Süß, Eggenburg. Die Geschieke einer alten Stadt. (Eggenburg 1918) S. 39.

¹⁵⁾ Eggenburg 1895, Zum Doppelfeste des k. k. priv. bürgerl. Schützen-Corps am 29. Juni 1895, gewidmet von der Stadtgemeinde (Eggenburg 1895) S. 3.

¹⁶⁾ Wie Anm. 14, hier S. 48 und 49.



Ausrückung 1994: (von links) Walter Cerny, Martha Ecker mit dem „Eggenburger Dirndl“ und der Obmann und Kommandant des priv. unif. Bürgerkorps Eggenburg, Schützen-Oberstleutnant Wilhelm John.

(Foto: Willi Brem, Eggenburg)

ner als Obmann. In dieser Funktion folgte ihm Franz Deusch bis 1987. Seit diesem Jahr hat der Kommandant der ausrückenden Truppe, Schützen-Oberstleutnant Wilhelm John, auch die Obmannstelle inne. Das Korps trägt seit 1969 den Namen „privilegiertes uniformiertes Bürgerkorps“. Zusätzlich konnte im Jahr 1974 auch die Musikkapelle des Bürgerkorps unter Kapellmeister Franz Zimmerl wiedergegründet werden, welche bei Ausrückungen das Korps wesentlich verstärkt und hervorragend begleitet. Diese Musikkapelle hat heute knapp vierzig Mitglieder und steht unter der Leitung von Dir. Johann Edlinger.

So sind es 1994 zweihundert Jahre, daß sich das Schützenkorps mit einigen Jahren „Zwangsunterbrechung“ erhalten hat. Wenn heute auch nicht mehr die Aufgaben der Sicherheit und Ordnung im Vordergrund stehen müssen, so sollte man sich doch der Tradition bewußt sein, auf welcher diese Vereinigung beruht. Obwohl es vor hunderten Jahren noch kein „Schützenkorps“ als Verein gegeben hat, so war es für die Stadt Eggenburg doch ungemein wichtig, waffenkundige Männer innerhalb ihrer Mauern zu haben, um einen gewissen Schutz sicherzustellen. Das war sicherlich auch der Grund, warum der Rat der Stadt immer wieder Geld oder andere Preise für die besten Schützen gab, um diese zu guten Leistungen anzuspornen. Auch damals waren es Feste, Kirchtage, an denen Wetschießen abgehalten wurden.

Chronik 1543-1724

Die folgenden Seiten sollen berichten, was in Ratsprotokollen und Stadtkammeramtsrechnungen, soweit vorhanden, über Schützen, Bewaffnung, Schießen, Preise usw. aufzufinden war.

Zur Erklärung der Währungseinheiten:¹⁷⁾

tl = Talent (1 Talent = 8 Solidi = 240 Denare)

ß = Schilling (Zählwert, der 30 Denaren entsprach)

d = denarius = Pfennig

kr = xr = Kreuzer (1 Kreuzer = 4 Pfennige)

lb = Pfund (libra) Zählwert für 240 denarii

f = fl = Gulden (florin)

1543, Stadtkammerrechnung:

Mer ausgeben den schützen so ain Ersamer Ratt verordent hatt ain eln lindisch tzw dem Khirtag 1 fl 16 d

Pulverstampfe wird errichtet

1553, Stadtkammerrechnung:

Item dem hanns Wittinger funfthalben tag von der schieshütten unnd schießtafl zu machen unnd des peitlerhaus zu pulzen, den maister 1 tag 1 ß 10 d (. . .) 5 ß 22 d

1555, Stadtkammerrechnung:

Weider habenn meine herrn denn schützenn ain halben taller veerd 4 ß 20 d

Item denn Schützenn ain zineny flaschenn so innenn meine herrn vererd und pevor gebenn habenn zu dem Khirichdag 1 tl d

mer habenn wier vonn dem Schützenn am Khirichdag auf der schießhüdenn Empfangen umb 16 ½ zin das pfundt p. 14 Kr. (. . .) 4 tl 4 ß 14 d

1556, Ratsprotokoll vom 12. Juni:

Pixenschützen — Michel Oesterreicher und Hanns Obsner bitten den Rath an dem nach alten löblichen Brauch jährlich gehaltenem Kirchtage wie früher zu der ritterlichen Kunst und Kurzweil, die Schützen betreffend, zu dem selbigen Schießen auch diesmal eine Kleinigkeit (bewähr — „pefar“) zu geben. Der Rath bewilligt zu gemeiner Stadt Ehre und zur Förderung gemeinen Nutzens, damit die fremden Schützen desto lieber herzukommen, ein Geschenk, und zwar ein Stück Barchent und wenn fremde Schützen kommen, ein Drittel oder Viertel an einem Ochsen zu vergeben.

1556, Ratsprotokoll vom 24. Juni:

Am Tag Johannes Baptista ist das Schießen ausgegangen und hat Lentz von Haitzendorff den Ochsen gewonnen und Hans Köck, hier der Müller, den Taffet.

1556, Stadtkammerrechnung:

mer haben wier meine herren peur göben zu dem freyschiessen den sundag vor sandt Johanßdag 4 tl d und ain halbs das pfundt p 12 Kr duett alles 7 ß 6 d.

mer haben wier sechs dagbercher gehabt im zwinger do man die schießstatt hatt gemacht ain dag 24 d duett 4 ß 24 d

mer dem wolfgang marolten göben umb Ein schwartz stuckh parichandt so meine heren den Burgern vererd haben zu dem freyschiessen 2 tl 2 ß d

1557, Ratsprotokoll vom 18. Juni:

Aufhern Alpharten und Keheckhen begern zum Khirichtage schiessen betreffent ist bewilligt 4 tl d, ins frey schiessen in ein oxsen beuor zu geben und ein stickhl parchant.

1557, Stadtkammerrechnung:

mer habenn meine herrn ain Ersamer Ratt denn Schyczenn Beuor göben unnd verert 1 tl d

mer habenn meine herren den Burgern und schüzenn verert ain stuckh schwarzen Barychannt 2 tl 4 ß d

mer habenn meine herrn Beuor göbenn zu Sanndt Jochannstag zu unserem Khyritag den schüenzen an einem Ochsen 4 tl d.

¹⁷⁾ Otto Schilder, Heimatkunde heute. Wege zur Erstellung einer Ortskunde, Wort- und Sachregister für Heimatforscher (Horn 1977).

1558, Stadtkammerrechnung:

*mer gewen dem mayster jerig zimerman so er unnd seine gesellen an der schießhitten und ain schießschweiwen und zum daill am Stadl (Zeugstadel beim Kloster) gearwaidt haben und der maister 8 tagwerch ain tag 10 Kr den gesellen 11 tagwerch ainem ain tag gewen 9 Kr (...) 2 tl 7 β 26 d mehr haben wier khaufft aus pefelich aines Ersamen Ratt zu Sanndt Johanstag zu unsern Khiritag den preis zu dem dautzen und dem Marolttten zallt nach laudt seiner zettl umb 8 elln schamlott auf die schiessstatt und daffett hantschuech zopfen gierdl und anders 6 tl 5 β.
mer haben wier pezallt dem Zingieser umb zin so man auf der scheidstatt zu dem Khiritag hatt ausgehenckht laudt seiner zettl (...) 1 tl, 7 β, 10 d
mer dem golltschmidt gewen umb ain Ringl zu dem preis (...) 3 β d
mer umb ain lange wer gewen zu dem preys 7 d
mer haben die schützen auf Johani wapdista auß pewillung aines Ersamen Ratts pey ime (Cristoff alphart) verzertt 1 tl 4 β*

1560, Ratsprotokoll vom 8. Juni:

Für den Kirchtage Johann Baptista wird den Stadtkämmerern befohlen, den Schützen auf die Schießstätte ein wälisch Hosentuch zu spenden und 12 β d zu vertrinken zu geben, den hiesigen Bürgern und Schützen aber ein Stück Barchent, damit sie an den Feiertagen allemal um ein Wamszeug schießen können.

1562, Stadtkammerrechnung:

*mer haben wir aus Bevelch aines Ersamen Rats den Schützn zum freyschiessn geben 1 elln 1 achtl negel farb wellisch tuech, di elln p. 1 tl 7 β, mer 4 elln schwartzn forstat, di elln p. 3 β 6 d, mer 1 stuckh parchant p 3 tl mer den Schützn zu vertrinkhen geben 1 tl 4 β d, thuet (...) 8 tl 1 β 20 d
Item aus Bevelch des herrn Burgermaister haben wir den Schützen, so auf den Thürren dem Khay. Bevelch nach freydenschüsß gethan, zu vertrinkhen (...) 6 β 16 d*

1566, Stadtkammerrechnung:

*mer haben wir den schützn zum Khiritag aus Bevelch aines Ersamen Rat bezalt 4 eln Mailander Parchant, di eln 2 β 20 d (...) 1 f 2 β 20 d
mer 5/4 eln näglfarben Lindisch zu 10 β d (...) 1 f 4 β 15 d, mer 1 stuckh Parchant (...) 2 f 5 β, mer zu verdrinckhen geben (...) 2 f
mer haben wir den stachlschützn geben aus bevelch des hern Burgermaisters 4 eln wällisch zu 13 Kr, 4 eln parchant, die eln, p. 11 Kr, (...) 1 f 4 β 24 d*

1570, Stadtkammerrechnung:

*mer haben wir ain Eisen gestrickhts gader lassen machen für den Pulfferthurm am Egentor fir ain fenster so in zwinger hinauß gett, hatt gewogen 3 ½ Pfundt, ein Pfundt p. 1 β 18 d, ist alles 5 β 18 d.
mer haben wir auß Bevelch aines Ersamen Rath den Püxenschützen khaufft zu ainem freischüesse 1 ½ eln Rotten Samett di eln p. 11 β d, 4 eln guetten Maillender Parchandt ain Eln p. 3 β 6 d, und am Khirichtag in zuverdringken geben 1 f 4 β, duett (...) 5 f 1 β 9 d.
mer haben wir den Stachelschützen göben auß Bevelch der hern 4 eln Augspurger Parchantt ain eln p 12 Kr, 4 eln walhisch ain eln p. 11 Kr umb Khögl, Khugl und Stöckhl zu den scheidben khaufft p 1 fd, alles 2 f 3 β 22 d.*

1573, Stadtkammerrechnung:

*mer hatt ain Ersamer Rath denn schützn Bewilligt ain stuckhl parhannt p. 3 f 2 β d, mer 1 ½ elln weilsch duch p. 2 f 6 β 15 d, mer 4 elln gargutten weilschen parchantt dy elnn p. 3 β 22 d thutt (...) 1 f 6 β 28 d, mer denn schützn zu verdrinckhen gebenn 1 f 4 β d.
mer hatt ain Ersamer Rath denn Stallschützn Bewilligt hatt 4 elln Bachantt ain elnn p. 14 Kr. thutt 7 β 14 d.*

1574, Stadtkammerrechnung:

*Item hat ain Ersamer Rath den Püchsenschützen aunderthalb Ellen wällisch beuor geben, die ellen p. 1 f 6 β (...) 2 f 5 β.
Item ain stuckh Parchantt (...) 3 f 3 β.
Item auß bevelh aines Ersamen Raths den schützen zuvertrinkhen geben 1 f 4 β.
Item den schützen 4 ellen Maillander parchantt di ellen p. 28 Kr. (...) 1 f 6 β.*

1575, Ratsprotokoll vom 13. April:

„Schützen“ Bescheid auf Supplicium der Püchsenmeister und Püxenschützen allhie — denen Herrn Supplicanten anzuzeigen, soviel zu Erbauung der Schießhütte und Schrimmauer im Stadtgraben belangt, sei ihnen 10 f sammt der alten Schießhütte und dazu der Stein die Notdurft verwilligt, aber soviel den Scholareplatz und Kegelstatt betrifft, ist derzeit aus bedenklicher Ursach eingestellt.

1575, Stadtkammerrechnung:

mer hatt ein Ersamer Ratt den Puchsensützen verorndt 1 ½ eln Aschnfarb wallisch tuech di eln p. 14 β d (...) 2 f 5 β d

mer ain stuckh schwartz Augspurger Parchant p. 3 f 2 β, mer 4 eln Maylander Parchandt die eln p. 26 Kr (...) 1 f 5 β 26 d

mer auß Bevelch meiner hern den hern puxenschützen ir Bewilligt ergelt Bezalt 1 f 4 β.

mehr haben wir den Stachlschützen khaufft 4 eln wallisch di eln p. 14 Kr (...) 7 β 14 d.

1575, Stadtkammerrechnung:

mer haben wir auß Bewilligung aineß Ersamen Ratts zur Erpauung der schießhutten den hern schützen zuegestellt (...) 10 f.

1576, Ratsprotokoll vom 15. Juni:

Beschaidt auf der Püchssenschützen Suppliciern. Den Supplicanten ist noch heuer ain Hoßtuech und 12 β d geltt verwilligt.

1580, Stadtkammerrechnung:

Mer betzallt dem Leopold Tischler so er den Schützen zwo scheyben gemacht hat 4 β.

Item auß bevelch aines Ersamen Raths geben den schützen 1 ½ Elln wällisch tuech die Elln p. 1 f 6 β (...) 2 f 5 β.

Item den obbemelten schützen zuverdrincken 1 f 4 β.

Mer auß bevelch aines Ersamen Raths den Stachelschützen geben 4 Elln Parchanddt, die Elln p. 14 Kr. (...) 7 β 14 d.

1581, Ratsprotokoll vom 14. Juni:

den Stachelschützen wird ein Parchent bewilligt den büchschützen ein wällisch Hosentuch und falls fremde büchschützen herzukommen, auch die 12 β.

1583, Stadtkammerrechnung:

Item dem Purckhardt Tischler, das er den Püchschützen ain gemalne unnd 2 weiß scheiben gemacht, bezalt (...) 7 β.

1583, Ratsprotokoll vom 19. Juni:

den Büchschützen wurde das Hosentuch und was sonst der brauch bewilligt.

1584, Stadtkammerrechnung:

Item auß bevelch aines ersamen Raths den püchschützen annderthalb eln näglfarb wällisch tuech, die eln p. 1 f 6 β bezalt 2 f 5 β.

Item mit bewilligung aines ersamen Raths die Stahlschützen vier eln schwarzen parchandt aine p. 1 β 22 d bezalt 6 β 28 d. Item den püchschützen zu vertrincken 1 f 4 β.

1588, Stadtkammerrechnung:

Item dem püchschöffter so ain ersamer Rath mit ime wegen der geschöfften Hagen und von dem grossen geschiez außzepuczen bezalt (...) 26 f.

Item Wolffen Riemmer daz er etliche riemen zu dem geschütz gemacht, bezallt (...) 1 f.

item dem püchschöffter von den harnischen auszepuczen (...) 1 f.

1589, Stadtkammerrechnung:

Item dem puchschöffter wegen der harnisch außzepuczen 1 f.

Item dem püchschöffter von den Toppelhagen zu schöfften und harnisch außzepuczen zu völliger außzallung 4 f 2 β 12 d

Item Purkharden tischler die schieß- und stech scheyben so er den schützen verschiene Khirchtag Johannis gemacht (...) 4 β.

1591, Stadtkammerrechnung:

Item hansen Sulime (der büchsenhoffter) daß er das pulver gedert und das bley zu Khugeln gossen, geben 1 f.

Item zu schwörzung des püchsengestöll ain pfund Khienrueß khaufft (. . .) 1 β 2 d.

Item zu schöffnung des geschicz 7 grosse aichen ladn, ain p. 4 β, khaufft 3 f 4 β.

1593, Stadtkammerrechnung:

Item hat hannß Sulime püchsenhoffter 2 püchsen sambt den pulverflaschen auf das rathauß verkhaufft p. 9 f 2 β 20 d, die hat man dem hofmaister zu wullerstorff widerumben zu stellen muessen und ist püchsenhoffter zuerstatt schuldig (. . .) id est (. . .) 9 f 2 β 20 d.

Item haben wir dem Anndree wagner umb 8 röder zu denn geschüezen für ainß 5 β bezalt (. . .) 5 f.

Item alß man die dreyzeh Lanndtskhnecht auf wien in die mussterung geschickht, ist umb taffet zu den feldzaichen, besoldung, zörung, fuhren und alles aufgangen 69 f 6 β 20 d.

1595, Stadtkammerrechnung:

Mer zwo äxt (=Achseln) unndter zway stuckh geschüez unnderziehen lassen, dem wagner bezalt (. . .) 4 β.

Mer auß Bevelch herrn Burgermaisters dennen Schüezen umb ainen Pockh geben (. . .) 2 f 3 β. mer innen auß Bevelch herrn Burgermaisters geben 1 f 4 β.

1598, Stadtkammerrechnung:

dem schiffter allhie als er wegen der eroberten vestung Raab die freidenschiff getahn, geben 1 f 1 β 10 d.

alß man die doplhäggen außpucz umb Leinöll 1 β 12 d.

1612, Stadtkammerrechnung:

Von diesem Jahre an wurde den Schützen jährlich 5 f als Preis und Trinkgeld gegeben.

1618, Stadtkammerrechnung:

Wie man die geschicz zu den Töhrn aufgefuehrt denen se geholfen umb 3 Pratzwirst bezalt 1 β 6 d.

Wie herr leidinant die fenster auf dem Egenthor außgeschlagen, dem Glasser dieselben widerumb zu machen bezalt 2 β 12 d.

1618, Ratsprotokoll vom 5. Dezember:

Gemeinde und Bürgerschaft wird wegen des böhm. Einfalles vor den Rat gefordert und befragt, ob sie sich wehren oder gutwillig Einlaß gewähren wollen.

Wird beschlossen, daß die verordneten Büchsenmeister alsbald auf jedes Thor ein „Stückhell“ und auf die Thürme die „Toppelhäckhen“ aufziehen, ferner sollen Tag und Nacht 20 Personen wachen und ihre ordentliche Hauswehr mitbringen.

(Anmerkung: „Doppelhaken“=4-6 Fuß langes Feuergewehr von der Gestalt einer großen Flinte, auf einem Bock mit kleinen Rollrädern liegend, schoß 4-16 Lot Blei 600-800 Schritte weit. Sie konnten in dem kleinsten Raum verwendet und von einem einzigen Mann bedient werden und gaben ein ziemlich sicheres schnelles Feuer.“ — Anton Kerschbaumer, Geschichte der Stadt Krems [Krems 1885] Seite 521, Anmerkung 1.)

1625, Stadtkammerrechnung:

Den 2 Tag Octobris haben wier turg den schlosser in dem Ratsstumb die Khireß sowoll die schlachtschwerter lassen einschiern unnd auffmachen lassen — Umb pamell unnd fier schlosser pemienung (. . .) 3 β 24 d.

1653, Stadtkammerrechnung:

Dan so ist in festo Corporis Christi alß man auß der Pfarrkirchen mit der Procession gangen undt daß Te Deum laudamus zu glückhwintschung Ihr. Königl. Mayl. zue Regenspurg glücklich vorübergangenen Krönung gesungen wordten, auß befelch eines Statt Raths der burgerschafft, so damal in gwöhr gestandten, ausgeben wordten (. . .) 5 Emer

1658, Stadtkammerrechnung:

Mer Ihme Herrn Stattpfarrer (Andree von Strasoldo) für 10 pfund Pulfer so zu dem Gottsleichnamsp procession er erkauft, bezalt (. . .) 5 f.

1659, Stadtkammerrechnung:

Zu denen Gottsleihnambstagen anno 1659 den 12. und 19. Juny undt anno 1660 den 27. May denen burgerlichen Schiczen auf dreymalliger beywohung der Procession in einen drunckh unnd brott aufgangen undt bezaldt habe 2 f 20 kr.

1661 - 1663, Stadtkammerrechnung:

Alß man damahlen wie gebreuchig mit der Procession von Garsch herein gangen, denen Schiczen umb Pulver außgeben (. . .) 1 f 9 kr.

1662, Stadtkammerrechnung:

Zu Corporis Christi umbgang denen Schützen, deren zwelf gewest, neben auß dem Rathhauß-Keller gegebenen trunckh umb brodt geben 12 kr

Zu disem Fest wie auch auf die octan umb 6 pfund Pulfer zu 15 kr zalt (. . .) 1 f 30 Kr.

1668, Stadtkammerrechnung:

An Gottsleihnambstag bezahlt denen schüezen pulffer undt Lundtn umb (. . .) 16 kr.

den andern tag alß auch die Pulckauer mit ihrer procession anhero kommen, geben (. . .) 24 kr.

1673, Ratsprotokoll vom 7. Jänner:

Der ganzen burgerschafft wirdt vorgetragen undt auferlegt, daß ein jedweder burger von heit 14 tagen mit einer haußgewöhr alß Mußqueten, degen undt dergleichen nit allein bey Kriegs- undt friedenszeiten, sondern allzeit vor ein firsorg versehen sein sollen.

1683, Ratsprotokoll vom 28. Juli:

bei jeden Thor haben 4 Mann zu wachen, Thorsperr jetzt um 8 Uhr, früh 5 Uhr, vorzunehmen, Tröscher sind in die Corporalschaft einzutheilen undt ist jede Corporalschaft um 32 Mann zu verstärken. Holz ist den 25. August zur fortification in spieß zu schlagen undt mit 20 fuhren hereinzubringen.

1695, Ratsprotokoll vom 19. August:

Solle von Statkammeramt auß ein Schießhütten erbauet, hernach aber von der Schützenladt auß erhalten werden.

1698, Ratsprotokoll vom 1. Oktober:

Dennen Schützen allein solle das Hasenschiessen in der Statt burgfrid zessiert sein, jedoch sollen sie jährlich der Statt bey besizung des grundbuechs 2 Hasen geben.

1706, Ratsprotokoll vom 3. Juli:

Denen schizen, so sich bey jüngst gehaltenen Te deum laudamus wegen glücklicher victori in Spannien undt brabant gebrauchen lassen, solle man auß dem statt Cammer Amt drey gulden zum besten geben.

1725, Ratsprotokoll vom 21. März:

bürgerl. Schützen bitten zu eingetretener Verbesserung undt Confirmation der Schützenordnung betreffent (. . .) R (. . .) fiat, undt will im Löbl. Statt Magistrat die vorgebrachte verbesserte Schützenordnung hiemit aller Dinge verwilliget haben, undt wird selbe dem nächsten untern grössern Statt Insigl corroborirter hinaußgeben werden.

1724, Ratsprotokoll vom 19. Juni:

dan ist ein geschäftl an H. Statt Camerer (. . .) undt denen schützen an statt wein 1 f 30 kr pro festo Corporis Christi (. . .) zu bezahlen außgefertiget worden.

Soweit die urkundlichen Erwähnungen im Stadtarchiv Eggenburg, welches kurz vor der Jahrhundertwende von Ludwig Brunner, dem Verfasser des großen Geschichtswerkes und zahlreicher wissenschaftlicher Beiträge über Eggenburg, auf einem Dachboden gefunden, gereinigt und geordnet wurde.¹⁸⁾ Leider wurde ein großer Teil der alten Archivalien im

¹⁸⁾ Ludwig Brunner, Eggenburg. Geschichte einer niederösterreichischen Stadt. Band 1 (Eggenburg 1933) S. IX.

Jahr 1708 vom Stadtrat an den Kaufmann Bernhard Frölich verkauft.¹⁹⁾ Brunner schreibt dazu, daß dies dem Räumungskoller des damaligen Stadtschreibers Johann Konrad Gebhart zu verdanken sei, der den Stadtrat veranlaßte, vermeintlich überflüssige Bücher und Schriften der Altpapierverwertung zuzuführen.²⁰⁾ Daß dennoch vieles, wie hier über das Schützenkorps, aufzufinden war, ist der Neuordnung und Aufstellung durch Ludwig Brunner zu verdanken.

¹⁹⁾ Stadtarchiv Eggenburg, Ratsprotokoll vom 6. Februar 1708: „Alte Buecher im rathauß 11^{mo} die unterschiedlich schon lang bey Rath liegende alte buecher werden dem Hr. Bernhard Frölich per 10 f außgefollt.“

²⁰⁾ Ludwig Brunner, Eggenburg. Geschichte einer niederösterreichischen Stadt. Band 2 (Eggenburg 1939) S. 27.

Ulrike Sümegei

Wer Mohn sät, erntet Legenden

Erstaunlich ist die Vitalität eines einzigen Mohnkörnchens. Es kann aus ihm ein Strauch mit bis zu 30 Kapseln entstehen. Wenn man überlegt, wie viele von diesen Samenkörnern in einem Stück Mohn torte sind . . .

War die Hochachtung des Bauern vor der Triebkraft früher nicht viel höher? Die Bäuerin persönlich, nicht die Magd, hatte den Mohn in ochsengezogenen Furchen, die „Bifänge“, gestreut, um nur ja kein Saatgut zu verschwenden. Bis heute gibt es noch einen Brauch, der sich auch auf die Fruchtbarkeit des Mohnsamens bezieht: Weil er hofft, ebenso viele Eier zu bekommen, streut der Bauer Mohn vor seine Hühner.

Mohn, den er selbst geerntet hat. Wenn die Kapseln prallgefüllt mit Mohn sind, ist es höchste Zeit zum „Abnehmen“. Mit einer Gartenschere werden eine Handvoll Kapseln abgezwickelt, und der Mohn wird in eine Scheibtruhe geschüttelt. Dann wird der Schwung zusammengebunden und auf den Haufen mit den großen „Happeln“ gelegt. Es wird dann nach Größen aussortiert.

Keine andere heimische Frucht steht so im Mittelpunkt von Legenden und Mystizismen. Man denke nur an den griechischen Gott Morpheus, den Gott der Träume. Ihm wurde in der Antike als Attribut eine Mohnkapsel zugesprochen. Mohn war die Basis für den Opiumkrieg in China. Großmütter erzählen uns heute noch vom „Mohnlutscher“, der Kinder in das Land der Träume beförderte. Allein das bloße Unterlegen einer Kapsel unter das Kissen soll einen Säugling eingeschlafert haben — so groß war der Glaube an die seditative Wirkung. Auf dem spätgotischen Hochaltarschrein in der Wallfahrtskirche Maria Laach am Jauerling hält sogar das Jesuskind ein Sauglappchen — offenbar ein „Mognzutzerl“ — in der Hand.

Doch man würde dem Mohn unrecht tun, ihn in ein negatives Licht zu rücken. Morphin, der Wirkstoff, um den sich die chimärischen Welten aufbauen, wird für medizinische Zwecke aus der Pflanze gewonnen. An Nützlichkeit kann keine einzige Ackerfrucht den



Gotischer Flügelaltar der Wallfahrtskirche Maria Laach am Jauerling: Christuskind mit Sauglappchen
(Foto: Archiv des WHB)

Mohn überbieten. Weder die Kartoffel noch die eingebürgerte Sojabohne. Denn der Mohn ist Genuß-, Öl-, Gewürz-, Arznei- und Zierpflanze zugleich.

Damals, als es noch keine Traktoren gab und die Arbeit beschwerlich war, haben die Köchinnen viel Schmalz verwendet, damit das Essen länger satt hielt. Noch heute erzählen Bäuerinnen von der Zeit — und sie erzählen mit lachenden Augen — als die Waldviertler Mohnnudeln mit Sauerkraut und Geselchtem gegessen haben. Dabei wurden die ohnehin deftigen Kartoffelteig-Nudeln knusprig angebraten. Das Kraut sollte die Mohnnudeln richtiggehend einwickeln, um sie leichter verdaulich zu machen.

Nach dem „Ankurbeln des Windflügels“, mit dem der Mohn vorgereinigt wurde, wurde der Mohn feingesiebt und auf den Schober hinaufgetragen. Dort wurde er in luftigen Leinensäckchen gelagert, um nicht „moschig“ zu werden. Feste wurden dann gefeiert, wobei man sich schon auf das „Steckerlabbrennen“ im nächsten Jahr, mit dem die Aussaat eingeleitet wurde, gefreut hat. Vor der Dorfkirche wurde ein riesiges Feuer gemacht, der Herr



Mohnanbau bei Rastendorf
(beide Fotos: Johann Fenz, Horn)



Pfarrer hat es geweiht, und dann sind die Bauern mit brennenden Haselnußstäbchen zu ihren Feldern ausgezogen, um die Hagelgefahr zu bannen.

Im Waldviertel hat der Mohnanbau eine lange Tradition. Im 13. Jahrhundert wird der Mohn das erste Mal erwähnt. Kultiviert von den Mönchen in den Klostergärten, wurde das abgepreßte Mohnöl zum Nähen des Ewigen Lichtes verwendet. Auch „Heilwirkung“ wurde ihm zugeschrieben. Wie die Nachricht an die geistlichen Ohren gedrungen ist, daß Mohn auch eßbar ist, läßt sich nicht feststellen. Fest steht aber der Flug der kleinen, schwarzen Körnchen über die Stiftsgemäuer auf den steinigen Boden des Waldviertels. Bei der mittelalterlichen Bauernschaft ist er anscheinend auf große Beliebtheit gestoßen, wie die weitverbreiteten Familiennamen Mohnhaupt, Magenschab oder Moher zeigen.

Bis 1934 notierte der „Zwettler Graumohn“ an der Londoner Börse. Doch für vier Jahrzehnte verschwand der Mohn in seiner Heimat, der Böhmisches Masse im Waldviertel. Jetzt besinnt man sich wieder der Mohnfelder. In der Fachschule Edelhof werden alternative Kulturen getestet. So konnten heuer 500 Hektar mit Mohn bepflanzt werden. Ein spezieller Mähdescher, der die Kapseln aufbricht, erledigt den Großteil der Ernte. Die Aussaat geschieht maschinell, mit einem sogenannten „Einzelkornsäer“, der im Abstand von fünf Zentimetern ein Samenkorn fallen läßt. Nur 350 Gramm Mohnsamen werden benötigt, um ein hektargroßes Feld zu bepflanzen, von dem im Herbst 1000 Kilogramm Mohn geerntet werden können.

Armschlag — ein kleiner, unscheinbarer Weiler am Nordufer der Großen Krems, das „Mohndorf“, wie man es nennt, ist bekannt für alles „rund um den Mohn“. In Heimarbeit werden Dekorgestecke gebastelt, Mohnblüten schmücken ganzjährig die Fassaden der Häuser, und jeder Haushalt scheint seine eigenen Spezialrezepte für Mohn zu haben.

Der „Mohnlehrpfad“, der quer durch Armschlag führt, beseitigt alle Unklarheiten. In einigen Freiluftschaukästen wird etwa der „Selbstbefruchter“ — *papaver somniferum*, so lautet der biologische Gattungs- und Artenname des Mohns — vorgestellt. Seine Verwandten sind der Orientalische Mohn und der gelbblühende Alpenmohn, wie der gemeine Klatschmohn, das Stiefkind unter allen Sorten. Er liefert keine Legenden . . .

Literatur

- Eva Bakos, Mehlspeisen aus Österreich (Wien-Heidelberg 1975).
Eva Bakos, Landschaften für Genießer — Waldviertel, Wachau, Weinviertel (Wien 1994).
Nora Czapka, Waldviertler Heimatbilder. Studien zur Sachkultur vor 50 Jahren (Wien 1993).
Alois Enigl, Seltsame Geschichten aus dem Waldviertel (Pöggstall 1987).
Alois Enigl, Das alte Leben und Arbeiten im Waldviertel (Pöggstall 1987).
Rupert Feuchtmüller, Maria Laach (St. Pölten 1988).
Frieda Mauritz, Verzaubertes Waldviertel (St. Pölten-Wien 1991).
Frieda Mauritz, Waldviertler Geschichten (Horn-Wien 1982).
Frieda Mauritz, Waldviertler Leut' (St. Pölten-Wien 1986).
Ulrike Hornberg, Österreichs Küche — die klassischen Rezepte (Stuttgart-München 1984).
Heinz Janisch (Hg.), Salbei & Brot. Gerüche der Kindheit (Wien 1992).
Karl Korab, Das Waldviertel (Wien-München 1988).
Franz Maier-Bruck, Vom Essen auf dem Lande (Wien o. J.).
Kathrin Ruegg/Werner O. Feißt, Was die Großmutter noch wußte (o. O. 1984).
Hans Schaumberger (Hg.), Waldviertel. Natur- und Kulturlandschaft (Wien 1992).
Leopold Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich, Bd. 1-3 (Horn 1966-1974).
Leopold Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch, Gestalten — Gebilde — Gebärden (Berlin 1966).
Gertrude Szekely, Wanderungen durch die Vergangenheit (Pöggstall 1986).
Heinrich Weigl, Historisches Ortsnamenbuch von Niederösterreich, Bd. 1-8 (Wien 1964-1981).

Waldviertler und Wachauer Kulturberichte

Allentsteig

In Allentsteig entwickelte sich in den letzten Jahren reges Kulturleben

In knapp zehn Jahren hat sich in Allentsteig ein Kulturleben entwickelt, das sich im Waldviertel sehen lassen kann.

Der Kirchenchor der Pfarre Allentsteig und die Stadtkapelle bilden seit Jahrzehnten den festen Kern kultureller Aktivitäten in der Gemeinde. Aber in den Jahren seit 1980 sind zahlreiche andere Aktivisten des kulturellen Lebens dazugekommen, die heute eine breite Palette in Musik, Theater, Gesang und Chor anzubieten haben.

Im Zusammenhang mit dem „Waldviertler Bauernmarkt“ in Bernschlag wurde bereits in den 80er Jahren der „Bäuerinnenchor Bernschlag“ gegründet, der heute noch immer voll aktiv ist. In späterer Folge wurde das „Waldviertler Aussiedlermuseum“ von der Gemeinde gegründet, damit war das erste Museum in Allentsteig entstanden. Dazu wurde der Schüttkasten angekauft, der heute Mittelpunkt für Ausstellungen und Kulturveranstaltungen ist. Es bedurfte damals eines starken Kulturarrangements, um die jahrelangen Bemühungen zum Erfolg zu bringen.

Vor einigen Jahren gründeten Allentsteiger das „Kulturwerk“, das ein kleines Stadttheater aufbaute und in diesem Jahr mit viel Erfolg den „Talisman“ von Nestroy im Schloß Allentsteig zur Auf-führung brachte. Das Schloß ist selbst zum Träger kultureller Aktivitäten geworden, indem es besichtigt werden kann und für Kulturveranstaltungen offen steht.

Bedeutende Kulturimpulse brachte für die Jugend die Musikschule, aus der bereits viele gute Musiker hervorgegangen sind und die vor kurzem bereits ihr 14. Schlußkonzert veranstaltete. Einen neuen und hoffnungsvollen Schwerpunkt verspricht auch der Kulturverein „Avalon“, der im Stadtkino ein modernes Kulturhaus für das Waldviertel aufbaut. *Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 30. 6. 1994*

Stift Altenburg

Baukunst und Mönchsleben im mittelalterlichen Kloster

Seit 1983 wird in Altenburg die mittelalterliche Klosteranlage freigelegt. Was bei den Ausgrabungen zutage kam, präsentiert das Stift heuer aus Anlaß seines 850-Jahr-Jubiläums in einer Ausstellung.

Nach den Wirren des Dreißigjährigen Krieges schütteten die barocken Baumeister den gotischen Kreuzgang zu. Die anschließenden Räume wurden zu Kellern und Vorratsspeichern umfunktioniert. Gotische Säulen erhielten eine wuchtige Ummauerung, um den barocken Neubau entsprechend statisch absichern zu können.

1983 begann man im sogenannten „Brunngartl“ mit den Ausgrabungen. Man legte frei, was vom gotischen Kreuzgang noch erhalten war und machte dabei manch wertvolle Funde, wie z. B. ein spätromanisches Figurenkapitell mit einem Dämon und einem wilden Tier. Anhand der Ausgrabungen kann der Besucher die gesamte Geschichte des Klosters bis zu seiner Gründung im Jahr 1144 zurückverfolgen. An einer Stelle wurde sogar das Fundament, der gewachsene Felsen, freigelegt. Auf diesem Fundament haben die Jahrhunderte die der Zeit und der jeweiligen Auffassung vom Mönchsleben entsprechenden Klosteranlagen gebaut.

Gut kann der Besucher dieser ungewöhnlichen Ausstellung im Gedanken nachvollziehen, wie der mittelalterliche Klosteralltag ausgesehen hat. Es sind neben dem Kreuzgang nämlich noch der Kapitelsaal, der Sprechraum, der Arbeitsraum der Mönche, der Küchen- und Speisesaalbereich sowie der Waschplatz im Kreuzganghof zu sehen.

Heuer kam bei Ausgrabungen von Jänner bis Mai die romanische Apside der Kapitelhauskapelle zutage. Entdeckt wurde auch der Eingang zu einem Heizraum, einem „Calefactorium“, das unter dem

Arbeitsraum der Mönche liegt. In einem Doppelgewölbe und mit Hilfe von Steinen wurde Wärme für Boden und Wände gespeichert. Die Anordnung des Schlafrumes über dem Arbeitsraum ermöglichte es, daß auch dieser noch etwas von der Restwärme dieser Heizanlage abbekommen konnte.

Wessely / St. Pöltner Kirchenzeitung, 19. 6. 1994

Vier schöne Geschenke zum 850. „Geburtstag“ des Stiftes

Seiner Freude über vier großartige „Geburtstagsgeschenke“ gab Abt Bernhard Naber beim Auftakt zu den Jubiläumsfeiern im Stift Ausdruck.

Den Besuch Jerome Theisens, der als Abtprimas in Rom den Benediktinern weltweit vorsteht, bei der Feier stufte Abt Bernhard als „Traumgeschenk“ ein. Freude zeigte er über die Sondermarke („das Geschenk mit der größten Breitenwirkung“), die Festschrift „1144-1994“ und die Gedenkmünze in Silber und Gold. Als gutes Beispiel für die Rolle der Stifte und Klöster als Zentren des geistigen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens bezeichnete LAbg. Franz Kurzreiter das Stift Altenburg. „Es ist auch heute offen für die Zeit und ihre Aufgaben, wobei Abt Bernhard mit Umsicht und großem Einsatz einen wesentlichen Teil dazu beiträgt.“

Altenburg blickt mit vielen Aktivitäten auf die 850jährige Geschichte zurück. Den Bogen zur Gegenwart spannt dabei besonders augenscheinlich die Gestaltung des „Weißen Saals“ mit (modernen) Werken Prof. Hubert Aratyms. *Martin Kalchhauser, Neue NÖN/Horn-Eggenburg, 5. 5. 1994*

Abt Bernhard Naber — ein runder Geburtstag

Abt Bernhard konnte neben all den Feierlichkeiten zum diesjährigen Stiftsjubiläum auch seinen 60. Geburtstag begehen. Der am 5. Juli 1934 in Großmotten bei Zwettl geborene Alois Naber absolvierte sein Theologiestudium in Salzburg und wurde 1970 Mag. theol. Danach hatte er verschiedenste Ämter inne — so etwa war er Kaplan in Horn, Präfekt der Altenburger Sängerknaben und Hofmeister — und wurde am 19. Jänner 1978 zum 51. Abt des Benediktinerstiftes Altenburg geweiht.

Die zahlreichen kulturellen Aktivitäten, welche in Altenburg seither gesetzt wurden, können hier nicht im einzelnen gewürdigt werden. Die Ausstellung „Schatzkammer in der Prälatur“, die intensive Einbindung der Abtei ins internationale Kammermusikfestival Austria, die Einrichtung eigener Komödienfestspiele, die Sanierung des Troger-Freskos in der Kirchenkuppel, die Ergrabung des mittelalterlichen Klosters und — als Höhepunkt — das festliche Begehen des Stiftungsjubiläums sind wohl die wichtigsten einschlägigen Bemühungen, welche Abt Bernhard zu verdanken sind. Die Herausgabe einer Jubiläumsschrift geht auf eine Idee von ihm zurück, ebenso diejenige zur Einladung aller relevanten Autoren — vom Heimatforscher bis zum akademischen Fachgelehrten —, hiefür einen wissenschaftlichen Beitrag zu leisten.

Die Redaktion gratuliert dem für die Region gerade in kultureller Hinsicht so aktiven Jubilar und wünscht ihm alles Gute für weitere fruchtbare Jahre!



Ralph Andraschek-Holzer

Artstetten

Die Gedenkausstellung in Artstetten: Sarajewo 1914

„Sarajewo 1914“: Außenminister Dr. Alois Mock eröffnete die Sonderausstellung im Schloß Artstetten. Zusätzlich zur ständigen Schau „Von Mayerling bis Sarajewo“ stehen heuer die Ereignisse vor

80 Jahren im Mittelpunkt des Interesses. „Für Artstetten war es ein Familiendrama, für andere ein politisches Ereignis“, sagte bei der Eröffnung Schloßherr Graf Romee d'Harambure.

Im Juni 1914 reiste der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand nach Bosnien, um als Generalinspekteur die bosnischen Manöver zu besuchen. Am 28. Juni wurden Franz Ferdinand und seine Gemahlin, die Herzogin von Hohenberg, erschossen. Die Tat brachte größtes Unglück über Europa, der Ersten Weltkrieg folgte unmittelbar danach.

Ausstellungsleiter Graf Arco und Außenminister Mock übereinstimmend: „Franz Ferdinand war damals vielleicht die letzte Hoffnung für Europa.“ Graf Romee d'Harambure: „Als Franzose hoffe ich, daß Österreich und Alois Mock nicht allein bleiben. — Österreich hat mehr zu sagen, als ihr glaubt.“

Die Gedenkausstellung ist in Artstetten ohne Kitsch chronologisch geordnet. Erstmals ist auch die Tatwaffe zu sehen.

Karl Lahmer, Neue NÖN/Melker Zeitung, 4. 5. 1994

Dürnhof (Stadtgemeinde Zwettl/NÖ)

Museum für Medizin-Meteorologie zeigt Sonderausstellung „Nixen, Nymphen und Wassergeister“

Die heurige Sonderausstellung im Medizin-Meteorologischen Museum im Dürnhof bei Zwettl befaßt sich unter dem Titel „Nixen, Nymphen und Wassergeister“ mit den mythologisch-religiösen Inhalten rund um das Wasser. Alles Leben kommt aus dem Wasser. Die gesamte Entwicklungsgeschichte unserer Existenz beginnt mit der Entstehung der Urozeane. Reichhaltig sind daher die Mythen und Symbolismen rund um Quellen, Teiche, Flüsse und Meere. Diese Thematik wird in der Ausstellung ausführlich behandelt und mit Exponaten anschaulich gemacht. Meteorologisch-naturwissenschaftliche Inhalte werden ebenfalls erläutert und physikalische Ursachen zu mystischen Phänomenen aufgezeigt.

Die Dauerausstellung des Museums zeigt die Entwicklung einer interdisziplinären Wissenschaft — der Humanbiometeorologie. Beginnend mit Hippokrates über Paracelsus und van Swieten bis zum heutigen Stand der Forschung. Wetterfühlige, Allergiker, Gesunde und Kranke finden reiche Information über die Auswirkung von Wetter und Klima auf den menschlichen Organismus, über Heilbäder- und Kuraufenthalte sowie über Klimatherapien und Urlaubsplanungen. Die medizin-meteorologische Ethnologie versucht vom vorgeschichtlichen Dämonenglauben über Naturreligionen und Vielgötterei bis zu heute noch bestehenden abergläubischen Praktiken die mystisch-religiöse Vorstellung unserer Ahnen von Wetter und Umwelt anhand wertvoller Exponate und Leihgaben zu dokumentieren.

Außerdem kann man sich im Dürnhof über allerlei Wissenwertes zum Thema Wünschelrute und Biokräfte informieren. Für Besucher besteht sogar die Möglichkeit, die eigene Wünschelrute zu testen. Das Experimentierfeld im Freiareal des Museums bietet jedem Interessenten die Chance unter Zuhilfenahme verschiedener Arten von Wünschelruten, einen Punkt zu finden, der auch ihm das Erlebnis der Rutenfühligkeit beschert.

Der Waldviertler, Sondernummer 1b, Juni 1994

Eggenburg

Kulturpark-Tor im Werden

Die Umbauarbeiten konnten den steigenden Zulauf zum Krahuletzmuseum nicht stoppen: 11 000 Besucher (170 Gruppen) kamen 1993 hierher.

Im Rückblick von Obmann StR Otto Lamatsch galt anläßlich der Jahreshauptversammlung der Krahuletzgesellschaft dieser erfreulichen Entwicklung das Hauptaugenmerk. Grund zur Freude geben Preise, mit denen das Land NÖ museumspädagogische Aktivitäten würdigte. Die Schenkung

der Sammlung „Opale und Calcedone aus dem Waldviertel“ durch das Sammlerehepaar Emil und Friederike Wassizek, Tulln, und Leihgaben aus zehn verschiedenen Institutionen werten das Museum zusätzlich auf.

Daß die Gesellschaft auch über das Museum hinaus aktiv ist, zeigen unter anderem die Gestaltung von Kirchenplatz und Martinskapelle durch Sandstein-Grabsteine aus dessen Sammlung sowie die Gameraith-Gedächtnisausstellung, die im Rahmen der Kulturwoche veranstaltet wurde.

Die Umbauarbeiten für das Eggenburger „Eingangstor“ des Kulturparks Kamptal sind fast abgeschlossen. Und auch der nächste Schritt, die Einrichtung, ist bereits voll durchgeplant und wird auf jeden Fall auch noch in diesem Jahr in Angriff genommen.

Univ.-Doz. Dr. Christa Frank, Gestalterin der diesjährigen Sonderausstellung „Der Schneck“, entführte die Versammlungsteilnehmer mit farbenprächtigen Dias in die Wunderwelt heimischer und tropischer Weichtiere.

Neue NÖN / Horn-Eggenburg, 28. 4. 1994

Stift Geras

Glockenweihe beschließt Restaurierung des Stifts

Eine Glockenweihe krönt das Werk der Totalrestaurierung des Stiftes. Seit 1972 wurden über 100 Millionen Schilling dafür aufgebracht.

„Mit der Innenrenovierung der Stiftskirche wurde die Restaurierung abgeschlossen“, freut sich Abt Prälat DDr. Joachim Angerer über das Geleistete. „1972 haben wir mit der Zentralheizung begonnen. Alle Räume wurden benützbar gemacht, außen alles restauriert.“

Einen würdigen Schlußpunkt unter die Erfolge im Rahmen der Aktion „Rettet die Grenzlandstifte“ setzt die Glockenweihe am Freitag, 10. 6. 1994, 10.30 Uhr. Vier neue Glocken — St. Augustinus, St. Norbert, St. Joseph und St. Monika, drei davon gestiftet, lassen das Geläute künftig in sechs Klangfarben ertönen. Der Dankgottesdienst (11 Uhr) wird zur „Abschlußfeier“ (Angerer).

„Wir können Rechenschaft geben über 28 Millionen Schilling an Spenden“, würdigt Abt Angerer die Hilfsbereitschaft vieler. „Noch nie seit der Barockzeit ist bei uns so viel investiert worden.“ Auch die Glockenweihe ist dank einer großzügigen Geste möglich: Die Austria Collegialität-Versicherung kommt für eine Glocke auf.

Wenngleich das riesige Projekt der Restaurierung des Prämonstratenserklusters vorerst abgeschlossen ist, bleibt auch für die Zukunft genug zu tun. Prälat DDr. Joachim Angerer: „Wir sind jetzt fertig — und beginnen wieder von vorn. Man wird immer restaurieren müssen. Aber wir haben dafür einen enorm wichtigen Grundstock geschaffen.“

Neue NÖN / Horn-Eggenburg, 3. 6. 1994

Gmünd

Gedeihliche Zusammenarbeit für regionalen Radtourismus

Im Rahmen der Attraktivierungsmaßnahmen Bahn — Region seitens der RIVAS und ÖAR Regionalberatung fand eine Informationssitzung statt.

Thema: Kooperationsmöglichkeiten zwischen der Bahn, der Tourismusregion und der Radinitiativen im Waldviertel. Zusammenarbeit, die nicht nur der Bahn, sondern auch der Region zugute kommen soll.

Es gab Gesprächs- und Informationsaustausche über geplante Projekte, Ideen und Kooperationen, Vereinbarungen und Terminisierungen für gemeinsame Projekte. Geplant ist unter anderem, neben der Schmalspurbahn Gmünd — Gerungs einen eigenen Weg für die Radfahrer zu errichten.

Mag. Reitmann von der ÖAR-Regionalberatung Horn, der die Gespräche souverän leitete, konnte breite Zustimmung und eine gemeinsame Vorgangsweise und Bewerbung über ein entsprechendes,

untereinander verknüpftes Radwegenetz (Wald-/Weinviertel und angrenzende Teile von Oberösterreich) finden.

Das nächste gemeinsame Gespräch wurde für Herbst vereinbart, weitere Zusammenkünfte und Veranstaltungen sollen folgen. Obmann Marek bedankte sich abschließend bei allen Teilnehmern für die gedeihliche Zusammenarbeit zum Nutzen der Region und Wirtschaft.

Neue NÖN / Gmünd, 8. 4. 1994

Horn

Umbau holt Madermuseum aus seinem Schattendasein

Höchstes Lob haben Gemeindevertreter und Museumsverantwortliche für die funktionelle architektonische Lösung beim Umbau des Höbarthmuseums parat.

„Hier wird gearbeitet, als seien Ameisen am Werk“, gab es anlässlich der Gleichfeier vor versammelter Mannschaft Lob von Bgm. Karl Rauscher, in seiner Funktion als Kulturreferent unmittelbar mit dem Projekt befaßt. Die gelungene Verbindung zwischen der alten Bausubstanz und dem neuen Teil (wo das Eingangstor des Kulturparks Kamptal und eine Informationsstelle beheimatet sein werden) rechnet Rauscher dem Architekten, Dipl.-Ing. Gerhard Lindner aus Baden, besonders hoch an.

Neben der einladenden Eingangsgestaltung (Hof) richten Dr. Erich Rabl und SR Franz Wagner (Museumsverein) ihr Augenmerk vor allem auf die Tatsache, daß die landwirtschaftliche Maschinensammlung besser ins Blickfeld der Besucher gerückt wird. „Das Madermuseum wird endlich aus seinem Schattendasein geholt.“

Was die Kosten betreffe, versicherte Bgm. Rauscher jüngst auf SPÖ-Anfrage im Gemeinderat, werde der vorgegebene Rahmen (15 Millionen bei Kostendritteln Land — Eco-Plus — Gemeinde) eingehalten.

Martin Kalchauer, Neue NÖN / Horn-Eggenburg, 21. 4. 1994

Horn/Altenburg

Abschied von P. Suitbert Mahrer am 6. Mai 1994 in Altenburg

P. Suitbert Mahrer, nach dem Krieg 16 Jahre lang Stadtpfarrer in Horn, starb am 27. April im 90. Lebensjahr in Altenburg.

1904 in Mailberg geboren, wuchs der Mann — mit bürgerlichem Namen Josef Mahrer — in Wien auf, trat in die Abtei Seckau ein und studierte in Graz und Salzburg. 1932 zum Priester geweiht, wirkte der Seelsorger unter anderem in Klentnitz (bei Nikolsburg, Südmähren), wo er der Bevölkerung auch während der Vertreibung beistand. Bis zuletzt zeigte er bei den Südmährer-Wallfahrten in Maria Dreieichen seine persönliche Verbundenheit mit den Heimatvertriebenen.

In die Klostersgemeinschaft in Altenburg aufgenommen, versah P. Suitbert Pastoraldienst in Dietmannsdorf und wurde Pfarrer in Horn — hier wirkte er 16 Jahre lang. 1968 bis 1978 Pfarrer der Stiftspfarr Altenburg, zog er sich auch im Alter nicht zurück, machte Vertretungen in Altenburg, Gars und Steinegg und leitete im Benediktinerstift Pfarrbücherei und Schriftenapostolat.

Neue NÖN / Horn-Eggenburg, 5. 5. 1994

Krems

Ein Denkmal soll an die Kremser Juden erinnern

Die letzte Stätte der jüdischen Gemeinschaft als Ort des Gedenkens begehbar machen will eine Gruppe besonnener Kremser. „Das geplante Denkmal ist ein Stück Trauerarbeit, das die Stadt und die Bevölkerung zu leisten hat“, erklärt Dr. Streibel als Motor der Spendenaktion.



Präsident Hofrat Dr. Gerwald Lentner, Hofrat Dr. Kurt Preiß und der Historiker Dr. Robert Streibel sind die Sprecher des Komitees zur Errichtung der Gedächtnisstätte auf dem jüdischen Friedhof

(Foto: Martin Kalchhauser, Krems)

Gerichtspräsident Dr. Lentner sieht in der Initiative „einen Akt der politischen Bildung, mit dem der vertriebenen und ermordeten Mitbürger gedacht wird — als eine Ergänzung zum Denkmal auf dem Frauenberg, wo die Öffentlichkeit die Gefallenen ehrt. Die Gedächtnisstätte soll im jüdischen Friedhof um zirka eine Million Schilling errichtet werden. Je 350000 Schilling steuern Land Niederösterreich und Stadt Krems bei. Der Rest soll durch eine Bürgeraktion aufgebracht werden. 500 Personen werden brieflich um finanzielle Unterstützung ersucht. Bereits im Herbst will man den jüdischen Friedhof im Osten von Krems öffnen und somit anlässlich der 1000-Jahr-Feier einen Beitrag zur Auseinandersetzung mit der Geschichte leisten. *Fritz Miesbauer, Neue NÖN/Krems, 6. 6. 1994*

Hauptwerk des Kremser Schmidt in der Schweiz entdeckt

Als sensationell wird die Entdeckung der „Anbetung durch die Könige“, eines der Hauptwerke Martin Johann Schmidts, in der Kunstwelt gewertet. Das Gemälde tauchte in der Schweiz auf, als ein Privatsammler seine Galerie öffnete und das Gemälde zum Verkauf anbot. Die Zürcher Kunsthandels AG Holck-Falkenberg vermittelt jetzt den Verkauf der „Heiligen Drei Könige“. Das 165×135 Zentimeter große Bild soll durch ein Ehescheidungsverfahren im Jahr 1938 von Wien in die Schweiz gekommen sein. Unbekannt ist, wo sich das Bild bisher befand und wer der Auftraggeber ist.

Obwohl das Bild nicht signiert ist, wird an der Urheberschaft des Kremser Schmidt nicht gezweifelt. Die grau-rote Grundierung weist es eindeutig als echten Schmidt aus. Entstanden sein dürfte das Hauptwerk 1779. Im Moment befindet sich das Bild in der Wiener Dependence des Denkmalamtes. Findet sich ein Käufer, dann wird es freigegeben. Dazu Prof. Dr. Kühnel: „Das Gemälde gehört zum Millennium nach Krems.“

Fritz Miesbauer, Neue NÖN/Krems, 6. 6. 1994

Ruine Kronsegg wieder ein Juwel im Kamptal

Reintönig, aber doppeldeutig intonierte die „neue“ Stadtkapelle, erstmals unter Wieder-Kapellmeister Stix, Beethovens Neunte: Als „Ode an die Freude“ zum Abschluß der Ruinensanierung, als Europahymne am Tag nach der Unterzeichnung des EU-Beitrittsvertrages.

Diese Brücke schlug auch Vizekanzler Dr. Busek: Zum einen sei er als zuständiger Minister froh, zu sehen, wie sinnvoll das genehmigte Geld hier eingesetzt wurde, zum anderen wurde „ein Stück unserer Geschichte bewahrt, das wir herzeigen können“. Für den im Aufbau befindlichen Kulturpark Kamptal sei die Ruine einer der markanten Punkte.



Ruine Kronsegg

(Foto: Fotohaus Walter Murth, Langenlois)

Dieser Ansicht schlossen sich Bgm. Renner und StR Höbart an, ehe es an die offizielle Erstbesteigung über mehr als 120 Stufen ging: Von den „Zinnen“ des Bergfrieds eröffnete sich ein herrlicher Blick über das walddreiche Kronseggertal mit dem Stausee, aber auch auf die Dimension der Ruine, die nun täglich von 9 bis 18 Uhr geöffnet und für jedermann begehbar ist.

Das war nicht immer so: Mitte der 80er Jahre nahm eine rechtsradikale Gruppe die Ruine als Übungscamp in Beschlag. Die internationalen Medien berichteten darüber. „Hoffentlich machen sie es auch jetzt nach der Sanierung“, äußerte Busek einen frommen Wunsch. Die Spezialfirma Kaim mit Polier Ledl und die Landesberufsschule für das Baugewerbe mit SR Sommer leisteten hervorragende Arbeit.

Karl Pröglhöf, Neue NÖN/Krems, 27. 6. 1994

„Es mangelt an Courage“ — Gedenkfeier zur Eröffnung

Am 50. Jahrestag der ersten Einlieferung von KZ-Häftlingen in das KZ Melk wurde die Veranstaltungsreihe „MERK-würdig“ mit einer religionsübergreifenden Gedenkfeier im Stift eröffnet.

Gegen Gewalt und Vergessen aufzutreten, ist brisant. Es gehört Courage dazu. Damals wie heute. Darüber waren sich alle Religionsvertreter einig. Es war ein Abend der religiösen Vielfalt. Die verschiedenen Ausdrucksformen von Katholiken, Protestanten, Juden und Moslems trafen aufeinander. Wie gut sie harmonisieren könnten, zeigte sich an diesem Abend.

Ein kleines Manko hatte die Feier. Die rund siebzig Leute verloren sich etwas in der Größe des Kolomanisaales. Diese Veranstaltung hätte sich mehr Interesse verdient.

Neue NÖN/Melker Zeitung, 27. 4. 1994

Die weltweite Anerkennung der Melker Pfingstkonzerte

Mit überaus großem Erfolg gingen am Montag abend die diesjährigen Pfingstkonzerte zu Ende. Die vier Sänger des wohl bekanntesten Vokalquartetts unserer Zeit, weltweit als Hillard Ensemble bekannt, begeisterten in der restlos ausverkauften Stiftskirche mit einem ausgesuchten Programm der beiden „Fürsten der Musik“ (Lassus und Palestrina zum 400. Todestag). Heftig akklamiert bildete dieser Konzertabend einen stimmigen Höhepunkt.

Musikliebhaber aus Kanada, den USA und ganz Europa und natürlich aus dem näheren Umkreis bis Wien haben die Konzerte der Barocktage besucht, die am Samstag mit einer großen Hommage an die österreichischen Barockkomponisten H. I. F. Biber (dem Salzburger Hofkomponisten) und an J. H. Schmelzer (dem gebürtigen Scheibbsler) eröffnet wurden.

Das Wiener Barockensemble „Gradus ad Parnassum“, acht namhafte Solisten mit Chorverstärkung, vier Orgeln, dem Bläserensemble Concerto Palatino aus Bologna und die großartigen Trompeter um Andreas Lackner aus Innsbruck, gestalteten diesen eindrucksvollen Auftakt unter der Leitung des bekannten Lautenisten Konrad Junghänel aus Köln.

Die als „Hörabenteuer“ angekündigte Matinee wurde trotz der vorüberbrausenden Züge zu einem begeistert aufgenommenen „Hörerlebnis“.

Am Sonntag konfrontierten die Musiker des Ensembles Aurora unter Enrico Gatti aus Italien das Publikum mit einem Querschnitt aus dem Schaffen des großen italienischen Meisters des Barock, Allesandro Stradella. Begeistert nahmen die über 400 Besucher die Darbietungen des wohl weltbesten Bläserensembles „Concerto Palatino“ entgegen. Bruce Dickey, der Weltmeister am Zink, hat mit seinen Musikern wesentlich zum Erfolg der Konzerte '94 beigetragen.

Für 1995 verspricht Intendant Prof. Helmut Pilss wieder ein hochrangiges Programm mit dem Zentralthema „Europa um 1700“, in dessen Mittelpunkt Henry Purcell und Georg Friedrich Händel und selbstverständlich österreichische Musik dieser Zeit stehen werden.

Neue NÖN/Melker Zeitung, 26. 5. 1994

Kokoschka-Ausstellung in Pöchlarn ist sehenswert

Am 17. Juni wurde die heurige Sommerausstellung im Oskar Kokoschka-Geburtshaus eröffnet. Nachdem die geplante Ausstellung nicht gezeigt werden konnte, wurde in kürzester Zeit eine sehenswerte Ersatzausstellung organisiert. Zu sehen sind Kreidelithographien von Oskar Kokoschka über die Odyssee von Homer.

Hans Klimmer, geschäftsführender Vorsitzender der O. K. Dokumentation, konnte zur Eröffnung BH Dr. Hadmar Lechner, Bgm. Rupert Strauß sowie Freunde und Mitglieder der O. K. Dokumenta-



Oskar Kokoschka-Dokumentation Pöchlarn

(Foto: L. Kubelka, NÖ Landesbildstelle)

tion begrüßen. Klimmer dankte allen engagierten Mitarbeitern und sprach die Probleme der O. K. Dokumentation an: „Allein werden wir Archiv und Forschungsstätte nicht betreiben können. Die Sommerausstellungen wollen wir aber jedes Jahr und in der gewohnten Qualität abhalten.“

Neue NÖN/Melker Zeitung, 22. 6. 1994

Pöggstall

Dokumentation zeigt Leben und Werke von Traunfellner

Bei der Eröffnung der Dokumentation Prof. Traunfellner im Schloß Pöggstall stellte Prof. Eva Chong-Fux den Künstler und seine Werke vor. Bei dieser Vorstellung wurde der 1986 verstorbene „stille Künstler“ wieder lebendig, und man konnte sich ihn bei seiner Arbeit vorstellen und durch seine Augen sehen. Heimdichterin Josefine Domeyer-Rameder brachte einen Prolog und Vzbgm. BSI Leopold Rötzer konnte viele Ehrengäste begrüßen. Er dankte der NÖ Landesregierung für die großzügige Unterstützung, ebenso dem erkrankten Bürgermeister Nagl, der ein großer Betreiber des Projektes war.

Die Ausstellung ist in vier Räumen untergebracht. Im ersten ist der Lebensraum des Künstlers zu sehen, im zweiten Druckmaschinen und Werkzeuge und in den beiden letzten Räumen sieht man Druckstöcke und einen kleinen Auszug der Werke des Künstlers Prof. Franz Traunfellner.

Bernd Prichenfried, Neue NÖN/Melker Zeitung, 6. 7. 1994

Schloß ist Konzertsaal und „Klavier-Museum“ zugleich

Nicht nur für Konzerte nützt Dr. Hermann Buchner das Schloß Stoitzendorf. Auch seine umfangreiche Sammlung alter Tasten-Instrumente hat hier Platz. Vor mehr als 20 Jahren kaufte der Klavierbauer Dr. Hermann Buchner Schloß Stoitzendorf, um so zwei seiner Ziele zu verwirklichen: Platz für seine umfangreiche Sammlung alter Tastinstrumente zu finden und für die jährlichen Kulturaktivitäten den richtigen, stilvollen Rahmen zu haben.

Seine August-Konzerte sind mittlerweile internationaler Begriff. Als Dr. Buchner nach seiner „Lehre“ beim berühmten Bösendorfer und dem Abschluß des Musikstudiums Schloß Stoitzendorf fand, konnte er seine Pläne realisieren. Hier konnte er seinem Beruf nachgehen, wobei er sich heute vorwiegend mit dem Stimmen und Restaurieren von Klavieren beschäftigt. Aber auch der Ein- und Verkauf (auch von gebrauchten) gehören dazu.

Seine umfangreiche Sammlung alter Tasteninstrumente (wer kennt noch Claviechord, Spinett und Orgel-Portativ?) ist derzeit nach Vereinbarung zu besichtigen. Die jährlichen August-Konzerte sind weit über Österreichs Grenzen hinaus bekannt. Sogar Touristen aus der BRD und den Niederlanden planen dementsprechend ihren Urlaub.

„Die Zusammensetzung der Zuhörer verschiebt sich zusehends. Neben den Wienern steigt der Anteil der Kulturfreunde aus der Region ständig“, weiß der Kunstmäzen. Überhaupt ist die Atmosphäre sehr leger. Da sitzen Anzug- und Mascherlträger neben Musikfreunden in Jeans, und in der Pause lädt der Hausherr zu Wein und Nußbrot.

Die Kinder sitzen (bei freiem Eintritt) in der ersten Reihe, zudem auf kindgerechten Sesseln. Von einer zu überwindenden Hemmschwelle zeigt sich gerade bei ihnen keine Spur — und die engagierten Künstler zählen durchwegs zur ersten Garnitur Österreichs, sodaß die Kartenpreise (100 bis 300 Schilling) für die „Kunst vor der Haustür“ durchaus mit dem Gebotenen in Relation stehen.

Herbert Gschweidl, NÖ Nachrichten, Juni 1994

Streitwiesen (Gde. Weiten)

Weiterbau der Jugendburg

Auf ein ereignisreiches Jahr 1993 kann die Burggemeinschaft der Jugendburg zurückblicken. Doch die Mitglieder halten sich an einen Ausspruch von Goethe: „Auch aus Steinen, die in den Weg gelegt werden, kann man Schönes bauen.“ Laut dem Tätigkeitsbericht verringerte sich die Besucherfrequenz im Jahr 1993 um 4,1 %, jene bei den Nächtigungen um 34,3 %. Dies ist jedoch auf den starken Besuch bei der Festwoche im Jahr 1992 zurückzuführen. 1993 fanden auf der Jugendburg 34 Lager und Treffen mit insgesamt 1021 Mädchen und Burschen aus 25 Bünden und Gemeinschaften statt, und einige Veranstaltungen wurden durchgeführt (Maifest . . .).

Schrecksekunden gab es im Juli, als ein Blitz in den Südwestturm einschlug. Zum Glück entstand kein Brand, doch der Schaden belief sich auf rund 50 000 Schilling, der größtenteils durch Versicherungen und einem Kostenbeitrag der Dorfgemeinschaft Streitwiesen abgedeckt wurde.

An Bauarbeiten wurde vor allem unter tatkräftiger Mitarbeit von Freunden der christlichen Jungenschaft Hannover der Ausbau der künftigen Burgtüche im Untergeschoß des Westpalas fortgesetzt. Für andere Aus- und Weiterbauten wurden 382 freiwillige Arbeitsstunden geleistet.

Heuer sollen weitere Bauvorhaben und Erhaltungsarbeiten in Angriff genommen werden. Bei der Inneneinrichtung der Burgtüche wird weitergearbeitet. Vorgesehen ist auch die Errichtung einer umfassenden Blitzschutzanlage sowie eine großflächige Sanierung der einsturzgefährdeten Mauerenteile des ehemaligen Mittelpalas. Für den gesamten Aufwand wurden 365 000 Schilling vorgesehen.

Friedrich Reiner, Neue NÖN / Melker Zeitung, 27. 4. 1994

Hans Fitzinger — 70 Jahre

Es sind im kommunalen Wirken und in Vereinsbelangen reichhaltige Jahrzehnte, auf die OSR Dir. Hans Fitzinger, Ehrenbürger seines Heimatortes Waldenstein, zurückblicken kann.

Fitzinger, 20 Jahre Gemeinderat und von 1970 bis 1980 Vizebürgermeister — in seine Zeit als aktiver Pädagoge fielen der Bau der neuen Volksschule und des Kindergartens — Begründer/Mitbegründer von Kirchenchor, Gesangsverein und Theaterbühne, rief 1960 die Ortsstelle und 1974 die Bezirksstelle des Bildungs- und Heimatwerkes, deren Obmann er ist, ins kulturelle Leben Waldensteins, und seit 1979 gibt er die vierteljährlich erscheinenden „Waldensteiner Kulturbriefe“ heraus. Dazu kommen u.a. die Betreuung von „Dorferneuerungsverein“, „Wir singen alte Lieder“ und „Stammtischrunden“.

„Ich bin immer tiefer hineingestiegen“, erinnert sich Fitzinger an die breite Palette seines kulturellen Engagements. Zahlreiche Auszeichnungen zum Festtag am 23. April bewiesen die Erfolge seines unermüdlichen Einsatzes.

Edith Hahn



Zehn Jahre Waldviertel-Akademie

Prominente Gäste aus Wissenschaft, Wirtschaft und Politik konnte Vzbgm. Dr. Wolfgang Katzen-schlager beim Festakt „10 Jahre Waldviertel-Akademie“ begrüßen.

In einer Laudatio legte Dr. Ernst Wurz, Obmann der Waldviertel-Akademie, ausführlich Bilanz über 110 Veranstaltungen, davon ein Drittel mehrtägige, mit 7000 Teilnehmern aus Österreich und den Nachbarländern. Jährlich eine internationale Sommerschule in Raabs, seit der Grenzöffnung „Grenze und Nachbarschaft“ — Tagungen, diesseits und jenseits der Grenze, mit Bürgermeister-Regional Konferenzen und seit drei Jahren über 40 Kulturstammtische in zehn Waldviertler und vier tschechischen Orten. Dies sind die drei zentralen Veranstaltungsschienen der Waldviertel-Akademie.

Sie ist nicht nur eine regionale Kultur- und Bildungsinitiative, die mit lokalen Erwachsenenbildnern und Gemeinden moderne Formen der Kulturvermittlung organisiert, sondern auch ein die Region belebender Wirtschaftsfaktor. So sind z. B. durch die neun Internationalen Sommerschulen rund 3000 zusätzliche Nächtigungen im Waldviertel erfolgt.

Bürgermeister Josef Maier, Waidhofen/Thaya, Bezirkshauptmann Dr. Franz Scherz, NR Dr. Gün-ter Stummvoll und NR Rudolf Parnigoni würdigten die Leistungen der Waldviertel-Akademie.

Höhepunkt war die Festrede von Univ.-Prof. Dr. Petr Horak von der Universität Brünn, der über die notwendigen und manchmal auch schwierigen Aufgaben einer solchen Kultureinrichtung im Lichte „Europa-Kultur-Vielfalt“ referierte.

Neue NÖN / Gmünd, 3. 6. 1994

Hilfe zur Selbsthilfe: Internationaler Erfolg für Waldviertel-Management

„Hilfe zur Selbsthilfe — für alle, die wollen.“ Unter diesem Motto agiert seit 1982 das Waldvier-tel-Management. Und immer mehr Regionen wie Gemeinden lassen sich davon inspirieren. Jüngster Erfolg: Die kleine Gemeinde Wulkow bei Frankfurt/Oder hat den deutschen Bundes-Umweltpreis

gewonnen. Nachdem das Waldviertel-Management vier Jahre Entwicklungsberatung geleistet hat. „Wulkow ist der lebende Beweis für die Richtigkeit unserer Devise ‚Kapieren statt Kopieren‘“, sagt Richard Greindl vom Management und verweist darauf, daß „ganz nach dem Muster des Waldviertels aus dem leer gewohnten 145-Einwohner-Dorf Wulkow ein deutsches Modellgebiet für eigenständige Wirtschaftsentwicklung nach ökologischen Gesichtspunkten“ geworden ist.

Nun läßt sich Brandenburgs Landwirtschaftsminister persönlich ein vom Waldviertel-Management ausgearbeitetes Regionalentwicklungskonzept präsentieren. Die Spreewald-Region steht ebenso auf Greindls Beratungsliste wie einige Gemeinden in Mecklenburg-Vorpommern und das slowakische Nitra. Mitte Mai wurden von Management, Wulkow und Nitra gemeinsam das „Internationale Seminarzentrum für Regionalentwicklung“ für praxisbezogene Aus- und Weiterbildung ins Leben gerufen.

Neue NÖN /Zwettler Zeitung, 9. Juni 1994

Waidhofen

Neues Archiv für Heimatmuseum

Der Verein Heimatmuseum wird noch heuer ein heimatkundliches Archiv in der Niederleuthner Straße in Betrieb nehmen. Die Stadtgemeinde stellt dem Verein, der in Sachen städtischer Geschichte und Kultur längst zu einem der Aushängeschilder Waidhofens avanciert ist, ein Zimmer zu diesem Zweck in den Räumlichkeiten der ehemaligen Musikschule zur Verfügung. Außerdem wurde von der Stadtgemeinde ein Gutteil der Einrichtungsgegenstände angekauft.

Die Übersiedlung aus dem bisherigen Archiv im Museum in der Schadekgasse war notwendig geworden, weil infolge diverser Schenkungen, Zukäufe und Verlassenschaftsübernahmen die Materialien des Vereins nicht mehr sinnvoll untergebracht werden konnten.

„Unsere Buchbestände werden mehrheitlich im Museum bleiben, unser Primärquellenmaterial aber soll aufgearbeitet, neu archiviert und zentral aufbereitet werden. Auf mittlere Sicht wollen wir unsere Bestände auch computerisiert erfaßbar machen“, erläuterte Dir. Eduard Führer sachkundig die Konzeption für das neue Archiv.

Neue NÖN /Gmünd, 13. 5. 1994

Viel Applaus für Matthäus-Passion

Frenetischer Applaus der Zuhörer belohnte die erstklassige Darbietung der Bach'schen Matthäus-Passion am 29. Mai in der Stadtpfarrkirche. Entsprechend dem musikalischen Stellenwert des zweichörigen und zweiorchesterig angelegten Kunstwerks war das Publikumsinteresse überaus intensiv, die Pfarrkirche bis auf den letzten Platz gefüllt. Fulminant konzertierte der Kammerchor Albert Reiter und der Gemischte Chor des Gesang- und Musikvereines Waidhofen mit dem Gastorchester aus Krens. Sehr gut fügten sich die Gambe, das Spinett und das Orgelcontinuo in das Szenario der vier Klangkörper.

Die Solopartien wurden fast durchwegs von Waidhofnern bestritten, was dem Konzert für die Besucher einen zusätzlichen Reiz gab. So etwa wußte Gerhard Adamowitsch als Jesus zu überzeugen. Ilse Österreicher und Bettine Pichler bestritten meisterlich die beiden Altpartien. Herbert Gaar brillierte als Tenor in der Evangelistenstimme, die in Rezitativen über weite Passagen das „Geschehen“ begleitet. Den Choralsatz des Einleitungschores sangen die Altenburger Sängerknaben.

Die Gesamtleitung der Aufführung lag in der bewährten Hand von Professor Hermann Reiter. Er hat dieses schwierige Stück mit viel Mühe und Einsatz einstudiert und geleitet, aber auch an Sänger und Musiker wurden große Anforderungen gestellt.

Neue NÖN /Waidhofen, 3. 6. 1994

Landesausstellung „Die Fürstenberger“ eröffnet

Bundespräsident Thomas Klestil eröffnete am 11. Mai in Weitra die diesjährige Niederösterreichische Landesausstellung „Die Fürstenberger — 800 Jahre Herrschaft und Kultur in Mitteleuropa“. Die Schau im Weitraer Schloß, die noch bis Ende Oktober täglich von 9 bis 18 Uhr zu sehen sein wird, vermittelt einen Einblick in die faszinierende Geschichte dieses Adelsgeschlechts. Im Mittelpunkt stehen vor allem einzigartige kulturhistorische Exponate, die von den Fürstenbergern — zumindest im 19. Jahrhundert — erworben wurden, darunter die Hohenemser Handschrift C des Nibelungenliedes. Viele der wertvollsten Stücke der Fürstenberg-Sammlung werden bei der Landesausstellung in Weitra erstmals in Österreich gezeigt.

Der glanzvollen Eröffnung folgte ein ausgezeichnete Start: Am Christi-Himmelfahrts-Tag wurden im Schloß Weitra 1578 Besucher gezählt.

Die europäische Geschichte der Fürstenberger war auch Thema der Festansprachen: Baden-Württembergs Ministerpräsident Erwin Teufel wies auf die gemeinsame Geschichte seines Bundeslandes und Österreichs hin. Die frühere Zugehörigkeit der Region zu den Vorderösterreichischen Ländern sei heute noch Teil der Identität Baden-Württembergs. Landeshauptmann Erwin Pröll ging besonders auf die europäische Intention der Ausstellung und auf den Weg Österreichs nach Europa ein.

Bundespräsident Thomas Klestil verwies auf die große Bedeutung der Landesausstellungen in Niederösterreich, die bisher von insgesamt 6,5 Millionen Menschen besucht wurden. Die Ausstellungen hätten zudem immer wieder wichtige Impulse der Denkmalpflege ausgelöst, seien doch dafür eine Reihe von kulturhistorisch bedeutsamen Bauten revitalisiert und renoviert worden. Niederösterreich habe dem wachsenden Kulturtourismus Schätze zu bieten, die ihresgleichen suchen müßten. Klestil verwies weiters auf die große europäische Tradition und Mission Österreichs, die in dieser Ausstellung ihren Niederschlag findet. Er hoffe jedenfalls, daß die Schau in Weitra viele Besucher aus nah und fern anziehen werde, die hier Geschichte und Lebensgefühl erleben würden.

NÖ Landeskorespondenz, 13. 5. 1994

Sonderschau: „Glanz der Mode um 1900“ im Textilmuseum

Zur „Ausstellungsstadt“ wird derzeit Weitra. Neben der Landes- und Bierausstellung gibt es auch eine Schau, die sich mit Mode befaßt. Passender Rahmen für die Sonderausstellung „Glanz der Mode um 1900“ ist das Museum Alte Textilfabrik. Hier wird ein Einblick besonderer Art geboten, der einen Querschnitt durch eine Zeit gibt, die nur mehr wenigen in Erinnerung sein wird.

Alle Exponate stammen aus dem Besitz von Edmea von Mazzarovich, verheiratete Schumann. Eine zu ihrer Zeit begüterte Dame, deren Stand und Herkunft der Betrachter in der Schau sehen kann. Vom Fächer bis zum Spitzenkleid und den dazugehörigen Gebrauchsgegenständen reicht der Bogen. Einige Modelle stammen aus dem Salon der Schwestern Flöge; Emilie Flöge war Freundin Gustav Klimts, der sie auch mehrmals in seinen Bildern verewigte und nach dessen Entwürfen zahlreiche Kleider von den Flöge-Schwestern angefertigt wurden.

Gerlinde Aschauer, Neue NÖN/Gmünd, 9. 6. 1994

Wasserturm soll Schmalspurbahnmuseum werden

Erstmals wurde am 28. Mai der Schmalspurwaggon „Stadt Weitra, Unserfrau-Altweitra“ im planmäßigen Dampfzugverkehr mitgeführt. Die symbolische Übergabe an die Bürgermeister Ing. Klesstorfer und Dir. Müllner erfolgte bei einem kleinen Festakt am Bahnhof Weitra. Dieser Waggon soll für die Fremdenverkehrswerbung der Regionen Weitra und Unserfrau-Altweitra Verwendung finden. Neben den beiden Bürgermeistern waren zur Feier RIWAS-Vorstandsmitglied Dir. Günther Pfandler, Elisabeth Schmid von der Waldviertel Incoming und Christian Pöpperl jun. anwesend. Musikalisch umrahmt wurde der Festakt vom „Waldviertel-Sextett“.

Obmann Karl Marek dankte allen Mitarbeitern sowie den Gemeinden und Spendern für die großartige und beispielgebende Zusammenarbeit und Unterstützung.

Für alle Freunde der Schmalspurbahn gibt es derzeit im Volksheim Weitra eine Fotoausstellung von Ernst Haider. Dabei sind eindrucksvolle Bilder über die Schmalspurbahn zu sehen. Ebenfalls stellt der Künstler Mandy Haumer Werke zu diesem Thema aus.

Eine weitere Attraktivierungsmaßnahme ist derzeit in Arbeit. Im nächsten Jahr soll im alten Wasserturm am Weitraer Bahnhof ein Schmalspurbahnmuseum eingerichtet werden. Derzeit werden alte Einrichtungsgegenstände, Uniformen, Werkzeuge usw. zusammengetragen.

Karin Pollak, Neue NÖN/3. 6. 1994

Ybbs

Stelzenger, Clowns und Dampfdrehorgel

Zum zweiten Mal fand am Dienstag im Rahmen der „Ybbsiade“ das „Brunnenfest“ statt. Trotz kalter Witterung waren wieder viele Besucher gekommen. Im Mittelpunkt standen die Straßenclowns, Stelzenger und das „Ensemble-Theater“ vom Wiener Petersplatz. Zum Bestaunen gab's auch eine Drehorgel mit einer Dampfmaschine als Antrieb. Diese Dampfmaschine aus dem Jahr 1897 war bis 1958 in einer Schlosserei in Wiener Neustadt im Einsatz, ehe sie vor zwei Jahren von Johann Schindler restauriert wurde.

Musik mit für heute schon fremden Klängen brachte Ernesto mit seiner Harfe und seinem Leierkasten den Ybbsern näher. Für die Kinder war am Platz der landesfürstlichen Burg eine Riesen-Hupf-Giraffe aufgebaut. Fehlen durfte natürlich auch nicht der „Ybbsburger“-Stand und die fahrende Bar, die vor allem die Größeren bis ganz Großen anlockte. Alles in allem ein lustiger Nachmittag rund um den Spaßvogelbrunnen. Was sich der steinerne Gaukler bei diesem Treiben wohl gedacht hat?

Neue NÖN/Melker Zeitung, 7. 4. 1994

Zwettl

Von Liebeslyrik bis zu Freß- und Saufliedern

Nicht, wie vor einigen Jahren, die Orff'sche Version, sondern die Originalfassung der Lieder des „Codex Buranus“ aus dem 13. Jahrhundert, die Carmina Burana, stand kürzlich auf dem Programm des vorletzten Jeunesse-Konzertes dieser Saison.

Ein kompetenteres Ensemble als das Clemencic Consort hätte man sich dafür nicht wünschen können. Sechs Herren unterschiedlichster Nationalität unter ihrem langjährigen Leiter Rene Clemencic boten lebendige Musikgeschichte humorvoll verpackt.

Die Vielfalt der Texte in meist lateinischer Sprache — hier leistete das ansprechende Programmheft gute Dienste — von zeitkritischer, religiöser und Liebeslyrik bis zu Freß- und Saufliedern, eingebunden in das ebenso vielfältige Melos der Gregorianik, des Volkstümlichen, der Troubadours und der Minnesänger wurde meisterhaft, vor allem lebendig, einem begeisterten (diesmal auch zahlreichen) Publikum nähergebracht, das die verschiedenen Singweisen ebenso bewunderte wie die zum Teil atemberaubende Technik auf den Originalinstrumenten.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 13. 5. 1994

Ein Brunnen bringt Leben in die Stadt

Kein Bauvorhaben der letzten Jahre hat die Gemüter der Zwettler so erhitzt und die Bevölkerung in Lager gespalten wie die Errichtung eines Brunnens auf dem Hauptplatz durch Friedensreich Hundertwasser.

Auf beiden Seiten (von Befürwortern und Gegnern des Brunnens) wurde viel politisches Porzellan zershlagen. So kann etwa die Vorgangsweise der Mehrheit im Gemeinderat, die jede öffentliche Dis-



Hundertwasser-Brunnen im Alltag
(Foto: M. Karl, Zwettl)

kussion um das Projekt bereits in der Planungsphase zu verhindern suchte, kaum als sehr geschickt bezeichnet werden.

Die Argumentation der Projektgegner, die meist um die befürchtete Verschandelung des gewachsenen Ensembles „Hauptplatz“ kreiste, war auch nicht ganz stichhaltig. Immerhin muß man ihnen aber eine ehrliche Sorge um das Aussehen unserer Stadt zugestehen. Daß auch von dieser Seite manchmal nicht ganz fair argumentiert wurde, ist wohl darauf zurückzuführen, daß die Aggressivität im Laufe der Auseinandersetzung deutlich zunahm. Den Gipfelpunkt der Geschmacklosigkeit erreichte die Diskussion aber, als sich vor der Landtagswahl 1993 ein Mandatar der FPÖ des Themas bemächtigte (in der Meinung, daraus politisches Kapital schlagen zu können) und rassistisch-antisemitische Gedanken ins Spiel brachte.

Seit Pfingsten 1994 hat Zwettl nun den neuen Brunnen auf dem Hauptplatz. Die Eröffnungsfeierlichkeiten, die unzählige Menschen auf den Platz brachten, sind längst vorbei; und nun zeigt sich, daß die Bevölkerung den Brunnen eindeutig annimmt. Wo noch vor wenigen Monaten Autos den Platz beherrschten, tummeln sich jetzt den ganzen Tag über Kinder. Die Brunnenlandschaft mit der unterschiedlichen Bodengestaltung und den Kaskaden lädt ja auch geradezu ein, die Anlage zu erforschen. Aber auch Erwachsene bevölkern den Brunnenbereich, und es sind nicht nur Fremde, die hierher kommen. Zahlreiche Zwettler (Schüler, Angestellte, Verkäuferinnen . . .) verbringen einen Teil ihrer Mittagspause im Bereich des Brunnens. Man sitzt beisammen, der Platz hat eine seiner ursprünglichen Funktionen wiedererlangt, er ist ein Ort der Kommunikation. Ob eine derartige Wirkung auch ein Brunnen in traditioneller Form (Granitschale . . .) erzielt hätte, scheint mir zweifelhaft, vielleicht wirken hier doch die verspielten Formen und Farben in einer besonderen Weise? Vergleiche mit ähnlichen Anlagen wären sicherlich interessant. Und da gibt es auch noch den begrünten Pavillon, der wohl als Zufluchtsort bei Hitze oder Regen gedacht war. Die einsame Bank allerdings, die hier steht, wirkt so, als hätte sie jemand vergessen. Mehrere (mobile?) Sitzgelegenheiten würden dem Grundkonzept wahrscheinlich eher entsprechen.

Zusätzlich bemüht sich die Gemeinde, den Platz durch einen Wochenmarkt zu beleben. Man hat dafür den Freitag ausgewählt, obwohl durch Jahrhunderte in Zwettl der Montag Wochenmarkttag war. Hoffentlich hat man diese Entscheidung nicht leichtfertig getroffen und sie durch eine gründliche Marktanalyse untermauert.

So hat sich also der Hundertwasserbrunnen auf dem Zwettler Hauptplatz zu einem Ort entwickelt, an dem Menschen zusammenkommen, um miteinander zu reden. Vielleicht wird es nun doch möglich sein, daß die Gräben, die dieser Bau innerhalb der Bevölkerung aufgerissen hat, allmählich wieder zugeschüttet und die Konflikte bereinigt werden.

Friedel Moll

Stift Zwettl

11. Orgelfest

Das 11. Internationale Orgelfest wurde am 18. Juni von Abt Dr. Paulus Winkelbauer in einer vollen Stiftskirche eröffnet.

Im Eröffnungskonzert brachte das virtuose Bach-Collegium Leipzig unter Ludwig Güttler Instrumentalwerke von Hertel, Telemann, Bach und Torelli; an der Egedacher-Orgel erklangen überzeugend Orgelwerke von Georg Muffat. Hervorstechend war wiederum Ludwig Güttler mit seiner virtuoseren Trompete. Muffats Toccaten gaben Einblick in die eben erschienene Doppel-CD („Porträt der Egedacher Orgel“), die im Anschluß vom Musikpublizisten Dr. Dobner und Elisabeth Ullmann vorgestellt wurde.

Der Festgottesdienst am Sonntag wurde von den Zwettler Sängerknaben, der Schola Zwettlensis unter der Leitung von Stiftskapellmeisterin Andrea Weisgrab, begleitet an der Chororgel von G. Kramer-Webinger, gestaltet. In der Predigt gedachte Abt Dr. Paulus Winkelbauer der verstorbenen Organisten Dr. Böhm und Dir. Adolf. Anschaulich zeichnete er Möglichkeiten und Aufgaben der Orgel, der „Königin der Instrumente“, auf und verglich diese mit jenen des Menschen im christlichen Leben.

Neue NÖN / Zwettler Zeitung, 23. 6. 1994

Buchbesprechungen

Susanne Pötscher, **Das Phänomen Heimat**. Ein interdisziplinäres Forschungsfeld (= Mitteilungen des Arbeitskreises für Regionalforschung. Sonderband 3, Wien: Arbeitskreis für Regionalforschung 1990) 97 Seiten, 16 Abbildungen, öS 165,—

Bezugsadresse: Arbeitskreis für Regionalforschung, 1130 Wien, Friedenszeile 6

Auch „Heimat“-Forscher müssen sich immer wieder fragen, welchen tieferen Zweck sie mit ihrer Arbeit verfolgen, denn schließlich hat der Begriff „Heimat“ in den letzten Jahrzehnten einen vielfältigen Wandel durchgemacht. Mit Recht wurde vor allem auf die Vereinnahmung und Pervertierung des Heimatbegriffs in der Ära des Nationalsozialismus sehr deutlich hingewiesen. Aus theoretischer Reflexion heraus sind in den letzten Jahren deshalb unzählige Beiträge erschienen, sodaß manchmal die Theorie die angewandte Praxis sogar überrundet hat. Für den lokalen Heimatforscher war es oft schwierig, an die weitverstreute theoretische Literatur heranzukommen. Daher ist das vorliegende Werk, hervorgegangen aus einer Diplomarbeit am Institut für Geographie an der Universität Salzburg, für die Heimatforschung hochwillkommen, weil damit eine umfassende Zusammenschau bestehender Theorien und Forschungsbereiche geboten wird.

Nach „begriffsgeschichtlichen Überlegungen zur Klärung der zahlreichen Konnotationen des Heimatkonzepts“ (S. 4-11; Heimat wird dabei als rechtlich-ökonomischer, romantisch-ländlicher, politischer, kommerzieller und wissenschaftlicher Begriff erfaßt) folgt im vorliegenden Band der Abschnitt „Wissenschaftliche Erkenntnisse zum Phänomen Heimat“. Für besonders wichtig halte ich das Großkapitel „Heimatverlust in der Moderne“, worin die Autorin die Parameter moderne Erziehung, Verlust der Religion, Entmachtung des Individuums, globale Mobilität und gefährdete Identität auf reicher Literaturbasis diskutiert. Es folgt sodann eine Auseinandersetzung mit der Frage, ob „Heimat in der Stadt möglich“ ist, ehe das für mich ebenfalls sehr wichtige Kapitel „Auf der Suche nach Heimat in der Postmoderne“ den Schlußpunkt setzt. Elf A4-Seiten Literaturverzeichnis künden nicht nur von der Belesenheit der Autorin, sondern stellen auch eine wichtige „Heimat“-Bibliographie bis zum Jahr 1989 dar.

In einer Kurzfassung (S. 96/97) faßt die Autorin ihre Ergebnisse zusammen. Sie schreibt dabei unter anderem: „Die Gesamtwirkung der Modernisierung kann als ‚Heimatlosigkeit‘ bezeichnet werden, der die Postmoderne, welche diese Zerstörungskräfte der Moderne mit Entsetzen erkennt und begreift, Einhalt gebieten will. Sie ruft mit dem für manche scheinbar so unsinnigen und bedeutungslosen Wort ‚Heimat‘ zu Widerstand und Kampf auf. Das oft in den Schmutz gezogene Wort wird zum Protestbegriff der neuen regionalen Bewegungen, die . . . neue Wege des ‚Zuhauseins‘ in Gesellschaft und Raum suchen.“ Die Autorin zieht dann die Schlußfolgerung: „Heimat wird nur durch eigenes Handeln, Mitbestimmen und Mitgestalten erworben.“

Dem Buch ist weite Verbreitung zu wünschen, besonders unter allen Heimatforschern und grundsätzlich unter allen Menschen, die sich in irgendeiner Form zur „Heimat“ bekennen.

Harald Hitz

Andreas Greuter/Frank Maier-Solgk, **Reise nach Böhmen** (Dortmund: Harenberg Edition 1993) 176 Seiten, 67 Farbfotografien, öS 232,40

Das vorliegende Buch, das in der Reihe „Die bibliophilen Taschenbücher“ herausgegeben wurde, stellt vor allem eine sehr populäre, lesbare und graphisch reizvoll gestaltete Erörterung über die Kulturlandschaft in Böhmen dar. Das Buch ist in fünf Kapitel gegliedert, in denen die Verfasser (ein Kunsthistoriker und ein Fotograf) den Lesern in den deutschsprachigen Ländern bedeutende tschechische Burgen und Schlösser näherbringen. Die gemeinverständlichen Erklärungen über die bauhisto-

rische Entwicklung der Adelsitze in Mittel-, Süd-, Ost- und Westböhmen seit dem Mittelalter bis zur Gegenwart werden durch Grundangaben über die einzelnen adeligen Besitzer dieser Residenzen ergänzt. Eine besondere Aufmerksamkeit ist den westböhmisches Kurorten gewidmet.

In einigen Absätzen versuchte Frank Maier-Solgek, einen ausführlicheren Überblick über die Hauptepochen der tschechischen Geschichte zu geben. In der Interpretation der geschichtlichen Zusammenhänge sind einige Fehler enthalten: Böhmen kam nicht im Jahr 1526 aufgrund eines Erbvertrages an die Habsburger (S. 7), sondern Ferdinand I. kam in Böhmen aufgrund der freien Wahl der böhmischen Stände auf den Thron. Dieser Zustand galt bis 1545, und erst dann wurden die Erbverträge zwischen den Jagiellonen und Habsburgern anerkannt. Der Verfasser zeigt mangelndes Verständnis für die politische Rolle der böhmischen Ritter vor 1620 (besonders im Fall der Familie Vchynský — S. 34). In der Epoche vor der Schlacht am Weißen Berg läßt sich in Böhmen noch nicht von einem „Grafenstand“ sprechen (S. 9). Kaiser Rudolf II. verlegte seine Residenz von Wien nach Prag nicht im Jahr 1582 (S. 151), sondern ein Jahr später. Die Überlegungen über die Verbreitung der Renaissancekultur nach Böhmen sind nicht gut (S. 151). Der Text weist viele Fehler in der Schreibweise der tschechischen Orts- und Personennamen auf.

Václav Bůžek

Herwig Brauneis, **Die Türme von Znaim**. Skizzen aus dem Weinviertler Grenzland (Wien: Club Niederösterreich 1994) 112 Seiten, 13 Schwarzweißfotos, öS 120,—

Es ist ein in jeder Hinsicht persönliches Buch. Der Autor, ein gebürtiger Weinviertler, heute Hauptschullehrer in der Steiermark, erzählt von sich und seinen Beziehungen zum Weinviertler Grenzgebiet, wobei auch das benachbarte Waldviertel nicht zu kurz kommt. Wir erfahren alles: daß seine Mutter weiter im Weinviertel lebt, seine Gattin gerne Eis isst, die Tante Mitzi und der Onkel Franz in der Hütteldorfer Straße in Wien ein kleines Delikatessengeschäft haben und der Toni-Onkel Bürgermeister von Guntersdorf gewesen ist. Der Aufhänger aber ist die Erinnerung an die Flucht vor den Russen 1945 von Haugsdorf nach Zlabings. Und an diese Reise schließt er immer wieder an. Man könnte das Büchlein eine Reisebeschreibung nennen, ein immer wiederkehrendes Erzählen von den Fahrten nach „drüben“, besser charakterisiert ist es jedoch, wenn man es eine Plauderei nennt. Und da schlägt das Persönliche unvermittelt auf den Leser über. Auch er war — sofern er ebenfalls „Grenzlandfahrer“ ist — in dem vom Autor beschriebenen Restaurant, auch er hat die gleichen Erfahrungen gemacht und die gleichen Gefühle empfunden. Auf einmal ist einem der Erzähler kein Fremder mehr, man erinnert sich auch und hört sich seine Plaudereien gerne an, noch dazu, weil sie in einem amüsanten, ansprechenden Stil geschrieben sind. Es ist also ein Büchlein für die, welche gerne „hinüber“ fahren, und es wirbt geradezu dafür. Es macht Lust darauf und wirbt für Toleranz und Verständnis, obwohl oder gerade weil alle üblichen Vorurteile nicht nur nicht verschwiegen, sondern geradezu genüßlich ausgeschlachtet werden.

Aber das geschieht in einer netten, amüsanten Art und wirkt nie verletzend, ist es doch gekoppelt mit dem Aufruf zu Nachsicht und der Aufforderung, unseren Gästen aus dem Nachbarland die Chance zu geben, „von einem guten ‚Land hinter Raabs‘ sprechen zu können. Von einem guten ‚Rakousko‘. So heißen wir nämlich bei den Böhmen.“ (S. 21.) Beim Tragischen kann der Autor freilich auch ernst werden, bei den 25 verhungerten Iglauer Kindern etwa, die im Juni 1945 von ihren Eltern, vertriebenen Deutschen, bei der Dorfkapelle in Fratres niedergelegt worden waren, das jüngste drei Wochen alt. Daß solche erschütternde Vorfälle aufgrund einer „unverständlichen Völkerfeindschaft“ (S. 82) nie mehr vorkommen, dafür wirbt das Büchlein. Noch dazu, wo doch bekanntlich jeder dritte Wiener „a Behm is“ (S. 50). „Und was wären, bittascheen, unsere vielgepriesenen Politiker und Fußballer ohne ihre böhmischen Vorfahren? Ich möchte mich gar nicht lange mit den Mandataren vergangener Jahre aufhalten, die da Slavik, Sekanina, Veselsky, Maleta, Marek und Kreisky geheißten haben, sondern die zwei letzten Regierungsmannschaften antreten lassen. Mit einem Floh, einem Storch und einem Kuckuck hätte man schon den Grundstein zu einem Streichelzoo legen können; so heißen nämlich Blecha, Cap, Kukacka. Die Liste reicht von Vranitzky über Lichal, Hawlicek, Busek,

Hesoun, Jankowitsch, Michalek, Lacina und Hubinek bis Kostelka, Krejci, Ceska, Watzlawik und Klestil. Dem „Astabschneider“ (S. 50 f.)

Die Plauderei des Herwig Brauneis beginnt und endet mit der zweigeteilten Thayabrücke in Hardegg als einem augenscheinlichen Symbol des Eisernen Vorhanges, die „Auferstehung“ der „totgeglauten Brücke“ (S. 17) jedoch leitete eine neue Epoche des gegenseitigen Kennenlernens von Land und Leuten ein. Dominierend sind auch die titelgebenden imposanten „Türme von Znaim“, doch auch viele andere Grenzorte werden bei der Lektüre anschaulich und einfühlsam geschildert. Der Leser wird Zeuge gepflegter Sauberkeit und grenzenloser Verwahrlosung, und ein gigantischer Strohberg wird dem Autor zum „strohgewordenen Monument des Versagens kommunistischer Planwirtschaft“ (S. 25).

Doch beläßt es Herwig Brauneis nicht bei den Reiseeindrücken. Aufgrund seines fulminanten Assoziationsvermögens wird alles Mögliche gestreift, von der Erklärung, daß man beim Fußballspiel unter „Gurke“ die Kunst versteht, „dem Gegner den Ball so durch die gegrätschten Beine zu spielen, daß sich die Zuschauer wiehernd auf die Schenkel schlagen“ (S. 51) über das „small is beautiful“ des Leopold Kohr (S. 70) bis hin zur Überlegung, daß es ganz reizvoll wäre, wenn die neue niederösterreichische Landeshauptstadt „St. Hippolyt“ hieße (S. 31). Und bei den mehr als 20 wörtlichen Zitaten ahnt man, welch umfangreichen Zettelkasten der Autor haben muß. Nicht nur, daß ihm beim Anblick der fließenden Thaya das Heraklitsche „Alles fließt“ einfällt (S. 17) und er angesichts der Genauigkeit der österreichischen Grenzbeamten an das Bauernfeldsche „Zittere, du großes Österreich, vor deinen kleinen Beamten!“ denkt, neben vielen anderen bemüht er auch Jean Paul, Victor Hugo und sogar Leonardo da Vinci, und jenen „haiderophilen Österreichern“, die überall nach germanischen Wurzeln suchen, schleudert er ungerührt den Alfred Polgar-Ausspruch entgegen „Der Österreicher ist so deutsch, wie seine Donau blau ist“ (S. 61). Doch obwohl an der Konzeption etwas zu bemängeln scheint, ist man dem anregenden Plauderer deswegen nicht böse. Man folgt gerne seinen Gedanken und möchte auch keine seiner Abschweifungen missen. Die Aufnahmen sind aussagekräftig; eine Textierung wäre gut gewesen, der aufmerksame Leser kommt aber auch ohne eine solche aus.

Das Büchlein wurde vom Club Niederösterreich herausgegeben und durch dezente Inserate gesponsert. Die Förderer haben eine gute Wahl getroffen, und der Dank der zufriedenen Leser ist ihnen gewiß. Es ist ein interessantes, unterhaltsames und bereicherndes Buch, trägt bei zur Völkerverständigung und regt an zu (weiteren) Besuchen des reizvollen Nachbarlandes. Auch die Waldviertler sollten zu dem Büchlein greifen, und das nicht nur deswegen, weil der „Waldviertler Bitterlikör“ aus der Landschaftsapotheke in Raabs zweimal ausdrücklich erwähnt wird. *Anton Pontesegger*

Otto Moog/Hasko Nesemann/Thomas Ofenböck/Claus Stundner, **Grundlagen zum Schutz der Flußperlmuschel in Österreich** (Schaan/Fürstentum Liechtenstein: Bristol-Stiftung Zürich, Ruth und Herbert Uhl — Forschungsstelle für Natur- und Umweltschutz 1993) 233 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Tabellen, öS 200,—

Bezugsadresse: Bristol-Stiftung, c/o M. F. Broggi, Schaan, Bretscha 22, Fürstentum Liechtenstein

Die Gewässer des Inn-, Wald- und Mühlviertels wurden auf das Vorkommen von Flußperlmuscheln untersucht. Dabei zeigte sich, daß nur mehr 65 Prozent der Fläche des ursprünglichen Verbreitungsgebietes besiedelt werden. Die Zahl der überlebenden Muscheln wird auf ca. 45 000 (Innviertel 400-700, Mühlviertel 28 000, Waldviertel 18 000) geschätzt, der Bestand um das Jahr 1800 auf ungefähr 2-3 Millionen. Bei der Untersuchung der Gewässer wurde festgestellt, daß kaum Jungmuscheln vorhanden sind, die Populationen also stark überaltert sind.

Die Ursachen für den Rückgang sind: Schutzwasserbau, Landgewinn, Trockenlegungen, Landnutzung, Nutzung der motorischen Kraft des Wassers, Abwasserbelastung, Überdüngung und Versauerung. Wegen der komplizierten Entwicklung der Muscheln können wir über den Grund des Ausbleibens von Jungmuscheln nur Spekulationen anstellen. Die von den Muttertieren ausgestoßenen Larven (Glochidien) müssen sich an den Kiemen von Bachforellen anheften — wobei diese allerdings

nicht gestört werden — und einige Zeit parasitisch leben. Die fertigen Jungmuscheln lassen sich dann abfallen und leben für drei bis fünf Jahre in den Lückenräumen des Bachgrundes — diese Zeit dürfte auch die gefährlichste sein. Erst mit 15 Jahren beginnen sich die Muscheln fortzupflanzen. Sie können ein Alter von 100 Jahren erreichen.

Maßnahmen zur Rettung könnten sein: Verbesserung der Qualität des Wassers und des Uferbewuchses (vor allem muß auch der noch immer zunehmenden Verfichtung entgegengewirkt werden) und Wiederbesiedlungsversuche mit künstlich infizierten Forellen. Ein Umsetzen von erwachsenen Muscheln ist nicht zielführend und führt in der Regel zum Absterben.

Eigentlich sollte die Flußperlmuschel das Wappentier des Wald- und Mühlviertels sein, da es das typische Lebewesen unseres Granit- und Gneishochlandes ist, und keine Anstrengung dürfte uns zu hoch oder teuer sein, um diese interessante Tierart ins nächste Jahrtausend mitnehmen zu können bzw. ihre Wiederausbreitung zu fördern.

Peter L. Reischütz

Erhard Kraus (Hg.), **WWF-Artenschutzprogramm Fischotter** (Wien: Forschungsinstitut WWF Österreich Heft 11/1994) 64 Seiten öS 150,—

Bezugsadresse: WWF, 1160 Wien, Ottakringer Straße 114-116

Dieses sehr informative Bändchen gibt einen Überblick über den Stand der Forschungen zur Fischotterproblematik. Einerseits ist der Fischotter eine vom Aussterben bedrohte Tierart, die stark im Rückgang ist, andererseits kann aber aus der Zunahme der Tiere, die dem Straßenverkehr zum Opfer gefallen sind, und aus der Steigerung der gemeldeten Schadfälle aus der Fischwirtschaft geschlossen werden, daß gerade im oberen Waldviertel die Zahl der Otter steigend ist. Um eine Konfrontation mit den Teichbesitzern zu vermeiden, werden nachgewiesene Schäden durch den Fischotter ersetzt und Versuche mit Elektrozäunen zur Otterabwehr gestartet.

Weitere Arbeiten beschäftigten sich mit der qualitativen und quantitativen Zusammensetzung der Fischfauna von Reißbach, Braunaubach und Kleinem Kamp und mit dem Vorkommen der Flußperlmuschel im Kleinen Kamp und im Purzelkamp. In letzterem ist der Bestand noch erfreulich hoch und einer der bedeutendsten in Mitteleuropa. Allerdings starben im Jahr 1992 ein Viertel bis ein Drittel der Tiere ab. Vermutlich verblieb dem Fluß aufgrund des extrem trockenen Sommers wegen der Wasserentnahme durch Kleinkraftwerke eine zu geringe Restwassermenge.

Inhalt des Bandes:

Kraus E.: Zwischenbericht über das WWF-Projekt Fischotter, S. 4-5.

Bodner M.: Fischotter und Teichwirtschaft — vorläufige Ergebnisse des WWF-Projektes, S. 6-11.

Gutleb A. C.: Todesursachenforschung Fischotter, S. 12-25.

Spindler T.: Fischereiliche Untersuchung ausgewählter Waldviertler Bäche, S. 26-42.

Kaufmann Th. K., H. Neseemann & G. Woschitz: Die Flußperlmuschel (*Margaritifera margaritifera*) im Gewässersystem des Kleinen Kamp, S. 43-54.

Kaufmann Th. K., H. Neseemann & G. Woschitz: Aktuelle Situation und zukünftige Bestandsentwicklung der Flußperlmuschel (*Margaritifera margaritifera*) im Purzelkamp, S. 55-64.

Peter L. Reischütz

Christian Pfister, **Bevölkerungsgeschichte und historische Demographie 1500-1800** (München: R. Oldenbourg Verlag 1994, Enzyklopädie deutscher Geschichte Bd. 28), 151 Seiten, broschiert, öS 233,—, Leinen öS 531,—

Otto Brunner hat als einer der ersten und kompetentesten Autoren nicht nur die Bedeutung lokalgeschichtlicher Forschung für die moderne Geschichtswissenschaft betont, sondern auch bevölkerungsgeschichtliche Aspekte in die Untersuchung eines lokalen Beispiels eingebracht. In seiner Arbeit über „Die geschichtliche Stellung der Städte Krems und Stein“, erschienen zu deren 950-Jahr-Jubiläum 1948, erstellt Brunner, ganz unter dem Eindruck der seinerzeit epochemachenden agrar-

geschichtlichen Forschungen W. Abels stehend, den supralokalen historischen Rahmen für eine thematisch stark eingegrenzte lokale Untersuchung.

Seit Abel sind nicht nur in der wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Forschung, sondern ganz allgemein in der historischen Demographie Entwicklungen, ja Umbrüche größten Ausmaßes zu verzeichnen, welche diese Teildisziplin historischer Forschung zu einem Forschungsgebiet gemacht haben, die sich aufgrund eines hohen Spezialisierungsgrades, aufgrund der Notwendigkeit, zahlreiche und oft nicht leicht zugängliche Arbeiten konsultieren zu müssen, und nicht zuletzt aufgrund des vielfach unersetzlichen interdisziplinären Anspruchs, verbunden mit ständig zu vollziehender Methodenreflexion, dem Heimatforscher mehr und mehr entzogen hat. Wie wichtig es aber gerade in diesem Stadium der Forschung ist, Untersuchungen lokal bzw. regional begrenzter Thematik zu erarbeiten, zeigt der gegenständliche Forschungsbericht Pfisters m. E. sehr deutlich. Auf die Grobgliederung der stets gleich strukturierten Bände dieser wertvollen Oldenbourg-Reihe braucht hier nicht mehr eingegangen zu werden: Der eingangs gebotene „enzyklopädische Überblick“ wird im forschungsgeschichtlichen bzw. literaturbezogenen Kapitel präzisiert; ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis beschließt den Band. Ausgehend von einer glücklicherweise nicht nur auf das historische Heilige Römische Reich bzw. das Deutsche Reich in seinen Grenzen von 1914 beschränkten geographischen Perspektive, in welcher auch die Schweiz — der Autor ist ein Schweizer Gelehrter — und Österreich, hier vor allem in Gestalt von Mitterauers wichtiger und gebührend gewürdigter Familienforschung, entsprechend berücksichtigt werden, stellt Pfister Quellen und Methoden der Bevölkerungsgeschichte vor; Bevölkerungsentwicklung, Heiratsmuster (unter besonderer Berücksichtigung des in der Forschung bereits teilweise korrigierten „European Marriage Pattern“), Illegitimität, Fruchtbarkeit, Sterblichkeit, Wanderungen und räumliche Varianten generativer Verhaltensweisen (Bevölkerungsweise der Stadt, proto-industrielle Bevölkerungswise, Alpenraum und Küstengebiet) sind die einzelnen Bereiche dieser Disziplin, welche hier in Form historischer Längsschnitte sowie literaturbezogener Querschnitte behandelt werden. Nicht zuletzt aufgrund der bereits angedeuteten Verquickung historischer demographischer Fragestellungen mit ökologischen, ökonomischen, herrschaftlichen u. a. Komponenten kann diese wertvolle Einführung vom Rezensenten nur wärmstens empfohlen werden.

Ralph Andraschek-Holzer

Heinz Schilling **Die Stadt in der frühen Neuzeit.** (München: R. Oldenbourg Verlag 1993, Enzyklopädie deutscher Geschichte Bd. 24) 148 Seiten, broschiert, öS 233,—, Leinen öS 531,—

Der vorliegende Band ist, wie alle Bände dieser verdienstvollen Reihe des Oldenbourg-Verlages, in drei große Abschnitte gegliedert. Der erste Abschnitt bietet einen „enzyklopädischen“ Überblick über die Entwicklung der Stadt in der frühen Neuzeit, wobei der Autor besonders der Frage nachgeht, ob die Stadt im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation vom Ende des Mittelalters bis ins 19. Jahrhundert im Gegensatz zu anderen europäischen Städten eine Phase der De-Urbanisierung erlebte, wie in der bisherigen Forschung immer angenommen wurde. Schilling betont, daß es heute zu differenzieren gilt: Die Zeit zwischen 1500 und 1800 war für die deutschen Städte sicher keine Zeit der markanten Wachstumsphase; es kam zu nur wenigen Städtegründungen. Dennoch gab es im Reich, das eine Landschaft der Klein- und Mittelstädte war, eine sehr hohe Verstädterung, wenn man nicht nach den wenigen einwohnerreichen Metropolen rechnet.

Das österreichische Städtewesen wird aus den hier dargelegten Betrachtungen nicht ganz ausgeklammert, in erster Linie zieht Schilling aber Wien als Beispiel heran, vor allem wenn es um demographische Fragen im Vergleich zu anderen Städten geht. Der Autor bietet im folgenden einen Überblick über die frühneuzeitliche Städteentwicklung in wirtschaftlicher, kultureller und sozialer Hinsicht. An dieser Stelle wäre eine etwas ausführlichere Behandlung der verschiedenen Städtetypen in ihrer historischen Bedeutung, wie z. B. Reichs-, Bischofs-, Universitätsstadt etc., dem Verständnis des Lesers sicher dienlich. Schilling geht zwar im 2. Kapitel auf einige Städtetypen ein, behandelt aber hier eher Fragen der Forschung.

Das zweite große Kapitel, „Grundprobleme und Tendenzen der Forschung“ überschrieben, beschäftigt sich dann mit methodischen Fragen der Städteforschung. In diesem instruktiven Abschnitt seines Werkes stellt Schilling ältere Forschungsthesen, die heute großteils als überholt angesehen werden können, vor und konfrontiert diese Konzepte vor allem mit solchen aus dem angelsächsischen Raum; diese sind im Gegensatz zu den deutschen nicht auf das 19. Jahrhundert beschränkt und lassen so auch für Deutschland eine Neubewertung der Stadtgeschichte zu. In diesem Kapitel beschäftigt sich der Autor weiters mit verschiedenen Aspekten der Erforschung von Stadt und Bürgertum in der Neuzeit, wie etwa dem Verhältnis zwischen Stadt und Territorialstaat, der städtischen Verwaltung und vor allem religionspolitischen Belangen (Stadt und Reformation, Städte mit christlichen oder jüdischen Minderheiten etc.). Auch hier kann der Autor auf Grund seiner fundamentalen Kenntnis von Forschungslage und Literatur interessante Entwicklungsstränge aufzeigen.

Das dritte große Kapitel bietet eine Fülle von Angaben über Forschungszentren zur Stadtgeschichte, zu Bibliographien, allgemeinen Nachschlagewerken etc. bis hin zu einem umfangreichen Literaturverzeichnis zu einzelnen Themen der Stadtgeschichte. Das vorliegende Werk wird sicher auch von österreichischen Wissenschaftlern und Laien mit großem Gewinn gelesen werden, sind doch die Fragen der Methodik überall die gleichen, und ermöglicht es doch gerade das Kapitel über „Grundprobleme und Tendenzen der Forschung“, den eigenen oder rezipierten Standpunkt neu zu überdenken und in seinen Konsequenzen zu hinterfragen.

Martina Fuchs

Eva Dollfuß, **Mein Vater. Hitlers erstes Opfer** (Wien-München: Amalthea 1994) 368 Seiten, mit 55 Abbildungen und Dokumenten, öS 368,—

Als Symbolfigur und Feindbild charakterisierte Karl Gutkas den ermordeten Bundeskanzler im Jahr 1992 anlässlich des 100. Geburtstages. Diese gegensätzliche Beurteilung blieb in der älteren Generation bis zu einem gewissen Grad erhalten, während die jüngeren Menschen einer solch polarisierenden Zuordnung widerstreben, allerdings in der Beurteilung der Zeit, die sie nicht mehr erlebt haben, unsicher sind.

Nun ist zeitgerecht zum 60. Todestag die von der Tochter Eva Nicoladoni-Dollfuß verfaßte Biographie erschienen, die natürlich viele authentische Angaben enthält. Innere Anteilnahme und Wärme der Darstellung entspringen aus den verständlichen Gefühlen der Pietät der Tochter für den Vater, bei dessen Tod sie ja noch nicht einmal sechs Jahre alt war. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß eigentlich drei Frauen an der Entstehung des Buches beteiligt sind. Der Keim für das Buch wurde wohl in den Aufzeichnungen für ihre „lieben Kinder Eva und Rudi“ gelegt, die Frau Alwine Dollfuß 34 Jahre vor ihrem Tod 1939 in England geschrieben hat. Schon im Frühjahr 1986 erzählte die Autorin dem Rezensenten von dem Plan des Buches und dessen apologetischem Charakter, wie er auch im Vorwort zum Ausdruck kommt. Der unerwartete Tod von Eva Nicoladoni-Dollfuß im Jänner 1993 drückte der Enkelin des Bundeskanzlers, Dr. Claudia Tancsits, die Feder zur Fertigstellung des Manuskriptes in die Hand.

Ohne es im Detail nachweisen zu wollen, gewinnt man bei der Lektüre des Buches den Eindruck, daß die Tochter viel vom Temperament und den Charakteranlagen des Vaters geerbt hat. Auch in sachlicher Hinsicht ist die Autorin bemüht, Gedankengänge und Absichten des Vaters nachzuvollziehen. So hatte der Kammeramtsbeamte Dr. Dollfuß durchaus Sympathien zur Arbeiterschaft entwickelt, und der spätere Bundeskanzler hat sich wiederholt bemüht, mit der sozialdemokratischen Führung im Kampf gegen den Nationalsozialismus in Einklang zu kommen.

Bezeichnend in dieser Hinsicht ist auch die Erwähnung der einzigen und frühen Begegnung mit Bruno Kreisky (S. 61/62). Trotzdem wird die Kritik an manchen Maßnahmen der Politik des Bundeskanzlers, besonders nach der Ausschaltung des Nationalrates, nicht verstummen.

Während das gespannte Verhältnis des Bundeskanzlers zu Emil Fey schon immer bekannt war, dürften die ebenfalls bestehenden Differenzen mit Dr. Schuschnigg den meisten Lesern neu sein. Die

vielen im Buch enthaltenen Zitate stellen eine willkommene Bereicherung des Inhalts dar. So enthält z. B. ein Auszug von Graf Richard Coudenhove-Kalergi eine treffliche Charakterschilderung des Bundeskanzlers: „Dollfuß war furchtlos, großzügig, klug und eigensinnig. Er war ein echter Österreicher, aber kein Wiener. In ihm war nichts von der kosmopolitischen Dekadenz dieser überkultivierten Weltstadt. Er war ein Kind des Landes, der sanften Hügel und Wälder Niederösterreichs. Der gesunde Menschenverstand des Bauern hatte in ihm alle Studien überdauert. Seine Karriere beruhte nicht auf Parteipolitik, sondern auf seinen hervorragenden Leistungen als Generalsekretär der landwirtschaftlichen Genossenschaften, die ihm das Vertrauen der österreichischen Landbevölkerung sicherten“ (S. 217/218). Coudenhove-Kalergi war von Dollfuß begeistert, und dieser war davon überzeugt, den Europa-Gedanken im Interesse Österreichs einsetzen zu können. Der Kanzler übernahm das Ehrenpräsidium des Österreichischen Paneuropa-Komitees. Der Vorkämpfer der Selbständigkeit Österreichs war eben auch ein überzeugter Europäer.

Das Buch ist in 28 Kapitel gegliedert, daher leicht lesbar. Auch die Fotos und sonstigen Illustrationen entsprechen den Erwartungen. Eine Zeittafel im Anhang, die vom Geburtstag bis zum Todestag reicht, erleichtert die Übersicht. Die Rede des Kanzlers zur Einführung der ständestaatlichen Verfassung am 1. Mai 1934, die als Höhepunkt im Leben des Bundeskanzlers angesehen wird, ist vollständig abgedruckt. Anmerkungen, Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Namensregister vervollständigen dieses Buch über „Hitlers erstes Opfer“.

Franz Trischler

Eva Bakos, **Landschaften für Genießer. Waldviertel — Wachau — Weinviertel** (Wien: Jugend & Volk Sachbuch 1994) 226 Seiten, 138 Farbfotos, 1 Karte, öS 368,—

Eva Bakos ist ein sympathischer Reiseführer-Profi (eine weibliche Form des Wortes gibt es leider nicht). Nach „Friaul — Triest — Venetien“, „Venedig“ und „Wien“ (bei DuMont) können sich nun Waldviertel, Wachau und Weinviertel glücklich schätzen, von ihr vorgestellt zu werden. Und dazu, wie sie es macht, sei vorweg gesagt: Besser geht's nicht.

Das Buch ist jedoch kein Reiseführer der üblichen Art, sondern ein Landschaftsbuch, das die Stimmung einfängt und einlädt zu einer Reise ins „Unbekannte im Bekannten“ (S. 5). Nach der Lektüre wird auch der Kenner zugeben müssen, Neuentdeckungen gemacht zu haben, denn es fehlt schlechthin nichts.

Glaut man, eine Lücke gefunden zu haben, stellt man über kurz oder lang fest, daß das Vermißte an anderer Stelle auftaucht, spätestens im handfesten Informationsteil am Schluß des Buches. Der Stil ist bewundernswert knapp und sagt trotzdem alles aus. Dabei ist das, was sich so leicht liest, das Ergebnis intensiven Recherchierens. Für den Leser jedoch ist es eine angenehme Lektüre, eine gedruckte Plauderei, bei der die Autorin aus der Fülle ihres Wissens schöpft.

Die Essays lassen die Vielfalt der charakterisierten Landschaften lebendig werden. Alles ist da: Natur und Kultur, die Kreativität der Gourmetlokale ebenso wie die Ruhe der dörflichen Sommerfrische, die „Renaissance der Bauernmärkte“ (S. 27), der Wein und das Bier, Schaf- und Ziegenkäse, Erdäpfel, Mohn und Spargel, Anglerfreuden und „Schlösser, die nicht im Monde liegen“ (S. 71), die Büttenspapier-, Glas- und Jugendstilmöbelerzeugung sowie das moderne Design im Bandkramerlandl. Von der stillen Einkehr in Klöstern und Kirchen ist die Rede und auch von Wünschelrutengängern und der „Erfassung feinenergetischer Schwingungseffekte“ (S. 134), von den Donauauen und den Schlössern beiderseits (!) der Thaya, den Sommerfestspielen, dem Multitalent Warlamis und — frei nach Brecht — dem „guten Menschen von Gars“ Willi Dungal. Doch auch die wirtschaftlichen Schattenseiten werden nicht verschwiegen und die Entsiedlung der Siebentausend aus dem Raum Döllersheim. Und den Schluß machen die cholesterinarmen „grünen Eier“ in Drosendorf und das Nonsense-Museum in Herrenbaumgarten. Das sind aber nur trockene Hinweise, die auch nicht annähernd einen Eindruck vom Reiz des Buches vermitteln, das kann nur die eigene Lektüre. Auch wer schon mehrere Bücher über das Waldviertel und die Wachau besitzt, sollte sich das Buch besorgen. Für jeden Liebhaber dieser Landschaften ist es unverzichtbar.

Die Illustrationen — durchwegs in Farbe — sind prachtvoll und oft photographische Kunstwerke. Farbige Zitatseiten zwischen den einzelnen Kapiteln bringen Ausschnitte aus einschlägigen Büchern. Beim Kapitel über Döllersheim ist es ein Zitat aus den „Kindheitserinnerungen an die alte Heimat“ von Leopold Topf aus „1938. Davor — Danach“ von Friedrich Polleroß in der Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes. Eine gute Karte ergänzt die Ausführungen.

Der detaillierte Informationsteil ist vom Druck und Papier her deutlich vom nicht minder informativen Essayteil getrennt. Mehr Verwendung von Fettdruck hätte die Hinweise übersichtlicher gemacht. Daß der Wösendorfer Florianihof zwar mit richtiger Adresse angegeben, aber unter Krems geführt wird, ist nicht aufregend. Das Buch ist in jeder Hinsicht sorgfältig hergestellt, ein Buchstabensturz ist aber doch passiert. Während nämlich der Autorennamen Komlosy auf Seite 211 richtig gedruckt ist, hat sich auf Seite 94 ein Druckfehler eingeschlichen.

„Waldviertel — Wachau — Weinviertel“ ist ein Reisebuch, das „beim Lesen den Mund wäßrig macht und die Ungeduld weckt, nachzuschauen, ob mir das Beschriebene auch so gut gefällt wie dem Autor“ (S. 5). Es lädt ein zum Kennenlernen und Genießen der beschriebenen Landschaften und wird sicher auch die Waldviertler, Wachauer und Weinviertler zu so manchem neuen Ausflug anregen. Vielleicht sogar noch heuer.

Anton Pontesegger

Hans Schaumberger (Hg.), **Weinviertel. Natur- und Kulturlandschaft** (Wien: Verlag Christian Brandstätter 1993) 192 Seiten mit 125 Farbabbildungen, öS 980,—

Nach Meinung von Autoren und Verlag versteht sich dieser repräsentative Weinviertel-Band im Großformat (24x29 cm) „als eine Aufforderung zum neugierigen Sehen, zum wachen Erleben, zum An- und Begreifen eines ebenso unterschätzten wie poesievollen Landstrichs, ...“. Unter der kundigen Herausgeberschaft von Hans Schaumberger, dem wir schon den wunderschönen Waldviertel-Band (siehe die Rezension in dieser Zeitschrift 42 /1993, H. 1, S. 85-87) verdanken, haben Autor Christoph Wagner (bekannt als „Kurier“-Kolumnist und vor allem als „Gault Millau“-Gourmet) und der Fotograf Lois Lammerhuber (aus der prachtvollen Zeitschrift GEO bekannt) dieses Vorhaben hervorragend eingelöst.

Wer einen derartigen Band erwirbt, erwartet von den Fotos mindestens genausoviel Aussage wie von den Texten. Lois Lammerhubers meisterhafte Bilder erfüllen diesbezüglich wohl alle Wünsche. Er beherrscht die Detailfotografie ebenso wie die Technik des großen Überblicks. Dadurch ist ein Bildband entstanden, der auch hohe ästhetische Ansprüche befriedigt. Daß in den Abbildungen die Menschen, besonders im Zusammenhang mit dem Wein, nicht zu kurz kommen, ist besonders erfreulich.

Dazu passen die Texte von Christoph Wagner, in dessen Beiträgen der Bezug zum Wein und zum Weinbau sehr häufig dominiert. Wagner führt eine leichte Feder, sodaß seine Essays angenehm lesbar sind. Gerade im Zusammenhang mit der Schilderung der Weinbauern erweist er sich auch als scharfer Beobachter ihres Alltags und ihres Lebensstils — was übrigens auch für die Schilderung des „Kirito's“ zutrifft. Gerne hätte ich auch über den heute so zahlreich vorkommenden „Weinviertler Pendler“ ähnlich liebevolle Gedanken gelesen.

Nicht ganz so zufrieden kann man mit dem — an sich lobenswerten — Abschnitt „Weinviertel wörtlich. Wissenswertes von A bis Z“ (Seite 169 - 192) sein. Einige Flüchtigkeitsfehler mindern den Wert dieses kleinen Weinviertel-Lexikons. Mitterretzbach liegt nämlich nicht an der Grenze zur Slowakei (S. 183), auch Retz grenzt nicht an die Slowakei (S. 187)! Auf S. 183 werden in die Schalensteine wieder viele „Geheimnisse“ hineininterpretiert. Das Weinviertel ist wenig industrialisiert — aber die Ursache dafür liegt nicht in „der ständigen Bedrohung in der Grenzlage“ (S. 178), sondern in anderen Kriterien. Der Begriff Industrie wird überhaupt undifferenziert verwendet, indem „der 1438 errichtete Kalkofen bei Staatz“ (S. 179) als „erster Weinviertler Industriebetrieb“ angesprochen wird! Auf derselben Buchseite hätte bei der Mistelbacher Molkerei erwähnt werden sollen, daß sie bereits geschlossen ist. In der Klimabeschreibung des Weinviertels auf S. 180 treten ebenfalls einige

Ungereimtheiten auf. Im Weinviertel dominiert das pannonische Klima, das aber kein richtiges „Steppenklima“ ist. Eine Jahresmitteltemperatur von 6-7° C trifft für das obere Waldviertel zu, aber für keinen einzigen Weinviertler Ort: Richtig wäre ein mittlerer Wert von etwa 9° C! Die Sonnenscheindauer wiederum beträgt nicht überall im Weinviertel „rund 1800 Stunden im Jahr“ — die Stadt Retz etwa weist einen Mittelwert von 1563 auf, was ja auch nicht wenig ist. Nicht den Kern der Sache trifft das Stichwort zur „Geologie“ (S. 174/175): Die Kalkklippen sind nicht „ein entfernter Alpenausläufer“, sondern ein Rest der Karpaten, weshalb das westliche Weinviertel auch als „Karpatenvorland“ bezeichnet wird. Ein Hinweis auf die Zugehörigkeit des östlichen Weinviertels zum Wiener Becken fehlt überhaupt. Prächtig sind allerdings die Holzschnitte des Graphikers Franz von Zülow!

Insgesamt ist das Buch eine „Liebeserklärung an das Weinviertel“ und vermittelt dem Leser und Betrachter eine Ahnung vom vielbeschworenen „Geist einer Landschaft“. Es eignet sich vorzüglich als Geschenk — an andere nette Menschen oder einfach an sich selbst.

Harald Hitz

Helmut Obermayr (Hg.), **Schmankerln aus dem Gemüsegarten**. G'schmackige Köstlichkeiten aus heimischer Ernte. Die besten Rezepte aus dem Eferdinger Landl, gesammelt von Puppinger Frauen (Linz: Landesverlag im Veritas-Verlag 1994) 159 Seiten mit 20 Farbbildungen und zahlreichen Schwarzweißabbildungen, öS 248,—

Im Jahr 994 starb der heilige Wolfgang, Bischof von Regensburg, in der Gemeinde Puppung im Eferdinger Becken. 1994 beschlossen daher die Puppinger Frauen, anlässlich des 1000-Jahr-Jubiläums der Gemeinde ihre Gemüserezepte zu veröffentlichen! Kraut, Rüben und Erdäpfel, durch Mehl und Schmalz angereichert, waren für einen Großteil der Bevölkerung die Hauptnahrungsmittel der letzten Jahrhunderte. Durch die Verwendung von Folien und Vliesen gelang es, auch in unseren Breiten Gemüsesorten zu produzieren, die wir früher aus dem Süden importieren mußten. Die geänderten Produktionsmethoden und die Konsumentenwünsche führten dazu, daß schon über 70 verschiedene Gemüsearten auf den bäuerlichen Feldern Oberösterreichs angebaut werden.

Dieses Kochbuch bietet eine großartige Vielfalt von Zubereitungsmöglichkeiten für Gemüse mit und ohne Fleisch an. Der Aufbau der Rezepte erfolgt nach Gemüsefamilien, die wiederum in Vorspeisen, Hauptspeisen und Beilagen gegliedert sind. Hinweise für marktgerechten Einkauf, gute Lagerung und gesunde Zubereitung von Gemüse fehlen nicht. Man kann wirklich hoffen, daß diese wohlschmeckenden und gesunden „Gemüsespeisen“ von vielen Leuten in die Mitte des Tellers gerückt werden und nicht am Rande bleiben.

Pia Rabl

Gerald Dick (Hg.), Beiträge zur Waldviertel-Forschung: **Das Waldviertel als Natur- und Kulturraum**. Festschrift aus Anlaß des 10jährigen Bestandsjubiläums des Instituts für angewandte Öko-Ethologie in Rosenberg (Rosenburg — Wien: Verein für Ökologie und Umweltforschung 1994) 152 Seiten mit vielen Schwarzweiß-Abbildungen, Karten und Diagrammen, öS 120,—
Bezugsadresse: Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg, 1090 Wien, Glasergasse 20/3

„Das dieser Schrift zugrunde liegende Konzept war die Idee, eine Plattform für waldviertelspezifische Themen zu schaffen“ — mit diesem Satz des Herausgebers ist der Ansatz dieser hochinteressanten Festschrift klar umrissen. Mit ihr präsentiert sich auch das Institut, das in der ehemaligen Rauschermühle in Rosenberg am Kamp seinen Sitz hat, eindrucksvoll der Öffentlichkeit.

Im vorliegenden Band finden sich sechs längere und acht kürzere Beiträge sowie eine Publikationsliste des Rosenburger Instituts. Ich möchte daher nur auf einige Aufsätze hinweisen. „Wald und Waldviertel“ (S. 19-40) nennt Anton Krapfenbauer, Professor für Waldökologie an der Universität für Bodenkultur in Wien, seinen instruktiven Beitrag. Nach einer konzisen, aber gehaltvollen Einführung in die Geomorphologie unseres Landesviertels widmet er sich der Waldgeschichte des Waldviertels, um schließlich die Probleme der Gegenwart aufzuzeigen: Baumartenverteilung und Forstaufschließung werden ebenso angesprochen wie Holzvermarktung und Waldverjüngung. Auch

dem Nutzungskonflikt Wild — Wald ist ein eigener Abschnitt gewidmet. Ein kleiner Einwand: Der Ortsname Göpfritz weist sicher nicht auf slawische Besiedlung (S. 27) hin, sondern ist ein genetivischer Ortsname zum althochdeutschen Personennamen Gotafried. Auffällig erschien mir, daß im Literaturverzeichnis das Standardwerk „Geologie von Österreich“ (Band 3, 1986) von Alexander Tollmann nicht aufscheint. Der Beitrag dürfte unter Zeitdruck gesetzt worden sein, weil etliche Beistrichfehler vom Lektorat übersehen wurden — was aber nichts am bedenkenswerten Inhalt des Aufsatzes ändert.

Aufmerksamkeit verdient auch der Aufsatz „Zur Landschafts- und Vegetationsökologie des Waldviertels“ von Thomas Wrška (S. 41 -58), worin eine beachtenswerte Zusammenschau der Naturfaktoren in Kombination mit der Kulturlandschaftsentwicklung geboten wird. „Teiche als Elemente der Kulturlandschaft des Waldviertels“ (S. 97 -109) lautet der Titel des Beitrages von Erich Steiner, worin er die im Waldviertel betriebene Art der Teichwirtschaft „als naturnahe Fischproduktion“ (S. 108) bezeichnet. Fritz F. Steininger (Professor am Institut für Paläontologie an der Universität Wien) und Reinhard Roetzel verfaßten „Beiträge zu einer präquartären Landschaftsgeschichte des östlichen Waldviertels und des Kamptales“ (S. 111 - 118) und bieten darin einen substantiellen Abriss der geologisch-paläontologischen Entwicklung des Waldviertels. Hingewiesen sei auch auf die Liste der Brutvögel des Waldviertels und die Tabelle der Brutvögel der Roten Liste im Waldviertel im Aufsatz „Einfluß von Landschaftsveränderungen auf die Avifauna des Waldviertels anhand ausgewählter Leitarten“ von Leopold Sachslehner, Alois Schmalzer und Peter Sachl (S. 59-95).

Unter den kleineren Beiträgen möchte ich vor allem Heinrich Wohlmeyers Aufsatz „Hat das Waldviertel Zukunft?“ (S. 119 - 124) erwähnen. Der Untertitel „Skizze einer zukünftigen Entwicklung mit besonderem Augenmerk auf die Land- und Forstwirtschaft als Lebensbasis im humanethologischen Bezug“ gibt präzise den Inhalt seiner Gedanken wieder. Diesen Beitrag sollten alle Politiker des Waldviertels verpflichtend studieren müssen! Erwähnt sei auch die Studie „Waldviertel-Forschung und Nationalpark“ (S. 137 -141) von Reinhold Christian, in der er die Ziele des grenzüberschreitenden Nationalparks Thayatal/Podyji auflistet. Den philosophischen Hintergrund zeigt Wolfgang Müller-Funk in seiner knappen „Parva oecologica in ‚postischen‘ Zeiten“ (S. 143 - 144) auf.

Ich wünsche dieser Festschrift viele Leserinnen und Leser, zumal auch der Preis sehr kundenfreundlich gehalten ist. Die „Beiträge zur Waldviertel-Forschung“ stellen „Heimatkunde“ in der modernen Bedeutung des Wortes dar.

Harald Hitz

Peter Granser (Red.), **Piaristenkirche Krems**. Festschrift anlässlich der Vollendung der Außenrestaurierung 1989-1994 (Krems 1994) 49 Seiten, 32 Farbfotos

Innerhalb von fünf Jahren wurde die wunderschön gelegene Piaristenkirche in Krems vorbildhaft renoviert. Dies bot den Anlaß zur Herausgabe dieser gut gestalteten Festschrift. In der Einleitung berichtet der Kirchenrektor P. Felix Schöber über die Notwendigkeit dieser groß angelegten Renovierung und bedankt sich bei den maßgebenden Persönlichkeiten. Nach den Worten des Bürgermeisters und der Kulturstadträtin stellt Landeshauptmann Erwin Pröll in seinem Artikel fest, daß die Denkmalpflege ein Anliegen des Landes sei, nachdem es für das 11,6 Millionen-Projekt selbst 20 %, das sind 2,2 Millionen Schilling, zur Verfügung gestellt hat. Weitere 20 % stammen vom Wissenschaftsministerium, 20 % von der Stadt Krems, 17 % von der Diözese St. Pölten, und 23 % wurden durch Spenden aufgebracht (2,95 Millionen Schilling!).

Recht interessant ist der Beitrag von Wilhelm Zotti vom Diözesankontrat, der anzweifelt, ob in unserer Zeit der schrumpfenden Pfarrgemeinden und der abnehmenden Identifikation der Jugend mit der und „ihrer“ Kirche all unsere kirchlichen Kunst- und Kulturdenkmale in Zukunft erhalten bleiben können.

Der Ordensgeneralvikar P. Ignasi Peduera S. P. beschreibt dann die fünf Piaristenzentren Österreichs, die von nur mehr sieben Patres betreut werden. Zu diesen Piaristenkirchen zählen Horn,

St. Thekla und Maria Treu in Wien, das Jugend- und Meditationszentrum Haselbach bei Stockerau (eröffnet 1983) und die Piaristenkirche in Krems. Ein weiterer Artikel, verfaßt von Franz Schönfellner vom Kulturamt Krems, bringt einen geschichtlichen Aufriß der Kremser Piaristenkirche. Der Kirchenrektor widmet auch einen Artikel der nun schon tausend Jahre währenden Seelsorge in Krems. Interessante Details erfährt man auch in der Beschreibung der Finanzierung dieses Großprojektes sowie in der Chronik der Restaurierung ab 1984.

Dieses großartige Renovierungswerk ist gelungen, und die herrliche spätgotische Kirche lädt ein zum Gottesdienst und zur Meditation. Auch das Buch darf man sowohl von der Aufmachung als auch vom Inhalt her als gelungen, informativ und repräsentativ bezeichnen.

Erich Broidl

Josef Filsmaier, **Land am Manhartsberg** (Schönberg am Kamp 1994) 280 Seiten, zahlreiche Farb- und Schwarzweiß-Fotos und Pläne, öS 380,—

Der Heimatforscher Prof. Josef Filsmaier ist durch seine zahlreichen Publikationen den Lesern unserer Zeitschrift sicherlich kein Unbekannter mehr, hat er doch mehrmals auch für unsere Hefte sachkundige und fundierte Artikel beige-steuert.

Nachdem er im Jahr 1966 das „Schönberger Heimatbuch“ vorgelegt hatte, folgte nach den Gemeindezusammenlegungen 1974 das „Heimatbuch der Kampalngemeinde Schönberg“, in welchem er das Vorläuferwerk wesentlich erweiterte. Nun hat er sein Lebenswerk mit einer Publikation über eine ganze Region gekrönt.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Teil, der auch als Schwerpunkt des Gesamtwerkes bezeichnet werden kann, bearbeitet er die Geschichte der Großgemeinde Schönberg am Kamp. Im zweiten Teil berichtet der Verfasser in loser Form über Bekanntes und weniger Bekanntes vom Manhartsberg. Obwohl er selbst die Geschichte der Gemeinde Schönberg schon in zwei Büchern niedergelegt hat, erfährt man in seinem neuesten Werk wieder viele neue und interessante Details, da er in der Zwischenzeit vor allem sehr viel Archivarbeit geleistet hat. Besondere Schwerpunkte in diesem Teil sind die Herrschaftsgeschichte sowie die Darstellung des Altstraßennetzes im Manhartsberggebiet.

Der Autor verstand es sehr gut, das Buch abwechslungsreich zu gestalten. Seiner dichterischen Ader konnte er durch niveauvolle Gedichte breiteren Raum lassen, Bilder, Pläne und Übersichten wechseln in bunter Folge mit Texten ab, wodurch der Ermüdung des Lesers entgegengearbeitet wird.

Den zweiten Teil bezeichnet der Autor selbst als „eine Art Bilderbuch“, in dem viele kleine und kleinste Orte aufgenommen sind, die ansonsten der Durchreisende vor lauter vermeintlich einförmiger „Gegend“ überhaupt nicht sieht. In dieser Rundreise um den Manhartsberg beschreibt der Autor unter anderem Schloß Harmannsdorf mitsamt seiner Beziehung zur Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner, er begibt sich auf die Spuren des legendären Räubers Johann Georg Grasel, der bekanntlich in Mörtsdorf, das am Manhartsberg gelegen ist, gefangengenommen wurde, er beschreibt das Werk des größten Mundartdichters Niederösterreichs — Josef Misson, der in Mühlbach am Manhartsberg das Licht der Welt erblickt hat.

Dieser zweite Teil ist eher feuilletonistisch gestaltet, wodurch die elegante Schreibweise des Autors besonders zur Geltung kommt. Prof. Filsmaier hat bei der Buchpräsentation zum Ausdruck gebracht, daß viele der Orte am Manhartsberg ein eigenes Heimatbuch haben, wodurch eine detailliertere Darstellung nur ein Exzerpt darstellen würde.

Da sich ein Rezensent immer auch auf die Suche nach Fehlern und Verbesserungsvorschlägen macht, möchte ich darauf hinweisen, daß Elsarn im Straßertal seit 1784 eine selbständige Pfarre ist und nicht eine Filiale (S. 250). Dankenswerterweise hat der Autor nicht die „amtliche“ Bezeichnung „Gschinzbach“ übernommen, wie sie seit Jahren an den Schildern bei jeder Brücke im Straßertal zu lesen ist, sondern ist bei „Gscheinzbach“ geblieben, was der mundartlichen Ausdrucksweise „Gscheazboch“ doch etwas näher kommt. Hinweisen möchte ich auch auf die hervorragende äußerliche Qualität des Buches und auf die vielen Illustrationen. Vom fototechnischen Gesichtspunkt her muß man sagen, daß es eine Reihe von ganz hervorragenden Bildern gibt, leider sind auch einige

schwächere dabei, die sicherlich mit einer Kleinbildkamera aufgenommen wurden, wobei ein zu starkes Korn zum Vorschein kommt. Diese Unzulänglichkeiten bedeuten für das Buch jedoch keine wesentliche Verminderung seiner repräsentativen Erscheinungsweise. Zum Schluß sei noch vermerkt, daß das Werk durch ein Personen- und Sachregister sehr benützerfreundlich aufgeschlüsselt ist, was selten bei solchen Heimatbüchern der Fall ist.

Der Marktgemeinde Schönberg sei gedankt, daß sie das für die gesamte Region rund um den Manhartsberg repräsentative Werk herausgegeben hat, dem Autor kann man zu seiner großartigen Leistung wirklich nur gratulieren. Diese seine Leistung ist umso beachtenswerter, wenn man bedenkt, daß er die Schwelle der 80ers schon hinter sich gelassen hat. Ich möchte somit „Land am Manhart“ als die Krönung des wissenschaftlichen und heimatkundlichen Wirkens von Prof. Josef Filismaier bezeichnen.

Erich Broidl

Museumsverein Schloß Rosenau (Hg.), **Österreichisches Freimaurer-Museum Schloß Rosenau bei Zwentl** (=Ausstellungskatalog, Wien: Eigenverlag 1994) 176 Seiten, 24 Abbildungen, öS 145,—

Das österreichische Freimaurermuseum in Schloß Rosenau besteht nun seit fast 20 Jahren. Aus diesem Grund wurden die Museumsräume heuer überholt und die Ausstellung völlig neu gestaltet. Das Museum behandelt jetzt die Geschichte der Freimaurerei in Österreich von ihrer Entstehung bis in die heutige Zeit. Anlässlich dieser Neugestaltung brachte der Museumsverein rechtzeitig einen umfangreichen Katalog heraus. Diese Schrift verfolgt in erster Linie das gleiche Ziel wie die gesamte Ausstellung, sie will die Freimaurerei auch Nichteingeweihten näherbringen und Vorurteile abbauen.

Rainer Hubert versucht in seinem einleitenden Aufsatz das Wesen der Freimaurerei zu beschreiben. Für ihn ist sie ein Weg unter vielen, ein menschenwürdiges Leben zu führen, eine Methode der Selbsterziehung. Er weist auch auf die Problematik hin, mit der die Gestalter des Freimaurermuseums konfrontiert sind: In einer Ausstellung können eben nur mehr oder weniger interessante Objekte gezeigt werden, die das eigentliche Phänomen aber nicht erklären, da dieses nicht im gegenständlichen Bereich liegt. Daher versuchte man bei der heurigen Ausstellungsgestaltung erstmals, auch die Erlebnisdimension miteinzubeziehen.

Fünf weitere Aufsätze beschäftigen sich mit der Freimaurerei in Österreich von der Aufklärung bis zur Verfolgung durch die Nationalsozialisten, mit dem Wohlfahrtswesen und dem Burgtheater als Modell masonischer Aufklärung.

Für den lokalen Bereich erscheint der Artikel von Ferdinand Zörner „Die Symbolik in den Räumen des Schlosses Rosenau“ besonders erwähnenswert. Bereits in den 60er Jahren waren einige Personen (allen voran das Ehepaar Edith und Wilhelm Wagesreiter) auf Grund der Symbolik in den Schloßräumen zu dem Schluß gekommen, daß sich hier eine Freimaurerloge befunden haben müsse. Eine Erkenntnis, die heute Allgemeingut ist, sich aber damals nur langsam durchsetzen konnte. Zörner geht nun den umgekehrten Weg: Er versucht, die Symbolik am und im Schloßgebäude von Rosenau im freimaurerischen Sinn zu deuten. Ein interessantes Unterfangen, wiewohl die zahlreichen Symbole — wie der Verfasser selbst anführt — natürlich auch andere Deutungsmöglichkeiten zulassen. Jedenfalls läßt dieser Aufsatz so manches Detail des Gebäudes in einem neuen Licht erscheinen.

Neben diesen interessanten Aufsätzen beinhaltet die vorliegende Schrift noch den Katalog zur derzeit in Rosenau laufenden Ausstellung (sie wird auch 1995 noch zu sehen sein). Insgesamt handelt es sich bei diesem Buch um eine äußerst gelungene Arbeit, die sowohl für an der Freimaurerei Interessierte als auch für Museumsbesucher und mit der lokalen Geschichte befaßte Personen wichtige Informationen enthält.

Friedel Moll

Franz Binder, **100 Jahre Raiffeisenkasse Vitis. 1893-1993** (Vitis: 1993) 56 Seiten, illustriert.

Diese kleine Festschrift ist mehr als eine obligate Veröffentlichung zu einem entsprechenden Jubiläum. Zuzuschreiben ist dieser Umstand dem Autor, der besonders für den Raum Vitis aus einer Viel-

zahl von Veröffentlichungen bestens bekannt ist. Franz Binder begnügt sich nicht mit einer Dokumentation im üblichen Sinn, er stellt vielmehr die Entwicklung der letzten 100 Jahre in einen weiten Rahmen. So wird aus der Geschichte einer kleinen Raiffeisenkasse der Ansatz zu einer interessanten Wirtschaftsgeschichte der Region um Vitis.

Einleitend wird die wirtschaftliche Situation des Bauernstandes nach der Aufhebung der Grundherrschaft beschrieben, dann werden Raiffeisen, seine Idee und ihre Verwirklichung vorgestellt. Die 100jährige Geschichte wird in sechs Perioden beschrieben: Von der Gründung bis zum Ersten Weltkrieg, Weltkrieg und Geldentwertung, die Zeit des Alpendollars, die Ära des Nationalsozialismus, Nachkriegszeit und Wiederaufbau und von der Genossenschaftskasse zur Universalbank.

Ergänzt werden die nicht nur für die Bewohner von Vitis interessanten und reich illustrierten Ausführungen durch eine Auflistung der Angestellten der Genossenschaft von 1959 bis 1993 und einer Beschreibung der Entwicklung der Filiale Hirschbach, die auf ein noch älteres Gründungsdatum verweisen kann (1892).

Norbert Müllauer

Felix Rubik, Heimatbuch der Marktgemeinde Dietmanns (Dietmanns: Eigenverlag OSR Felix Rubik o. J. = 1993) 174 Seiten mit 96 Schwarzweißabbildungen, öS 160,—
Bezugsadresse: OSR Felix Rubik, 3813 Dietmanns, Schulgasse 3

Die Marktgemeinde Dietmanns, zwischen Groß-Siegharts und Waidhofen an der Thaya gelegen, konnte bislang keine zusammenfassende Ortsgeschichte vorweisen. Mit dem vorliegenden Buch ist dieser Mangel nun behoben. Als glücklicher Umstand ist auch die Person des Autors zu nennen, der als langjähriger Bürgermeister von Dietmanns (1958 bis 1988) die Entwicklung der Gemeinde entscheidend mitbestimmt und somit gerade für die jüngste Zeitgeschichte wesentliche Fakten beigetragen hat.

Der Aufbau des Buches folgt bewährten Kriterien. „Die geschichtliche Entwicklung“ (S. 7-34) reicht von der Urgeschichte bis zum Jahr 1945. Dabei verweist der Autor auf eine Erstnennung des Ortes im Jahr 1230 in einem Zehentverzeichnis des Stiftes St. Georgen (in Gerhard Straßbergers „Siedlungsgeschichte des nordwestlichen Waldviertels ...“ stammte der erste urkundliche Beleg erst aus 1282). Im zweiten Hauptkapitel „Die Entwicklung des Ortes“ (S. 34-57) wird anhand der baulichen Entwicklung von Dietmanns das Wachstum der Gemeinde bis 1990 aufgezeigt. Besonders interessant ist der Abschnitt „Die Entstehung und die Entwicklung der Industrie und des Gewerbes in Dietmanns“ (S. 72-84), weil darin auch die ehemals in der Gemeinde bestandenen Industrie- und Gewerbebetriebe kurz beschrieben sind. Für die Identität der Gemeinde wichtig ist das Kapitel über bestehende und ehemalige Vereine. Eine „Zeittafel“ (S. 137-158) in Form einer kurzen Chronologie von 1153 bis 1992 bildet den Abschluß des Textes. Unbefriedigend ist die Formalstruktur des Quellenverzeichnisses auf S. 159 ausgefallen. Unter dem Zitat „Heidi Danzinger ‚Hausarbeit zur Lehrampfsprüfung‘“ kann man sich einfach nichts vorstellen.

Wie schnell allerdings Gegenwart zur Geschichte werden kann, zeigen zwei Ereignisse aus dem Zeitraum 1992 bis 1994, die nicht mehr in das Buch aufgenommen werden konnten: Der Gemahl einer Gemeindepolitikerin beging Selbstmord, weil seiner Gattin finanzielle Unregelmäßigkeiten nachgewiesen wurden, und der Vorzeigebetrieb der Gemeinde, die Kleiderfabrik Steilmann (Höchstpersonalstand 1992 mit 340 Beschäftigten), stellte 1994 endgültig die Produktion ein.

Felix Rubik hat seiner Heimatgemeinde mit diesem Buch ein schönes Geschenk gemacht. Es ist zu wünschen, daß die Dietmannser Bevölkerung dieses auch entsprechend zu würdigen weiß.

Harald Hitz

Festschrift der Freiwilligen Feuerwehr Kirchberg am Walde (Kirchberg am Walde o. J. [1993])
13 Blätter

Die Segnung eines neuen Kleinlöschfahrzeuges und ein „Kirchbergertreffen“ von Personen, die aus der Gemeinde Kirchberg gebürtig sind, veranlaßte die Freiwillige Feuerwehr, eine kleine Fest-

schrift herauszubringen. Der Inhalt ist rasch skizziert: Es beginnt mit einer Übersicht der Feuerwehrhauptleute seit 1877; die Satzungen und die Feuerlösch-Ordnung aus dem Gründungsjahr werden in Faksimile abgedruckt. Der Hauptartikel „Freiwillige Feuerwehr Kirchberg am Walde von der Gründung bis heute“ enthält mehr Bilder als Text! Vielleicht ist es im Jahre 2002 bei der 125-Jahr-Feier möglich, eine umfangreichere Festschrift zusammenzustellen.

Erich Rabl

Kurt Ka indl, **Wurzmühle**. Industriearchäologie aus dem oberen Waldviertel. Industrial Archaeology from the Waldviertel (Salzburg: Edition Fotohof im Otto Müller Verlag 1994) 72 Seiten, 49 Schwarzweißfotos, öS 298,—

Im nördlichen Waldviertel steht an der Lainsitz eine der ältesten Papiermühlen Europas. Seit über 200 Jahren wird dort aus Lumpen Papier erzeugt. Als Mitte des 19. Jahrhunderts der Rohstoff Lumpen durch den Rohstoff Holz abgelöst wurde, entwickelte sich das Papierhandwerk zur Papierindustrie. Diese Veränderung führte zum Untergang der Papiermühlen. Die Betreiber der Wurzmühle, die Angehörigen der Familie Mörzinger, suchen heute die alte Tradition dieser in Österreich einzigartigen Papierfabrik fortzusetzen.

In einer einmaligen Fotodokumentation gelingt es Kurt Ka indl, ein Stück Industriearchäologie nachzuzeichnen und damit den Beginn des maschinellen Zeitalters sichtbar zu machen. Die Dokumentation umfaßt 48 Schwarzweißabbildungen, entstand in den Jahren 1985 bis 1988 und war von Beginn an als Buch geplant, wobei in der Bildauswahl der Produktionsablauf der Papierherstellung als Auswahlkriterium zugrunde gelegt wurde.

In einleitenden Textbeiträgen vermittelt Walter Pongratz eine beeindruckende Übersicht über die „Historische Entwicklung der Wurzmühle“, und Harald Waitzbauer, ein Autor, der bisher vornehmlich zu kulturhistorischen Themen aus dem Umfeld Salzburgs und Österreichs gearbeitet hat, schreibt „Über die Papiermacherey“.

Um einen internationalen Markt anzusprechen, liegen die Beiträge auch in englischer Sprache vor.

Zum Abschluß noch eine kleine Randbemerkung: Bereits 1988 erschien dieser Bildband in erster Auflage. Diese Tatsache wird nicht erwähnt, bzw. ob es sich bei vorliegendem Buch um einen unveränderten Nachdruck handelt. Außerdem wurden im Klappentext die biographischen Angaben von Dr. Walter Pongratz, verstorben 1990, nicht berücksichtigt.

Schade, daß es von Kurt Ka indl noch keinen Schwarzweißbildband über das Waldviertel gibt. Eine Aufgabe, die sich bestimmt lohnen würde.

Norbert Müllauer

Rudolf Buchner 1894-1962. **Aquarelle, Gouachen, Federzeichnungen** (o. O., o.J.) 12 Blätter mit 20 Farbabbildungen, öS 150,—

Aus Anlaß des hundertsten Geburtstages des Malers Rudolf Buchner veranstaltet Herr Arnfried Spiegel auf Schloß Meires bei Waidhofen an der Thaya von 2. Juli bis 30. Oktober 1994 eine Jubiläumsausstellung, zu der auch ein kleiner Katalog erschienen ist. Franz Ka indl schreibt über den Maler „zwischen Stadt und Land“. Rudolf Buchner wurde am 15. März 1894 im mährischen Wernsdorf geboren und studierte Rechtswissenschaft und Kunst (1927 Promotion zum Doktor juris). Nach einigen Kursen an der Akademie der bildenden Künste ging er, wie andere österreichische Maler auch, nach Holland. Seine organisatorischen Fähigkeiten ermöglichten ihm die Gründung von Künstlergemeinschaften, u. a. war er Mitbegründer des „Landesverbandes der NÖ Kunstvereine“, dessen Präsident er von 1955-1962 war. In Buchners Bildern, einer unübersehbaren Zahl von Skizzen, Zeichnungen, Aquarellen, Gouachen, Ölbildern und Hinterglasbildern, dominiert die Landschaft. Über seine Bedeutung urteilt Franz Ka indl: „Überblickt man heute, etwa drei Jahrzehnte nach Buchners Ableben, Werk und Zusammenhänge, so kann man nicht umhin, festzustellen, daß er nach wie vor, trotz seiner Präsenz in den bedeutenden Museen des Landes, wieder neu zu entdecken und jeder

Schritt dazu ein überaus verdienstvolles Unterfangen ist.“ In der Ausstellung, die samstags und sonntags geöffnet ist, gibt es mehrere Ansichten von Waldviertler Orten zu sehen; im Katalog ist ein Aquarell von Stift Altenburg abgebildet.

Erich Rabl

Christine Nöstlinger, **Management by Mama** (St. Pölten — Wien: Niederösterreichisches Pressehaus 1994) 128 Seiten, 16 Zeichnungen von Christiana Nöstlinger, gebunden mit Schutzumschlag, öS 188,—

Keine Angst wegen des Buchtitels! Christine Nöstlinger ist nicht unter die englisch schreibenden Autoren gegangen. Doch nach dem Erfolg von „Salut für Mama“ bleibt sie beim Thema und zeigt, wie das „Management by Mama“ funktioniert. Als Frau, Mutter und Gattin weiß sie, wovon sie schreibt. In gewohnt humorvoller Weise schildert sie selbstironisch den ganz normalen Wahnsinn des Familienalltags. Das beginnt mit den unvorhersehbaren Folgen eines verlegten Topflappens und führt über alle Stationen des abwechslungsreichen Haushaltslebens. Die Schulprobleme der Kinder sind zu lösen und die Untugenden des Mannes zu ertragen. Und jeder weiß: Mama managt alles. Wie es ihr selber geht, fällt im Hausfrauendasein nicht ins Gewicht. Sie hat Zuwendung zu geben und alle Situationen zu meistern, und damit basta. In 50 köstlichen Fallbeispielen wird das alles im unverkennbaren Nöstlinger-Stil ausgeschlachtet. Und man liest es mit Vergnügen. Wer die Nöstlinger-Bücher schon kennt, dem braucht dieser Band nicht eigens empfohlen zu werden, sollte aber tatsächlich jemand noch keines gelesen haben, dann hat er hier Gelegenheit, diese Bildungslücke zu schließen. Er wird sich köstlich amüsieren, denn die Autorin (die abwechselnd in Wien und im Waldviertel lebt — wie der Klappentext verkündet) kann auch die letztlich durchaus ernste Problematik so bringen, daß es sich angenehm liest. Daß die Glossen ganz unbemerkt auch zum Nachdenken anregen, ist eine nützliche Nebenwirkung.

Anton Pontesegger

Erich Broidl, **Das Unwetter von 1844 im Straßertal** (Straß im Straßertal: Bildungs- und Heimatwerk 1994) 27 Seiten, zwei Schwarzweißabbildungen, öS 20,—

Am 7. Mai 1844 wütete im Straßertal ein furchtbares Unwetter mit Hagelschlägen und Überschwemmungen. Der 150. Jahrestag dieses Ereignisses war der Anlaß für die Herausgabe einer Broschüre.

Mit verschiedenen Tatsachenberichten aus Pfarrgedenkbüchern (der Pfarren Straß, Elsarn, Hohenwarth und Zemling), Kalenderaufzeichnungen eines Hauers in Straß und einem Bericht aus dem Buch „Aus der Vergangenheit des Marktes Hadersdorf am Kamp“ von Jakob Pich versucht der Verfasser, der dazwischen nur einige kurze Bemerkungen eingefügt hat, dieses Elementarereignis und seine Folgen vor Augen zu führen und zu dokumentieren. Spendenaufrufe der „Allgemeinen Theaterzeitung“, der „Wiener Consistorial-Currenden“ und des Kreisamtes Korneuburg (sie sind im Gemeindegarchiv im Original vorhanden und wurden in der Broschüre abgedruckt) geben — zusammen mit einem Verzeichnis über die Verteilung von Unterstützungen — ein Bild vom Schaden und von der Not, welche die Menschen damals erleiden mußten.

Einige Wetterregeln aus dem Straßertal, ein „Verzeichnis der Festschriften, Bücher, Broschüren aus und über das Straßertal“ sowie ein Literatur- und Quellenverzeichnis beschließen die Broschüre.

Herbert Neidhart

Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes

Jahreshauptversammlung des Waldviertler Heimatbundes in Weitra

Die diesjährige Jahreshauptversammlung des WHB fand am Sonntag, dem 29. Mai 1994, im Auhof in Weitra statt. Präsident Dr. Erich Rabl begrüßt um 10.30 Uhr die erschienenen Mitglieder, eröffnet die Jahreshauptversammlung und stellt die Beschlußfähigkeit fest. Besonders freut es ihn, den Vizebürgermeister der Stadt Weitra, Kulturstadtrat Dir. Dr. Wolfgang Katzenschlager, die Geschäftsführerin der Waldviertel-Akademie, Frau Elisabeth Steinberger, sowie Herrn ÖStR. Dr. Anton Pontesegger begrüßen zu können. Die Ehrenpräsidentin Frau Gerlinde Malek und Ehrenpräsident Dr. Berthold Weinrich ließen sich für die Jahreshauptversammlung entschuldigen.

1. Bericht des Präsidenten Prof. Dr. Erich Rabl über das Vereinsjahr 1993 und Vorschau auf 1994

Dr. Rabl berichtet, daß seit der Jahreshauptversammlung 1993 in Schloß Riegersburg, am 23. Mai 1993, zwei Vorstandssitzungen, nämlich am 22. Oktober 1993 in Waidhofen/Thaya und am 22. April 1994 in Eggenburg, stattgefunden haben. Der Schwerpunkt der Aktivitäten liege nach wie vor bei der Herausgabe der Zeitschrift „Das Waldviertel“ und der Schriftenreihe. Im Jahr 1993 sei der Umfang der Zeitschrift mit 428 Seiten fast gleich geblieben, wie im Jahr davor (436 Seiten).

Die Leitartikel waren in Heft 1 „Elche im Waldviertel“ von Erich Steiner, in Heft 2 „Das Pressewesen im Waldviertel von 1848 bis 1918“ von Johann Günther, in Heft 3 „Was blieb im Waldviertel von der Reformation?“ von Gustav Reingrabner sowie in Heft 4 „Ungarische Zwangsarbeit im Waldviertel 1944/45“ von Szlabolcs Szita.

In Heft 1/1994 schrieb Michael Sauberer über das Thema „Was kann das Waldviertel von der Europäischen Union erwarten?“ und für Heft 2 sind die Arbeiten weit vorangeschritten, den Leitartikel mit dem Thema „Restaurierungsarbeiten in Weitra und die NÖ Landesausstellung 1994“ hat Wolfgang Katzenschlager verfaßt.

Heft 1/1995 wird sich mit der Erdgeschichte des Waldviertels befassen; dazu wird Herr Univ.-Prof. Dr. Fritz F. Steininger die Herausgabe übernehmen. Diesem Heft soll auch eine geologische Karte des Waldviertels beigelegt werden.

Die Auflage der Zeitschrift „Das Waldviertel“ beträgt derzeit zwischen 1500 und 1700 Stück, davon erhalten die Mitarbeiter ca. 150 bis 200 Stück. Auch Studenten kommen immer häufiger als Abonnenten dazu.

In der Schriftenreihe ist nun der seit langem angekündigte Band 31 „Das Jahr 1945 im Bezirk Horn“ von Maria Mayr, geb. Bitter, erschienen, welcher von Dr. Rabl in Zusammenarbeit mit Dr. Hitz und Dr. Pontesegger herausgegeben wurde.

Nach dem erfolgreichen 2. Graselfest am 12. September 1993 ist nun für Samstag, 11. Juni 1994, das 3. Graselfest im Schloßhof zu Drosendorf angesetzt, wo wieder der Chor des Gymnasiums von Kremsier, die Bühnenspielgruppe des Gymnasiums von Waidhofen/Thaya sowie die Tanzgruppe Tanthea aus Waidhofen/Thaya mitwirken werden. Dr. Rabl verweist auch auf die Buchpräsentation des Waldviertler Heimatbundes im Palmenhaus in Gmünd, welche am 18. Juni 1994, um 15 Uhr, stattfinden wird.

Über die Waldviertel-Bibliothek im Höbarthmuseum berichtet Dr. Rabl, daß 1993 über 100 Bücher neu dazugekommen sind.

2. Herausgeber Prof. Dr. Harald Hitz: Bericht über die Schriftenreihe des WHB

Dr. Hitz berichtet, daß Band 31 von Maria Mayr-Bitter erschienen ist, Band 34 über Johann Georg Grasel vergriffen war und in 2. Auflage mit 152 Seiten aufgelegt wurde, ebenso Band 35 „Das Jahr

1945 im politischen Bezirk Waidhofen an der Thaya“ von Christoph Schadauer in 2. Auflage herausgegeben wurde, wobei der Waldviertler Sparkasse von 1842 für die finanzielle Unterstützung großer Dank ausgesprochen werden müsse.

Band 36 „Kontakte und Konflikte“ ist ebenfalls erschienen, der Herausgeber Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer hat damit in vielen Fachzeitschriften großes Echo gefunden. Band 37, welcher sich mit Juden und Judenverfolgung im Waldviertel befassen wird, soll im Frühjahr 1995 herauskommen, anschließend wird als Band 38 „Reformation im Waldviertel“ von Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner herausgegeben, und schließlich 1996 soll das Generalregister der Zeitschrift „Das Waldviertel“ erscheinen, an dem derzeit noch Frau Mag. Eva Wackerlig und Mag. Rudolf Malli arbeiten.

3. Bericht der Finanzreferenten Prof. Mag. Rudolf Malli und Prof. Mag. Johann Fenz über den Rechnungsabschluß 1992

Mag. Johann Fenz gibt einen erfreulichen Bericht über das Jahr 1993. Einnahmen von 706 000 Schilling stehen Ausgaben von 663 000 Schilling gegenüber. Das ergibt einen Zugang zur Gebarungsreserve von 43 000 Schilling.

Jahresausgaben und -einnahmen 1993

Einnahmen:	
Mitgliedsbeiträge	S 282 213,00
Subventionen und Spenden	S 202 000,00
Inserate	S 14 000,00
Schriftenreihe und Einzelhefte	S 160 568,40
Zinsen	S 47 681,68
Summe der Einnahmen	S 706 463,08
Ausgaben:	
Druck der Zeitschrift (Heft 1-3/1993)	S 367 906,00
Druck der Schriftenreihe	S 236 103,00
Verwaltungsaufwand und Postgebühren für den Buchversand	S 43 988,65
Bankspesen	S 3 298,02
Waldviertel-Bibliothek	S 12 046,16
Summe der Ausgaben	S 663 341,83
Zugang zur Gebarungsreserve	S 43 121,25

Mag. Rudolf Malli gibt den Voranschlag für 1994 bekannt. Er rechnet mit Einnahmen von 427 000 Schilling aus den Mitgliedsbeiträgen, dem Verkauf der Schriftenreihe sowie aus Subventionen, mit Ausgaben aber in Höhe von 812 000 Schilling, welche durch die Druckkosten der Zeitschrift und der Schriftenreihe und durch den Versand entstehen werden.

Trotzdem empfehlen die Finanzreferenten, den Mitgliedsbeitrag, welcher seit 1987 gleichgeblieben ist, weiterhin bei 275 Schilling zu belassen. Dieser Antrag, den Mitgliedsbeitrag für 1995 mit 275 Schilling zu belassen, wird einstimmig angenommen.

Zur Mitgliederbewegung berichtet Mag. Malli, daß 1987 867 Mitglieder beim WHB waren, derzeit die Mitgliederzahl bei 1048 liege.

4. Bericht des Rechnungsprüfers Gerhard Grassinger

Gerhard Grassinger berichtet als Rechnungsprüfer, daß er und der heute entschuldigte Rechnungsprüfer Friedel Moll die Finanzgebarung des WHB überprüft und in Ordnung befunden hätten. Er

stellt daher den Antrag, den Finanzreferenten die Entlastung auszusprechen. Dieser Antrag wird einstimmig angenommen.

5. Neuwahlen

Mag. Rudolf Malli übernimmt den Vorsitz für die Wahl und stellt den Antrag, Prof. Dr. Erich Rabl zum Präsidenten des WHB wieder zu wählen.

Dieser Antrag wird einstimmig angenommen. Anschließend bedankt sich Präsident Dr. Rabl für das Vertrauen und verliest den weiteren Wahlvorschlag und stellt ihn zur Diskussion. Da keine Einwände erhoben werden, stellt Dr. Rabl den Antrag, den Wahlvorschlag zu genehmigen. Auch dieser Antrag wird einstimmig angenommen.

Der Vorstand

Präsident und Schriftleiter der Zeitschrift „Das Waldviertel“: Prof. Dr. Erich Rabl, Horn

1. Vizepräsident: Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer, Wien

2. Vizepräsident und Schriftführer: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg

Finanzreferent: Prof. Mag. Rudolf Malli, Eggenburg

Stellvertretender Finanzreferent: Prof. Mag. Johann Fenz, Horn

Stellvertretender Schriftführer: Univ.-Lektor Dr. Friedrich Polleroß, Neupölla

Stellvertretender Schriftleiter der Zeitschrift „Das Waldviertel“: OStR. Dr. Anton Pontesegger, Gleiß

Leiter der Bezirksgruppe Waidhofen/Thaya: Dir. Eduard Führer, Waidhofen/Thaya

Leiterin der Bezirksgruppe Zwettl: HOL Brigitte Prinz, Zwettl

Herausgeber der Schriftenreihe des WHB: Prof. Dr. Harald Hitz, Waidhofen/Thaya

Beiräte:

Dr. Ralph Andraschek-Holzer, Horn

HS-Dir. Hans Frühwirth, Krems

HOL Herbert Neidhart, Pöggstall

Prof. Dr. Wilfried Winkler, Hoheneich

Redaktionskomitee „Das Waldviertel“:

Prof. Dr. Erich Rabl, OStR. Dr. Anton Pontesegger, Dr. Ralph Andraschek-Holzer,

Univ.-Lektor Dr. Friedrich Polleroß, Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer

Rechnungsprüfer:

FOI Gerhard Grassinger, Dallein

HOL Friedel Moll, Zwettl

Vorsitzender des Schiedsgerichtes:

Ehrenpräsident Dr. Berthold Weinrich, Zwettl

6. Beschlußfassung über eingebrachte Anträge

Da keine Anträge eingebracht wurden, entfällt dieser Punkt.

7. Ehrung:

OStR. Mag. Dr. Anton Pontesegger hat am 10. Mai 1994 seinen 65. Geburtstag gefeiert. Aus diesem Anlaß hat der Vorstand beschlossen, Dr. Pontesegger für seine unermüdliche Arbeit, welche er seit 1988 für den WHB leistet, zu ehren und zu danken, und ihm eine Radierung von Prof. Karl Korab, eine Waldviertler Dorflandschaft darstellend, zu überreichen. Prof. Dr. Rabl beleuchtet eingehend den Lebensweg von OStR. Dr. Anton Pontesegger und zählt dessen Publikationen auf, welche sich einerseits aus pädagogischen Arbeiten, andererseits aus heimatkundlichen Werken zusammensetzen.¹⁾

¹⁾ Vgl. auch „Oberstudienrat Dr. Anton Pontesegger — 60 Jahre“ in: Das Waldviertel 38 (1989) S. 195-196.



Präsident Dr. Erich Rabl überreicht OStR. Dr. Anton Pontesegger eine Korab-Radierung

OStR. Dr. Pontesegger dankt dem WHB in bewegten Worten für diese Ehrung und skizziert in einer humorvollen Rede seine Arbeit für den WHB. Dr. Rabl bittet OStR. Dr. Pontesegger weiterhin um seine unentbehrliche Mithilfe bei den Korrekturen der Artikel und der Schriftenreihe.



Hof des Schlosses Weitra



Von links: Dr. Wolfgang Katzenschlager, Dr. Wilfried Winkler, Dr. Erich Rabl, Dr. Harald Hitz, Mag. Rudolf Malli und Dr. Hans B. Schneider

(Fotos: Johann Fenz, Horn)

Im Anschluß an die Jahreshauptversammlung führte Dr. Wolfgang Katzenschlager in das Castellihaus zum neu entdeckten Karner und nach dem Mittagessen in die mittelalterliche Zisterne auf dem Hauptplatz. Eine sehr intensive und informative Führung Dr. Katzenschlagers durch die NÖ Landesausstellung auf Schloß Weitra beschloß den Nachmittag.

Burghard Gaspar

Drittes „Graselfest“ in Drosendorf Buchpräsentation in Gmünd

Nach zwei „Graselfesten“ 1992 und 1993 in Horn war am Samstag, dem 11. Juni 1994, der Hof des Schlosses Drosendorf der Schauplatz des dritten „Graselfestes“, das vom Waldviertler Heimatbund gemeinsam mit dem Verein Drosendorf aktiv und der Waldviertel-Akademie veranstaltet wurde. Der Anlaß dafür war das Erscheinen der zweiten Auflage des Buches „Johann Georg Grasel — Räuber ohne Grenzen“, nachdem die Erstauflage von 2000 Exemplaren innerhalb von 15 Monaten vergriffen war. Von der zweiten erweiterten Auflage wurden 1000 Exemplare aufgelegt. Mitwirkende des Graselfestes waren die beiden Tanzgruppen Tanthea und TUT aus Waidhofen an der Thaya sowie der Schülerchor des Gymnasiums von Kroměříž (Kremsier) in Mähren. Der Herausgeber des Grasel-Buches, Prof. Dr. Harald Hitz, beleuchtete in seinem Referat die Beziehungen Grasel's zu Drosendorf.

Über die zweite Veranstaltung am 18. Juni 1994 erschien von Niklas Perzi in der Neuen NÖN (7. Juli 1994) folgender Bericht:

Ganz im Zeichen der Wissenschaft stand kürzlich das Gmünder Palmenhaus.

Der Anlaß war eine Buchpräsentation des Waldviertler Heimatbundes, der zwei seiner neuen Werke vorstellte.



„Graselfest“ in Drosendorf: Tanzgruppe Tanthea aus Waidhofen/Thaya



Chor des Gymnasiums aus Kroměříž (Kremsier)

Das eine Buch, „Kontakte und Konflikte“ behandelt Aspekte eines Jahrtausends gemeinsamer Geschichte von Böhmen, Mähren und Österreich, vor allem im Grenzraum. „46 Aufsätze von hochrangigen tschechischen, deutschen und österreichischen Wissenschaftlern vermitteln ein facettenreiches Bild“, berichtete der Herausgeber Univ.-Ass. Thomas Winkelbauer stolz, vergaß aber dabei nicht, hinzuzufügen: „Es ist ein wissenschaftliches, aber auch gut lesbares Werk.“

Bgm. Alfred Drach stellte in sehr persönlichen Worten die Verbindung zur Stadt Gmünd her, als er von seinen Erinnerungen an das Jahr 1945 berichtet. Univ.-Ass. Andrea Komlosy ging auf den Bedeutungswandel des Begriffes „Grenze“ ein.



Zweite Sitzreihe, 1. von links Graselbuch-Herausgeber Dr. Harald Hitz, dritter von links Mag. Otakar Lukáš, Direktor des Gymnasiums von Kroměříž

(Fotos: Erich Rabl, Horn)



Palmenhaus Gmünd: Musikgruppe „Prácheňský Soubor“



Von links: Dr. Harald Hitz, Dr. Thomas Winkelbauer, Dr. Erich Rabl, Dr. Andrea Komlosy, Bürgermeister Alfred Drach und Bezirkshauptmannstellvertreter Dr. Schnabl

(Fotos: Pia Rabl, Horn)

Das zweite Buch „Johann Georg Grasel — Räuber ohne Grenzen“ konnte vom Herausgeber, Prof. Harald Hitz, bereits in zweiter Auflage präsentiert werden: „Grasel war kein guter Räuber, er überschritt oft alle moralischen Grenzen“, rückte Hitz das Klischee-Bild zurecht.

Für eine ausführliche musikalische Umrahmung sorgte das südböhmische Folklore — Ensemble Prácheňský Soubor, das durch seine Tourneen in 21 Länder und mit etwa 2000 Auftritten auch international bekannt ist. Das Ensemble wurde 1949 von Josef Režný gegründet, der seitdem künstlerischer Leiter, Choreograph und Autor der Musik- und Liederbearbeitungen dieser Volksmusikgruppe ist. Die Gruppe spielte mit Dudelsäcken, Geigen, Klarinetten, „böhmischen Bock“ und Kontrabaß und bot eine echt böhmische Volksmusik aus dem Böhmerwald und seinem Vorland.

Erich Rabl

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES

- Dr. Ralph Andraschek-Holzer, 1100 Wien, Laaerbergstraße 3/6
HL Erich Broidl, 3491 Elsbarn 52
Univ.-Doz. Dr. Václav Bůžek, Südböhmische Universität, CZ-371 15 České Budějovice,
Jeronýmova 10
Prof. Mag. Johann Fenz, 3580 Horn, Kristgasse 18
HS-Dir. Hans Frühwirth, 3500 Krems, Kremstalstraße 58
Spk-Dir. Eduard Führer, 3830 Waidhofen/Thaya, Hans Wagner-Straße 7
Mag. Martina Fuchs, 3580 Horn, Christian Weinmann-Gasse 17
VS-Dir. Burghard Gaspar, 3730 Grafenberg 63
Gerhard Grassinger, FOI der Bezirkshauptmannschaft Horn, 3753 Dallein 29
Edith Hahn, 3822 Karlstein, Griesbach 36
Prof. Dr. Harald Hitz, 3830 Waidhofen/Thaya, Kroppusstraße 9
OStR. Dr. Erbert Junker, 3945 Hoheneich 155
SR HOL Franz Krausl, 2095 Drosendorf, Altstadt 8
HOL Friedel Moll, 3910 Zwettl, Waldrandsiedlung 63
Prof. Mag. Norbert Müllauer, 3910 Zwettl, Dr. Franz Weismann-Straße 26
HOL Herbert Neidhart, 3650 Pöggstall, Postfeldstraße 27
Universitätslektor Dr. Friedrich Polleroß, 1200 Wien, Klosterneuburger Straße 60/20
OStR. Dr. Anton Pontesegger, 3331 Gleiß, Waidhofner Straße 2
Prof. Dr. Erich Rabl, 3580 Horn, Giugnostraße 15
Prof. Mag. Pia Rabl, 3580 Horn, Giugnostraße 15
Prof. Mag. Peter Reischütz, 3580 Horn, Puechhaimgasse 52
Mag. Günter Schneider, 3910 Zwettl, Waldrandsiedlung 46
stud. phil. Ulrike Sümegi, 2011 Sierndorf, Schulstraße 33
Reg.-Rat Dr. Franz Trischler, 1130 Wien, Hagenberggasse 21
Mag. Jakob Werner, 1090 Wien, Boltzmanngasse 22/12
Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer, Institut für Österreichische Geschichtsforschung,
1010 Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1
Walter Winkler, 3580 Horn, Florianigasse 3

SCHRIFTENREIHE DES WALDVIERTLER HEIMATBUNDES

(Lieferbare Bände)

- Band 22: **Sepp Koppensteiner:** Rund um den Nebelstein. Besinnliche und heitere Geschichten aus dem Oberen Waldviertel (1978) 119 Seiten . öS 50,—
- Band 26: **Walter Pongratz:** Die ältesten Waldviertler Familiennamen (1986) 204 Seiten öS 195,—
- Band 27: **Renate Seebauer:** Ortsgeschichte von Mahrersdorf (1986) 64 Seiten öS 50,—
- Band 28: **Robert Kurij:** Nationalsozialismus und Widerstand im Waldviertel (1987) 248 Seiten; Sonderpreis öS 40,—
- Band 29: **Ulrike Kerschbaum/Erlich Rabl (Hg.):** Heimatforschung heute. Referate des Symposiums „Neue Aspekte zur Orts- und Regionalgeschichte“ vom 24. bis 26. Oktober 1987 in Horn (1988) 196 Seiten öS 195,—
- Band 30: **Friedrich Polleroß (Hg.):** 1938. Davor — Danach. Beiträge zur Zeitgeschichte des Waldviertels (Zweite, ergänzte Auflage 1989) 400 Seiten öS 180,—
- Band 31: **Maria Mayr (geborene Bitter):** Das Jahr 1945 im Bezirk Horn (1994) 176 Seiten öS 160,—
- Band 32: **Andrea Komlosy (Hg.):** Spinnen — Spulen — Weben. Leben und Arbeiten im Waldviertel und in anderen ländlichen Regionen (1991) 152 Seiten öS 135,—
- Band 33: **Robert Streibel:** Plötzlich waren sie alle weg. Die Juden der „Gauhauptstadt Krems“ und ihre Mitbürger (1991) 295 Seiten öS 298,—
- Band 34: **Harald Hitz (Hg.):** Johann Georg Grasel. Räuber ohne Grenzen (Zweite, ergänzte Auflage 1994) 152 Seiten öS 145,—
- Band 35: **Christoph Schadauer:** Das Jahr 1945 im politischen Bezirk Waidhofen an der Thaya (Zweite Auflage 1994) 320 Seiten öS 195,—
- Band 36: **Thomas Winkelbauer (Hg.):** Kontakte und Konflikte. Böhmen, Mähren und Österreich: Aspekte eines Jahrtausends gemeinsamer Geschichte (1993) 560 Seiten öS 360,—
- Band 37: **Friedrich Polleroß (Hg.):** Juden und Judenverfolgung im Waldviertel (in Vorbereitung)
- Eduard Kranner:** Ulrich von Sachsendorf. Ein höfischer Minnesänger im babenbergischen Österreich (2. Aufl. 1977) 109 Seiten öS 70,—

*Bestellungen richten Sie bitte an den Waldviertler Heimatbund (Dr. Erlich Rabl),
3580 Horn, Postfach 100, oder Telefon 02982/3991 (ab 14 Uhr)*

Werte bewahren:

Geistiges Potential und finanzielle Mittel gezielt einsetzen. Für Ideen und Problemlösungen, wie wir sie heute brauchen. Für all das steht die



SPARKASSE DER STADT GROSS-SIEGHARTS KARLSTETTEN — JAPONS — BLUMAU

Das Waldviertel

Zeitschrift für Heimat- und Regionalkunde des Waldviertels und der Wachau

(Begründet von Johann Haberl jun. 1927 in Waidhofen an der Thaya)

Der Verein „Waldviertler Heimatbund“ bezweckt lokale Forschungen im und über das Waldviertel, die Förderung des Geschichts- und Heimatbewußtseins, die Vertiefung der Kenntnisse der Kunst und Kultur sowie die Bewahrung und Pflege erhaltenswerter Zeugen der Vergangenheit, insbesondere auch die Förderung von Bestrebungen der Denkmalpflege und des Umweltschutzes im Sinne der Erhaltung der Naturlandschaft und der -denkmäler. Die Tätigkeit des Vereins ist nicht auf Gewinn gerichtet. Jede parteipolitische Betätigung innerhalb des Waldviertler Heimatbundes ist mit den Vereinszielen nicht vereinbar und deshalb ausgeschlossen.

Namentlich gezeichnete Beiträge geben die persönliche Meinung des Verfassers wieder und stellen nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion dar.

Vorstand: Präsident: Dr. Erich Rabl, Horn. 1. Vizepräsident: Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. 2. Vizepräsident: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg. Finanzreferenten: Mag. Rudolf Malli, Limberg, und Mag. Johann Fenz, Horn. Schriftführer: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg, und Dr. Friedrich B. Polleroß, Neupölla. Schriftleiter der Zeitschrift „Das Waldviertel“: Dr. Erich Rabl, Horn, und stellvertretender Schriftleiter: Dr. Anton Pontesegger, Gleiß.

Redaktion: Dr. Ralph Andraschek-Holzer, Horn; Dr. Anton Pontesegger, Gleiß; Dr. Friedrich Polleroß, Neupölla; Dr. Erich Rabl, Horn und Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. Mitarbeiter der Kulturberichte: Bezirk Gmünd: Edith Hahn, Griesbach. Bezirk Horn: Gerhard Grassinger, Dallein. Bezirk Krems: HS-Dir. Hans Frühwirth, Krems. Bezirk Melk: HOL Herbert Neidhart, Pöggstall. Bezirk Waidhofen an der Thaya: Dir. Eduard Führer, Waidhofen. Bezirk Zwettl: HOL Friedel Moll, Zwettl.

Redaktionsadresse und Bestellungen von Vereinspublikationen: Waldviertler Heimatbund (WHB), A-3580 Horn, Postfach 100 oder Telefon 02982/3991 (Dr. Rabl).

Herausgeber und Medieninhaber (Verleger): Waldviertler Heimatbund (WHB), A-3580 Horn.

Satz+Druck: Malek Druck GesmbH, A-3500 Krems, Wiener Straße 127.

Gedruckt mit Unterstützung des Kulturreferates der Niederösterreichischen Landesregierung.

ISSN 0259-8957

ZUKUNFT IST NICHT ZUFALL.



Aktiv-Vorsorge

Die finanzielle Absicherung der Zukunft gehört einfach zur Lebensqualität. Sorgen Sie vor. Es geht.



Waidhofen · Gmünd · Litschau · Raabs · Dobersberg · Vitis · Kautzen

Eine starke, internationale Regionalsparkasse!

Geschäftsstellen in Tschechien: Neuhaus und Datschitz